DER SPIEGEL

Nr. 40 / 1.10.05
Deutschland: 3,40 €

4 190700 703403 40

MAO

Anatomie eines Massenmörders

PRINTED IN GERMANY

Österreich € 3,60
Schweiz sfr 6,–

www.spiegel.de

DER SPIEGEL
DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

Hausmitteilung

1. Oktober 2005 **Betr.: DER SPIEGEL**

Ein Journalist kann Freund des Politikers auf Dauer nicht sein“, schrieb SPIEGEL-Herausgeber Rudolf Augstein im Oktober 1999. Gerhard Schröder war gerade ein Jahr Kanzler, und Augstein hatte ihn („Schröder hatte eine Persönlichkeitswahl veranstaltet, aber die Persönlichkeit ist er uns schuldig geblieben“) und seinen Vizekanzler ins Visier genommen („Ein grüner Hasardeur bestimmt jetzt die deutsche Außenpolitik“).

Augstein fiel das nicht leicht: „Wer mit Gerhard Schröder zusammen am Biertisch gehockt hat, der zögert natürlich eine fällige Abrechnung so lange wie möglich hinaus, auch ich darf ihn ja Gerd nennen.“

Ein Jahr zuvor hatte der Kanzler kurz nach seiner Wahl Augstein auf der internen Feier zum 75. Geburtstag gratuliert. Es war die Woche, in der der SPIEGEL den Kanzler auf dem Titel in den Wolken schwebend dargestellt hatte, mit der Zeile „Wo ist Schröder?“ Das wiederum nahm der damalige Fraktionsvorsitzende der Union, Wolfgang Schäuble, im Bundestag zum Anlass einer Prophezeiung: „Sie werden – ich sage es Ihnen voraus – eine neue Gemeinsamkeit mit Ihrem Amtsvorgänger entwickeln, Herr Bundeskanzler Schröder. Von Helmut Kohl wissen wir, dass er den SPIEGEL ums Verrecken nicht gern gelesen hat. Wenn Sie diese Woche die Überschrift ‚Wo ist Schröder?‘ lesen und sich im Nebel von Lafontaine verschwinden sehen, dann sage ich Ihnen: Der SPIEGEL wird Ihnen bald so widerwärtig sein, wie er Helmut Kohl es in den 16 Jahren gewesen ist.“

J. H. DARCHINGER

Augstein, Schröder*

Augstein nahm Schröder damals vor solchen Unterstellungen in Schutz: „Offenbar will Schäuble den neuen Kanzler auf jene Stufe herunterziehen, auf der dessen Vorgänger geturnt hat … Aber dieser Kanzler ist anders. Er glaubt nicht einen Moment, er könne dadurch, dass er mit mir zusammensitzt, einen kritischen Artikel des SPIEGEL mildern oder gar verhindern; ebenso wenig glaubt er, er könne dadurch einen Gewinn einfahren. Man muss schon reichlich bescheuert sein, um die Mechanismen des freien Journalismus so einzuschätzen.“

Sieben Jahre nach dem Beginn der ersten Kanzlerschaft Gerhard Schröders, drei Jahre nach Beginn der zweiten und unmittelbar nach einer für ihn suboptimal ausgegangenen Wahl ist dieser Zustand offenbar erreicht. In der Elefantenrunde, einer seltenen Stunde der Wahrheit, präsentierte sich der Medienkanzler als Medien-Abkanzler. Im Willy-Brandt-Haus klagte er über „vermachtete Medien“, über „Medienmacht“ und „Medienmanipulation“ und drohte später unverhohlen einem SPIEGEL-Journalisten: „Ihre Zunft muss aufpassen!“ Sein Innenminister Otto Schily hatte da schon Erfolge vorzuweisen. Auf der Tagung des Zeitungsverlegerverbandes rechtfertigte er das polizeistaatliche Vorgehen gegen Journalisten, die für das Magazin „Cicero“ recherchiert hatten (Seite 36). Es gehe darum, „die Diskretion im Staat“ durchzusetzen. Bei der Wahlberichterstattung habe er den Eindruck, „die Medien wollten sich an die Stelle des Souveräns setzen; quasi das Wahlvolk ersetzen“. Und zu einem SPIEGEL-Redakteur: „Über diese Berichterstattung wird noch zu reden sein.“

Da mochte manch journalistischer Parteigänger nicht nachstehen und trug allerhand Verschwörungsmaterial zusammen, um Schröders Worte zu untermauern.

Kritische Berichterstattung über Regierende jeglicher Couleur führt regelmäßig zu derartigen Kampagnenvorwürfen. Kurz vor seinem Waterloo nannte Napoleon den „Rheinischen Merkur“, herausgegeben von Joseph Görres, die „fünfte feindliche Großmacht“. Das fand schon Rudolf Augstein übertrieben, hatte aber Verständnis für die Empfindlichkeiten der politischen Kaste: „Alle Parteien wünschen sich die von ihnen unabhängige Presse vermutlich vom Halse; das ist menschlich.“ Er selbst hatte genug Erfahrungen mit den Kanzlern und Ministern der Republik gemacht. Franz Josef Strauß war mitverantwortlich dafür, dass der SPIEGEL-Herausgeber 103 Tage im Gefängnis verbringen musste. Helmut Kohl gab dem SPIEGEL während seiner 16-jährigen Regentschaft kein Interview, und für SPIEGEL-Redakteure war bei Auslandsreisen in der Regel kein Platz in der Kanzlermaschine frei. Willy Brandt nannte den SPIEGEL schon mal „Scheißblatt“, was er wenig später bedauerte. Helmut Schmidt schimpfte in der SPD-Bundestagsfraktion: „Lasst euch nicht irremachen von diesem Geschmeiß.“ Kurz darauf ließ er sich durch den Regierungssprecher für das hässliche Wort entschuldigen: „Er nimmt es zurück und betrachtet es als nicht gesagt.“

Und Gerhard Schröder entwickelte in der letzten Phase seiner Kanzlerschaft in puncto SPIEGEL durchaus Kohlsche Züge. Da wurde lieber „Bild“ bei Hofe vorgelassen als der SPIEGEL. Sei’s drum.

Die kritische Distanz zu den Gewählten ist das Betriebskapital einer unabhängigen Zeitschrift. Das war beim SPIEGEL früher so, ist heute so und wird auch in Zukunft so sein. Gleichgültig, wer regiert, in Berlin und anderswo.

Die Zunft wird aufpassen, wenn bei den Regierenden der Machtrausch durchschlägt, wenn sie Wahlergebnisse als „Formalien“ bezeichnen, wenn Staatsanwälte auf der Suche nach Informanten Redaktionen durchkämmen.

STEFAN AUST

* Auf der Feier zu Augsteins 75. Geburtstag 1998 in Hamburg.

In diesem Heft

Titel

Der wahre Mao 130
Warum Chinas KP auf den Mythos Mao nicht verzichten kann 140
SPIEGEL-Gespräch mit der chinesischen Bestseller-Autorin Jung Chang über die Leiden ihrer Familie während der Kulturrevolution und ihre Recherchen zur neuen Mao-Biografie 143

Deutschland

Panorama: Gewerkschaften und Wirtschaftsverbände nähern sich an / Henning Scherfs Rückzug / Postengerangel vor SPD-Bundesparteitag 17
Große Koalition: Personalfragen und Haushaltsdebakel beherrschen die Diskussionen um ein Zusammengehen von CDU/CSU und SPD 22
Union: In der CDU/CSU beginnt die Abrechnung mit Angela Merkels Wahlkampf 28
Emanzipation: Alice Schwarzer über Angela Merkel und den Machtkampf der SPD-Männer 30
Grüne: SPIEGEL-Gespräch mit dem neuen Fraktionschef Fritz Kuhn über Politik in der Opposition 32
Pressefreiheit: Otto Schilys Kampf gegen die Journalisten 36
Interview mit der SPD-Politikerin Monika Griefahn über die Attacke auf die Medien 39
Sterbehilfe: Schweizer Verein will Suizidwillige in Deutschland beraten 42
Kirche: Warum der Papst Vatikan-Kritiker Hans Küng empfing 48
Bundeswehr: Neues Mandat und mehr Gefahren für deutsche Soldaten 50
Auswanderer: In der Dominikanischen Republik haben sich deutsche Kriminelle etabliert..... 52
Rechtsextremisten: Frauen in Spitzenpositionen sollen das Image verbessern 64
Freizeit: Mit neuen Trends und Maschinen werben Fitness-Clubs um Besserverdienende 68

Gesellschaft

Szene: Umfrage über Hobbys von Zehnjährigen / Fotoband von Richard Avedon 77
Eine Meldung und ihre Geschichte 78
Wohlfahrtssysteme: Arbeitslos in Amerika 80
Ortstermin: Berliner Lesung des Zukunftsforschers Matthias Horx 87

Wirtschaft

Trends: Ermittlungen wegen HDO / Plattner stiftet weiter / Schnelle Lösung im Gaspreis-Streit? 89
Autoindustrie: Bei Volkswagen droht ein Machtkampf der Großaktionäre 92
Konzerne: Der Totalumbau der Allianz sorgt für Unruhe in der Belegschaft 96
Banken: Hauen und Stechen im Sparkassenlager ... 98
Investoren: Wurde das Ex-Staatsunternehmen Tank & Rast von Heuschrecken übernommen? 100
Flugzeugindustrie: SPIEGEL-Gespräch mit dem neuen Airbus-Chef Gustav Humbert über den deutsch-französischen Streit im Mutterkonzern und die Startprobleme des A380 106

Ausland

Panorama: Schriftsteller Pawel Huelle über den Machtwechsel in Polen / Klassenkampf in Dubai / Sturm der Flüchtlinge auf Melilla 119
Türkei: Illusionslos beginnt Ankara die Beitrittsgespräche mit der Europäischen Union ... 122
Bosnien-Herzegowina: Interview mit dem Hohen Repräsentanten Paddy Ashdown über zehn Jahre Wiederaufbau und die schwierige Aussöhnung 124

Auf dem Weg zu Schwarz-Rot

Seite 22

TOBIAS SCHWARZ / REUTERS

Schröder, Müntefering

MICHAEL HANSCHKE / DPA

Stoiber, Merkel

Nachdem Union und SPD die Sondierungsgespräche über die Bildung einer Regierung aufgenommen haben, beginnt bereits der Schacher um die Kabinettsposten. In der Kanzlerfrage sind die beiden Lager auseinander: Die SPD setzt noch auf Gerhard Schröder, dem sie sich zu Dank verpflichtet fühlt. Die Union besteht auf Angela Merkel als Regierungschefin. Die wichtigste Aufgabe einer Großen Koalition: die Sanierung des desolaten Haushalts. Es drohen Sparrunden und Kürzungen wie bei keiner Bundesregierung zuvor.

Wer kontrolliert VW?

Seite 92

FABIAN BIMMER / AP

Nach dem Einstieg von Porsche bei VW bahnt sich ein Machtkampf um die Kontrolle des Autokonzerns an. Darf Porsche-Miteigentümer Ferdinand Piëch weiter Aufsichtsratsvorsitzender bleiben?

VW-Auslieferungszentrum

Kunstschänder auf freiem Fuß

Seite 170

Als „irrer Säurespritzer“ wurde Hans-Joachim Bohlmann berühmt, weil er Werke von Cranach, Rubens, Rembrandt und Dürer vernichtete. Nach 15 Jahren in der Psychiatrie versucht der seelisch Kranke jetzt ein Leben in Freiheit.

Verätztes Dürer-Gemälde

RAINER SCHWANKE / ACTION PRESS

BIALOBRZESKI / LAIF

Strand in Sosúa

Fluchtburg in der Karibik

Seite 52

Mehr als 30 000 Deutsche sind an die Traumstrände der Dominikanischen Republik ausgewandert – aber Heerscharen von kriminellen Landsleuten sorgen in dem Karibikstaat für ein Klima der Angst. Das Bundeskriminalamt spricht bereits von einem „Rückzugsraum für gesuchte Straftäter“.

ARCHIV FRIEDRICH / INTERFOTO

Mao bei Abnahme einer Parade in Peking, 1969

Der Mythos vom „Großen Steuermann“ S. 130, 143

Eine neue, spektakuläre Biografie belegt: Mao Zedong hat mehr Menschen umgebracht als Hitler und Stalin. Trotzdem wird er noch immer von Millionen verehrt. „Mich verblüfft, wie wenig die Welt über Mao weiß“, so Buch-Autorin Jung Chang.

EU-Kandidat Türkei Seite 122

In Luxemburg beginnen die Beitrittsverhandlungen der Türkei mit der EU – auf beiden Seiten ohne große Illusionen. Premier Erdogan will vorerst einen Bruch vermeiden, aber er denkt schon über „Alternativen“ nach.

TOLGA BOZOGLU / DPA

Proteste gegen Armenier-Konferenz in Istanbul

GABRIELLA MEROS / ARD

TV-Kitsch in ARD und ZDF Seite 214

Mit einer Vielzahl prall-kitschiger Telenovelas wie „Julia – Wege zum Glück“ oder „Sophie – Braut wider Willen“ versuchen ARD und ZDF neuerdings, ihr Programm aufzumöbeln – absolut humor- und realitätsfrei.

„Sophie – Braut wider Willen“

Hollywoods Blutsbande Seite 188

Sehnsucht nach intakter Familie im US-Kino: Neue Filme wie „Charlie und die Schokoladenfabrik“, „A History of Violence“ und „Flight Plan“ preisen die klassische Lebensgemeinschaft als letzte Bastion gegen äußere Gefahren und Gewalt.

„Charlie und die Schokoladenfabrik“

WARNER BROS.

Italien: Der Herbst des „Cavaliere“ 126
Simbabwe: Das Schweigen der Afrikaner 154
Global Village: New Labour erklärt Britannien zur großen Reformnation 158

Sport

Segeln: Die schwierige Suche nach dem richtigen Personal für den America’s Cup 160
Fußball: Rudi Assauers heimlicher Machtverlust beim FC Schalke 164

Wissenschaft · Technik

Prisma: U-Boot mit Solarantrieb / Knollenfressender Vormensch 167
Psychiatrie: Der seelisch kranke Kunstattentäter Hans-Joachim Bohlmann lebt nach 15 Jahren Klinikaufenthalt wieder in Freiheit 170
Raumfahrt: Abschlusstraining für den Start des Eismesssatelliten „Cryosat“ 176
Schönheitschirurgie: Korrektur am Männerbusen 179
Klima: „Rita“ und „Katrina“ verschärfen die Fronten in der Treibhausdebatte 180

Kultur

Szene: Wiederbelebung des deutschen Chansons / Experimentelle Kleider-Werke des Designers Chalayan 185
Kino: Hollywood entdeckt die Familie wieder 188
Theater: Wie die Hamburger Ibsen-Inszenierung „Die Frau vom Meer“ das Publikum strapaziert ... 191
Literatur: Zeruya Shalev vollendet ihre Trilogie der Beziehungsdramen 194
Autoren: Martin Walser über Egon Gramers Debütroman „Gezeichnet: Franz Klett“ – ein schwäbisches Sprachdenkmal 196
Bestseller 198
Geheimbünde: Historiker erforschen das Treiben der mysteriösen Illuminaten 204
Pop: Der Erfolgsautor Sven Regener präsentiert mit seiner Band Element of Crime traurig-komische Liebeslieder 207

Medien

Trends: Unruhige Zeiten für Bertelsmann / Raubkopie-Kunden leben gefährlich 211
Fernsehen: Vorschau / Rückblick 212
TV-Trends: ARD und ZDF produzieren kitschige Telenovelas 214
Pressefreiheit: Journalisten als Zielgruppe des Terrors 217

Briefe 8
Impressum, Leserservice 220
Chronik 221
Register 222
Personalien 224
Hohlspiegel / Rückspiegel 226

TITELBILD: Foto Reuters / CORBIS

SPIEGEL special „Bücher 2005“

Die Klassiker haben Hochkonjunktur – Grund genug für das zur Frankfurter Buchmesse erscheinende SPIEGEL special, den Titelkomplex Thomas Mann, Heinrich Heine und Mozart zu widmen. Das Heft, das ab Dienstag im Handel ist, enthält Rezensionen der wichtigsten Neuerscheinungen und stellt die Literatur Südkoreas vor, des diesjährigen Gastlandes der Messe.

SPIEGEL-Titel 39/2005

„Vielleicht ist die derzeitige Lösung die beste Lösung: Wir haben keine Regierung, und keiner merkt es.“

Jürgen Lampke aus Gernsbach in Baden-Württemberg zum Titel „Ich oder Ich – Nervenkrieg um die Macht“

Frischer Wind für Deutschland

Nr. 39/2005, Titel:
Ich oder Ich – Nervenkrieg um die Macht

Das Titelblatt mit tricky Gerd als Zampano ist genial, gibt exakt das Wesen Schröders wieder. Großartig ist auch Dirk Kurbjuweits Psychogramm über Schröder.

PASSAU — KARL KLAUSEN

Deutschland erlebt eine erbärmliche Ego-Show zweier Verlierer: Schröder hat seine Mehrheit verloren, und Merkel hat sie gar nicht erst bekommen. Im Grundgesetz steht nirgendwo drin, dass ein Kanzler vorher Kanzlerkandidat in einem Wahlkampf gewesen sein muss, daher sollten beide Platz machen für unverbrauchte Kräfte.

HAMBURG — DR. KARSTEN STREY

Phantastisch Ihr Fotovergleich beim Einmarsch der Gladiatoren in die Arena zum ersten Gespräch nach der Bundestagswahl. Links die SPD-Delegation. Rechts die CDU/CSU. Alle Beteiligten mit betretener Miene. Nur einer grinst und freut sich sichtlich. Stoiber. Warum wohl?

MÜNCHEN — RUDI DIERINGER

Auf dem Wahlzettel werde ich aufgefordert, mit meinem Kreuz eine Partei zu wählen, nicht eine Fraktion. Das ist doch wohl zweierlei. Es auseinander zu halten ist dieses Mal von entscheidender Bedeutung für die Kanzlerwahl. Da liegt bei der Union wohl ein Mangel an Begriffsklarheit vor. Für die Zukunft ist daher ein Klärungsbedarf dringend nötig.

HAMBURG — FRITZ-HERMANN BRUNKE

Bereits Kindern wird es in der Erziehung als Grundlage gesitteter Gemeinschaft vermittelt: Die Regeln werden bedacht und einvernehmlich außerhalb des Spiels festgelegt und nicht in dessen Hitze geändert, wenn es gerade dem eigenen Vorteil nutzt. Nachdem bereits am Wahlabend der Kanzler für das Amt beunruhigende Defizite an Kultur bloßlegte, scheint dies zunehmend Gruppen-Phänomen zu sein.

PIRMASENS — DR. KARL-JOSEF KLEES

Wer den Nervenkrieg um die Macht gewinnt, weiß man nicht. Aber wer der Verlierer sein wird, steht fest: der Wähler.

WÜRZBURG — WALTER PRAX

Das wichtigste Requisit im „Berliner Koalitions-Schauspiel“ ist die Windmaschine. Wegen deren Geräusch können die Zuschauer schon akustisch die Darsteller kaum verstehen. Wenn die Szene zum Tribunal wird, verwandeln Strippenzieher die Drehbühne

JENS BÜTTNER / DPA

Kanzler Schröder am Wahlabend: *Beunruhigende Defizite*

in ein Kasperltheater. Weder das Publikum noch die Kritiker wissen deshalb, ob eine Tragödie oder eine Komödie aufgeführt wird. Sie stehn enttäuscht und sehn betroffen den Vorhang zu und alle Fragen offen.

MÜNCHEN — FRIEDRICH SCHÄFER

Nur wenn die großen Parteien wieder glaubwürdige Vertreter an ihre Spitze wählen, können sie künftig Vertrauen zurückgewinnen. Also weg mit dem gescheiterten Kanzler Schröder und der farblosen Möchtegern-Kanzlerin Merkel. Ich wünsche mir frischen Wind für Deutschland mit Christian Wulff und Peer Steinbrück.

ELZ (HESSEN) — ROBIN KLÖPPEL

Es ist schon originell, wie Bundeskanzler Schröder sich als „Gewinner“ der Bundestagswahl in Szene setzt, die er doch krass verloren hat. Kennt die deutsche Sprache für dieses einzigartige Verhalten die richtigen Worte? Nennen wir solches doch künftig einfach „schrödern“. Und wer sich das gefallen lässt, der lässt sich „verschrödern“.

FLENSBURG — HANS GRATTENAUER

Nachdem sich der Bundeskanzler in einer bereits recht umstrittenen Aktion die faktische Mehrheit im Bundestag künstlich entziehen ließ, ist Deutschland brav an die Urnen gelaufen und hat sein Votum abgegeben. Dass sich der Wähler hierbei für keine der klassischen Koalitionen entscheiden konnte, nimmt die SPD erneut zum Anlass, die Mehrheit von immerhin knapp 450 000 Unionswählerstimmen zu ignorieren, und sie interpretiert den vermeintlichen Wählerwillen in ihrem Sinne neu. Es wäre an der Zeit, unserem demokratischen System endlich den nötigen Respekt entgegenzubringen. Herr Schröder, Sie sind ein Fall für die Super-Nanny!

DÜSSELDORF — INGA JASCHEK

Am Abend der NRW-Wahl hat der Kanzler einen genialen strategischen Zug gemacht. Er hat sich mit der Wahlankündigung wieder in Front gebracht, kam seiner Demontage durch die eigenen Parteifreunde zuvor und löste in den Unionsparteien die K-Frage in seinem Sinne. Seine Rechnung wäre auch aufgegangen, wenn dem Gerd sein lieber Freund Oskar nicht mit einem ebenso genialen taktischen Sprung in die Parade gefahren wäre. Nun bekommen wir das, was die meisten WählerInnen gerade nicht wollten: Kanzlerin Merkel mit der SPD als politisch stärkster Regierungspartei.

DRESDEN — DR. R. FLEIG

Vor 50 Jahren

DER SPIEGEL vom 5. Oktober 1955

Schmeißer-Prozess in Hannover Wortlaut des Sitzungsprotokolls. **Franz Josef Strauß wird Atomminister** „Ein echter Auftrag des Chefs“. **Ärger um deutsche Diplomatie** Unmutige Italiener. **Zwischen Beamtenrecht und Gewerkschaftspflicht** Bundesbahnbeamter im Zwiespalt. **Geheimnis um den erfolgreichsten jungen deutschen Lyriker** Wer ist George Forestier? **Streit um Religionsunterricht an der Schule** „Der Bischof hat’s verboten.“

Diese Artikel sind im Internet abzurufen unter **www.spiegel.de** oder im Original-Heft unter Tel. 08106-6604 zu erwerben.

Titel: Der Südtiroler Bauernführer Franz Innerhofer

MATTHIAS LUEDECKE

Lkw-Verkehr auf Bundesstraße 170 in Sachsen: *Schweißperlen auf der Stirn*

Passieren tut nichts

Nr. 38/2005, Verkehr: Mautflüchtlinge verbreiten mit ihren Schwerlastern Lärm und Dreck in der Provinz

Die Mautflüchter sind nur die Spitze eines Problems: Der Bundestag hat sogar in Paragraf 45 Absatz 9 Straßenverkehrsordnung das Instrument geschaffen, um die Straßenanwohner und ihre Belange – außer in Extremfällen – als nachrangig gegenüber den Interessen der Verkehrsteilnehmer zu qualifizieren. Ob der Lkw aus Jux und Tollerei oder um Maut zu sparen die Anwohner belastet, ist danach ohne jeden Belang, die Freiheit des Lkw geht vor. Erst wenn extrem hohe Grenzwerte überschritten sind, dürfen die Anwohner hoffen, dass überhaupt etwas getan wird. Viele Bundesländer, deren Verkehrsministerien sich bisher hauptsächlich als Lobby für das einheimische Speditionsgewerbe betrachten, müssen endlich ihre Hausaufgaben machen. Denn ob ein Mautflüchter auf eine Bundesstraße, eine Kreis- oder Gemeindestraße ausweicht, ist dem betroffenen Anwohner gleichgültig – Lärm ist Lärm.

Breisach-Oberrimsingen (Bad.-Württ.) Wolfdietrich Burde

Dieser Artikel ist unbedingt zu unterschreiben bei uns in Südwestfalen: Wer aus dem südwestlichen Raum Nordrhein-Westfalens nach Nordosten will und umgekehrt, wäre dämlich, wenn er nicht die Abkürzung über die B 55 zwischen Olpe und Erwitte/Anröchte nähme. Erstens spart er die Maut, zweitens circa 30 bis 35 Kilometer Wegstrecke, drittens Westhofener und Kamener Kreuz mit ihren Dauerbaustellen, viertens erwarten ihn eine gutausgebaute Straße, herrliche Landschaft, schöne alte Fachwerkdörfer. Die Leidtragenden sind die Anwohner in den Dörfern: unerträglicher Lärm, Dieselgestank, Verkehrsgefährdung. Kinder kann man bei uns nur noch mit Schweißperlen auf der Stirn aus dem Haus lassen. Der Politik ist das alles bestens bekannt, Abhilfe wäre problemlos möglich. Passieren tut nichts.

Lennestadt-Kirchveischede (Nrdrh.-Westf.) Manfred Nolting

Das Mautsystem wird der Öffentlichkeit als ein sensationell perfektes dargeschönt. Dem ist jedoch beileibe nicht so. Tatsächlich können viele Lkw aus vielerlei und legitimen Gründen nicht mit einem Obu-Gerät ausgestattet werden. Deren Fahrer werden durch die Tücken des Autobahnverkehrs oftmals zur Verzweiflung gebracht, weil das System sie in Vorschriften zwingt, die keinesfalls einem intelligenten Gehirn entsprungen sind. Der Zwang wird durch saftige Strafen bei Nichtbeachtung verstärkt.

Krefeld Klaus Bruchmann

Mich stört der etwas enge Blick der Menschen, die übermäßig vom Straßenverkehr belastet sind. Man sollte vermehrt auf Produkte aus der Region setzen, den Personennahverkehr nutzen und auch in fremden Ortschaften Tempolimits einhalten.

Horst (Schl.-Holst.) Jendrik Schade

Bei uns im kleinen Österreich mit dem großen Straßenverkehr sterben alljährlich 200 Mitbürger an Straßenverkehrslärm, 5000 an Straßenverkehrsabgasen und Zigzehntausende erkranken daran, darunter allein 15 000 Jugendliche unter 15 an Asthma. Gibt's bei Ihnen in Deutschland auch Politiker, die seit Jahren „Schiene statt Straße" versprechen und Autobahnen bauen?

Wiener Neudorf (Österr.) Dr. P. Mitmasser

Dramatische Unsicherheit

Nr. 37/2005, Serie / Wege aus der Krise: Wie der Staat dem bundesdeutschen Kindermangel begegnen könnte

Sicherlich sind fehlende Kita-Plätze, steuerliche und rentenversicherungstechnische Nachteile und zu geringes Kindergeld keine Peanuts. Aber von den wirklich schwerwiegenden Problemen, derentwegen zum Beispiel meine Lebensgefährtin und ich kinderlos bleiben, lese ich zu meiner Verblüffung nicht eine einzige Zeile: katastrophale Berufsaussichten – selbst Akademiker werden zunehmend als schlechtbezahlte Praktikanten missbraucht –, eine maßlose öffentliche Verschuldung und eine akut drohende Umweltzerstörung.

Erlangen Michael Marquardt

Aus Sicht einer Beraterin in der Schwangerschaftskonfliktberatung kann ich Ihre Analyse über die Gründe für die geringe Geburtenrate in Deutschland nur bestätigen. Täglich nennen uns Frauen die von Ihnen genannten Aspekte (finanzielle Abwärtsspirale nach der Geburt, berufliche Unsicherheit, mangelnde Kinderbetreuung, „Rushhour“, das heißt, ein Gefühl der völligen Überforderung in dieser Lebensphase), die sie über einen Abbruch nachdenken lassen. Einen häufigen und sehr gewichtigen Grund für das Nein zum Kind haben Sie dabei nicht erwähnt: die instabile und problematische Partnerschaft. Zunehmend fehlt der Mut zum Kind, wenn kein oder nur ein unzuverlässiger Partner zur Seite steht.

München — Sabine Simon

Zu bezweifeln bleibt, ob die Statistik von 2,1 Kindern pro Frau in den USA nur auf „Bibel-Gürtel“ und Mormonen zurückzuführen ist. Wo beide Elternteile für Einkommen sorgen müssen und die Familienpolitik keine Hilfe ist, ist wohl hauptsächlich die im Vergleich zu Deutschland extreme Infrastruktur der außerfamiliären Kinderbetreuung ausschlaggebend: Der DayCare nimmt schon Säuglinge auf und hält sich teilweise rund um die Uhr zur Elternentlastung bereit. Und die sehr früh einsetzende Förderung im DayCare zielt darauf ab, dass in erster Linie die Kinder und später die Gesellschaft die Gewinner sind. Bei so guter (Anfangs-)Versorgung fällt die Entscheidung für weitere Kinder deutlich leichter.

El Paso (Texas) — Holger Quitzsch

Statistisch betrachtet eine überzeugende Strategie: Staatliche Kinderbetreuung für alle, und schwups, schon gibt es mehr Nachwuchs. Vorzeigezahlen aus Schweden und Dänemark, wo die Bürgerin im Schnitt ein halbes Kind mehr zur Welt bringt als im unbetreuten Deutschland. Schaut man sich jedoch statt der Zahlen mal die rauhe Wirklichkeit dieser betreuten (Klein)kinder an, muss man sich doch wirklich fragen, ob ein solches Modell wünschens- und nachahmenswert ist. Ab sechs (!) Monate in die Kinderkrippe, Abgabe 7 Uhr morgens, Abholen 17 Uhr abends. Danach spätnachmittäglicher Einkauf zusammen mit den anderen berufstätigen Elternteilen und deren quengelnden oder brüllenden (Klein)kindern, dann geht’s ab nach Hause, wo das Kinderprogramm im Fernsehen kurzzeitig die Betreuung übernimmt, während das Abendessen zubereitet wird. Gerät man als Noch-Kinderloser versehentlich als Zuschauer in eine solche „Wolfsstunde“, wie sie hier heißt, gibt das ernsthaften Anlass zum Überdenken des Kinderwunsches.

Frederiksberg (Dänemark) — Susanne B. Kock

Dass jede dritte Ehe in Deutschland geschieden wird, auch weil die Mütter gestresst sind und dadurch weniger Kinder geboren werden, wird nicht als Grund genannt. Und wer wie ich studiert hat und zu Hause bleibt und sich selbst um seine Kinder kümmert, „versauert zu Hause zwischen den Spielsachen“. Na prima. Ein bisschen Anerkennung von Erziehungsleistung wäre schön.

Husum — Tania Stolte

Was der gutrecherchierte Beitrag übersieht, ist die dramatische Unsicherheit der Vaterrolle innerhalb von Ehe und Beziehung und vor allem auch nach einer Trennung. Materielle Ansprüche von Frauen, erzwungene Vaterabsenzen aller Art, Alimente-Einforderungen, prekäre Vaterschaftsklärungen, mütterorientierte Familiengerichte und bald wohl auch noch Stalking-Regresse: Das Risiko, in tiefes Missgeschick zu geraten, ist für Männer zu groß und hat das „Verschwinden der Väter“ auch durch Kinderlosigkeit auf den Plan gerufen.

AMME / LAIF

Familienausflug: *Reichtum an Freude und Lebenssinn*

Heidelberg — Fritz Feder

Das Problem ist die vorherrschende Einstellung, die auch den Bericht beherrscht hat: Kinder sind eine Belastung! Wer Kinder hat, hat weniger Geld, Zeit und Urlaub. Stimmt. Aber kein Wort von dem Reichtum an Freude, an Erfahrungen und Lebenssinn, der den Kinderlosen entgeht.

Nürnberg — Volker Schmitt

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de

In der Heftmitte befindet sich in einer Teilauflage ein achtseitiger Beihefter der Firma World Vision, Friedrichsdorf. Eine Teilauflage enthält Beilagen der Firmen Hewlett-Packard, Böblingen, RM Buch/Der Club, Rheda-Wiedenbrück, des SPIEGEL-Verlag/Abo, Hamburg, sowie SPIEGEL-Verlag/Die Kunst des SPIEGEL, Hamburg.

KARL-BERND KARWASZ

Thumann, Sommer

WIRTSCHAFTSPOLITIK

Große Koalition zwischen Industrie und DGB?

Während sich Union und SPD auf ein gemeinsames Regierungsbündnis einstellen, nähern sich auch Wirtschaftsverbände und Gewerkschaften einander an. So haben die Spitzen von DGB und BDI vergangenen Montag in Berlin über gemeinsame Positionen zu den anstehenden Koalitionsverhandlungen beraten. Dabei waren sich die Verbände einig, dass eine Regierung aus Union und SPD die Föderalismusreform abschließen, an die Pläne für eine Unternehmensteuerreform anknüpfen und eine Politik der Haushaltskonsolidierung einleiten müsse. Zudem fordern BDI und DGB, die staatlichen Ausgaben für Forschung und Innovation anzuheben. Differenzen gibt es weiter in Steuer-, Energie- und Sozialpolitik. Der BDI hat in dem Gespräch seine Forderung nach gesetzlichen Einschränkungen der Tarifautonomie abgeschwächt. Die halten die Industrievertreter nur noch dann für nötig, wenn sich die Tarifverträge in der Praxis als nicht ausreichend flexibel erweisen. Bislang hatte der BDI dafür plädiert, Lohn- und Arbeitszeitregelungen mit Betriebsräten auch ohne Zustimmung der Gewerkschaften zu erlauben. In drei Wochen will sich die Runde, darunter DGB-Chef Michael Sommer und BDI-Boss Jürgen Thumann, erneut treffen.

SPD

Kampf um Parteiposten

In der SPD bringt sich eine Reihe von Genossen in Stellung für den Bundesparteitag im November. Sowohl im Präsidium als auch im Parteivorstand deuten sich Kampfkandidaturen an. So könnte Brandenburgs Ministerpräsident Matthias Platzeck an die Stelle von SPD-Vize Wolfgang Thierse rücken, wenn dieser sein Amt als Bundestagspräsident behält. Konkurrenz dürfte Platzeck jedoch durch den Berliner Bürgermeister Klaus Wowereit erwachsen, der ebenfalls Ambitionen auf einen Stellvertreterposten erkennen lässt. In zwei Fällen steht ein bereits angekündigter Rückzug in Frage: Wolfgang Clement lotet derzeit die Unterstützung seines NRW-Landesverbands für eine erneute Kandidatur als stellvertretender Parteivorsitzender aus. Hoffnungen auf die Clement-Nachfolge hatten sich bisher die Ex-Ministerpräsidenten Peer Steinbrück und Sigmar Gabriel gemacht. Auch die Schatzmeisterin Inge Wettig-Danielmeier will, entgegen früheren Ankündigungen, ihr Amt noch zwei Jahre lang behalten – und nicht an die Finanzexpertin Barbara Hendricks übergeben. Obschon sie als nicht sonderlich beliebt gilt, hat sich die 69-jährige Wettig-Danielmeier mit ihrer Hartnäckigkeit parteiweiten Respekt erworben. Als ungefährdet gelten Parteichef Franz Müntefering sowie seine Stellvertreter Kurt Beck und Ute Vogt.

AUSLANDSEINSATZ

KSK kehrt heim

Nach dem Abschluss der Parlamentswahlen in Afghanistan hat der Eliteverband „Kommando Spezialkräfte“ (KSK) seinen Geheimeinsatz im Südosten des Landes beendet. Die Soldaten sind in ihren Heimatstandort Calw zurückgekehrt. Verteidigungsminister Peter Struck (SPD) hatte sie im Mai entsandt, um amerikanische Truppen im Kampf gegen Taliban und Qaida-Terroristen zu unterstützen. Die Deutschen sollten sich, anders als bei ihrer im Wesentlichen auf strategische Aufklärung beschränkten Mission vor knapp zwei Jahren, diesmal um einen eigenen Sektor kümmern. Die Aktion fand getrennt vom Isaf-Friedenseinsatz unter dem Kampfauftrag der „Operation Enduring Freedom“ statt, in deren Rahmen auch Einheiten der Marine im Mittelmeer und am Horn von Afrika patrouillieren. Das Mandat für diese Mission läuft im November aus und muss dann vom Bundestag verlängert werden. In die Details der KSK-Aktion wurden, wie üblich, nicht einmal die zuständigen Obleute der Bundestagsfraktionen eingeweiht.

SÖREN SÜNKLER

KSK-Soldaten während der „Operation Enduring Freedom“

EU-SUBVENTIONEN

„Eine Katastrophe“

Schleswig-Holsteins CDU-Ministerpräsident Peter Harry Carstensen, 58, über den Plan des britischen Premierministers Tony Blair, die regionalen Strukturförderungen der EU zu kürzen

CARSTEN REHDER / PICTURE-ALLIANCE / DPA

Carstensen

SPIEGEL: EU-Ratspräsident Tony Blair will im Finanzplan 2007 bis 2013 die Mittel zur regionalen Strukturförderung um einen zweistelligen Milliardenbetrag kürzen. Was bedeuten die Pläne für Schleswig-Holstein?
Carstensen: Das wäre für unser Land eine Katastrophe. Ein Großteil der für Schleswig-Holstein in diesem Zeitraum anvisierten Strukturförderung von 250 Millionen Euro würde wegfallen.
SPIEGEL: Was wäre betroffen?
Carstensen: Viele wichtige Vorhaben, beispielsweise das geplante Science Center an der Förde oder Infrastrukturverbesserungen in einigen Gebieten Schleswig-Holsteins.
SPIEGEL: Sehen Sie eine Möglichkeit, die Brüsseler Sparattacke zu verhindern?
Carstensen: Eine starke Bundesregierung muss sich in Brüssel für die Regionen einsetzen und sich deutlich artikulieren.
SPIEGEL: Klar ist, dass auch im Europäischen Haushalt gespart werden muss. Wo würden Sie den Rotstift ansetzen?
Carstensen: Bei der Brüsseler Bürokratie, besser: der Eurokratie. Das schafft auch wieder mehr Bewegungsfreiheit für die Wirtschaft.
SPIEGEL: Ist es richtig, dass die hohen EU-Agrarsubventionen unangetastet bleiben und dafür weniger Geld für Forschung und Bildung zur Verfügung steht?
Carstensen: Wer hier einen Zusammenhang herstellt, hat keine Ahnung. Ich empfehle, sich erst einmal anzuschauen, was alles unter Agrarförderung läuft. Da ist vieles dabei, von dem die Landwirte direkt gar nichts haben, wie Mittel zur Dorferneuerung. Außerdem muss man zur Kenntnis nehmen, dass in der Vergangenheit der Anteil des Agrarbudgets am EU-Haushalt von ehemals 80 auf jetzt 40 Prozent geschrumpft ist.

BREMEN

Scherfs Vermächtnis

Der scheidende Regierungschef des Bundeslands Bremen, Henning Scherf, überlässt seinem Nachfolger eine schwere Aufgabe. In den zehn Jahren, in denen der 66-jährige SPD-Politiker eine Große Koalition führte, ist der Schuldenstand des Landes von acht auf über zwölf Milliarden Euro gestiegen. Dabei hat der Stadtstaat neben Mitteln aus dem Finanzausgleich der Länder auch noch 8,5 Milliarden Euro Bundesergänzungszuweisungen erhalten. Nachdem Scherf in diesem Jahr mit seinem Versuch gescheitert ist, Bundeskanzler Gerhard Schröder zu weiteren Zahlungen für Bremen zu bewegen, muss ein Viertel des 3,8-Milliarden-Etats des Landes über Kredite finanziert werden. Auch politisch ist die Stimmung schlecht. SPD-Landeschef Carsten Sieling, der nun einen Nachfolger für Scherf finden muss, beklagt, dass sich die Große Koalition in „tiefer Agonie“ befinde. Politiker aller Parteien kritisieren intern immer wieder, dass sich CDU und SPD bei Sparvorschlägen gegenseitig blockierten. Nicht einfacher wird die neue Aufgabe auch durch ein 42-seitiges Papier, das Scherf nach seiner Rücktrittsankündigung am vergangenen Mittwoch verteilen ließ. Darin skizziert er seine Vorstellungen für die künftige Entwicklung Bremens. Kritische Töne über seine Regierungszeit finden sich bei Scherf nicht.

CARMEN JASPERSEN / DPA

Scherf

RECHTSCHREIBREFORM

Höchst zweifelhaft

Das Niedersächsische Oberverwaltungsgericht (OVG) in Lüneburg hat einer Schülerin in der Sache recht gegeben, die gegen die Rechtschreibreform geklagt hat. In ihrem jetzt vorliegenden Beschluss eines Eilverfahrens bescheinigen die Richter der 16-jährigen Josephine Ahrens aus Oldenburg, dass in ihren Schularbeiten die „herkömmliche Rechtschreibung“ weder beanstandet noch als falsch gewertet werden dürfe. Außerdem habe sie Anspruch darauf, in der „von ihr bevorzugten“ alten Orthografie unterrichtet zu werden. Das OVG begründet seinen Beschluss damit, dass die allgemein akzeptierte Rechtschreibung auch die richtige sei. Es sei aber „höchst zweifelhaft“, ob das auf die neugeregelte Orthografie zutreffe. „Erhebliche Teile im deutschen Volke“ lehnten die Reform der Kultusminister ab, und in Presse und Literatur würden „zunehmend“ wieder die alten Regeln gelten.

JENS WUNDERLICH

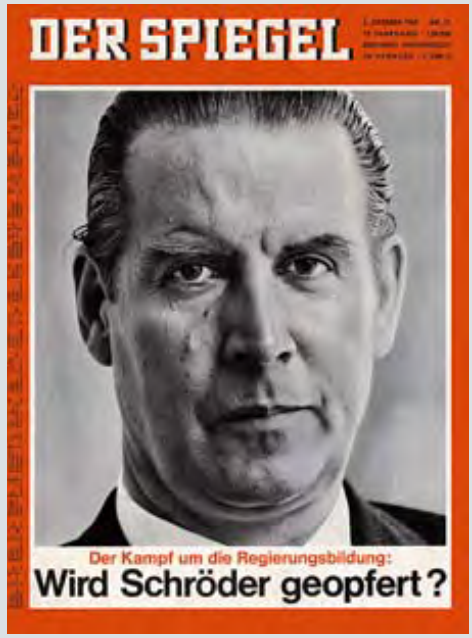
Alte, neue Rechtschreibung

Hart kritisieren die Richter auch das Rechtschreiburteil des Bundesverfassungsgerichts aus dem Jahr 1998: Einerseits gehe Karlsruhe davon aus, eine Schreibweise müsse im Land allgemein üblich sein, um verbindlich sein zu können. Andererseits bestätige das Urteil selbst, dass die neue Schreibweise den Unterricht einer erst noch zu erwartenden Änderung anpasse. Das sei „denkgesetzlich unmöglich“. Dennoch habe das Verfassungsgericht den Kultusministern erlaubt, die Reform an Schulen und Behörden einzuführen. Eine einstweilige Anordnung an den niedersächsischen Kultusminister, die alte Rechtschreibung gelten zu lassen, wollten die Lüneburger Richter allerdings nicht erteilen. Die Schülerin müsse auf ein Urteil warten, mit dem aber vor „Ende der Schulzeit der Antragstellerin“ nicht zu rechnen sei.

ZEITGESCHICHTE

Kampf ums Kanzleramt

Ob Gerhard Schröder einer Regierungsbildung im Wege steht, beschäftigt dieser Tage die Republik – nicht zum ersten Mal. „Wird Schröder geopfert?“ titelte der SPIEGEL schon nach der Bundestagswahl vom September 1965. Im Kreuzfeuer stand allerdings nicht der derzeitige Noch-Kanzler, damals ein 21-jähriger Abendschüler am Westfalen-Kolleg in Bielefeld, sondern ein seinerzeit prominenter Namensvetter: Christdemokrat Gerhard Schröder (1910 bis 1989), ab 1953 erst Bundesinnenminister, dann Außenamtschef unter den CDU-Kanzlern Konrad Adenauer und Ludwig Erhard. Nachdem der ungeliebte Erhard bei der Wahl von 1965 unerwartet gut abgeschnitten hatte, war die von vielen vorbereitete Große Koalition zunächst vom Tisch. Die Widersacher des Kanzlers, voran der greise Adenauer, wollten nun wenigstens Schröder abservieren. Der aber blieb – und trat nach dem Bruch der christliberalen Koalition ein Jahr später sogar gegen Kurt Georg Kiesinger zur parteiinternen Kampfabstimmung um die Nachfolge des glücklosen Erhard an. 42 Stimmen fehlten, und an Stelle Kiesingers hätte ein Kanzler namens Gerhard Schröder die Union in die Große Koalition geführt.



SPIEGEL-Titel 41/1965

STASI-AKTEN

Merkel gepixelt

Angela Merkel wandelt beim Umgang mit den Stasi-Akten auf den Spuren von Altkanzler Helmut Kohl, der sich gegen die Herausgabe von Aufzeichnungen des Geheimdienstes zur Wehr gesetzt hatte. Merkel verweigerte den Autoren des WDR-Films „Im Auge der Macht – die Bilder der Stasi“ die Freigabe eines Fotos von ihr aus den frühen achtziger Jahren. In den Akten über den Regimekritiker Robert Havemann und dessen Frau Katja waren die Rechercheure auf ein Passfoto der jungen Merkel gestoßen. Das Bild fand sich in einer Fotosammlung von Personen, die bei der Annäherung an das Havemann-Grundstück in Grünheide bei Berlin erfasst worden waren. Die Filmemacher baten Merkel um Freigabe des Bildes. Ihr Büro jedoch teilte mit, Merkel wolle aus „Gründen des Schutzes ihrer Privatsphäre“, aber auch im Hinblick auf die „Gleichbehandlung bei vergleichbaren Anfragen“ kein Einverständnis zur Verwendung des Fotos geben. Daher stellte die Birthler-Behörde das Bild nur gerastert zur Verfügung. Zu DDR-Zeiten hatte sich Merkel am Ost-Berliner Zentralinstitut für Physikalische Chemie zeitweilig das Büro mit einem Sohn Havemanns geteilt. Die Thesen des Regimekritikers über einen „Dritten Weg“ zwischen Kommunismus und Kapitalismus lehnte sie nach eigenen Angaben stets ab: „Von seinen Visionen war ich nie begeistert“, sagte sie ihrem Biografen Gerd Langguth.

SEAN GALLUP / GETTY IMAGES

Merkel

Gesprächspartner Stoiber, Merkel, Müntefering, Schröder: *An der Großen Koalition führt kein Weg vorbei – nicht ob man zusammengeht,*

GROSSE KOALITION

Ende der wilden Tage

Die SPD bereitet sich auf eine Große Koalition ohne Gerhard Schröder vor. Der Postenschacher ist in beiden Volksparteien in vollem Gange, nur für das Amt des Finanzministers hebt bislang keiner die Hand: Die Haushaltszahlen sind dramatisch schlecht.

Alles war vorbereitet für ein Gespräch in einer Atmosphäre eisiger Höflichkeit: Sieben Männer und Frauen auf der einen Seite des Raumes, sieben auf der anderen, dazwischen ein langer Tisch mit Schnittchen, Kaffee und Mineralwasser. Die eine Seite legt ihre Position dar, die andere erwidert. So funktionierten früher Abrüstungsverhandlungen zwischen Supermächten.

Doch dann holte SPD-Chef Franz Müntefering verschwörerisch eine CD aus der Aktentasche und übergab sie dem CSU-Vorsitzenden Edmund Stoiber, der am Mittwoch seinen 63. Geburtstag feierte. „Da sind die Reden vom letzten SPD-Parteitag von Schröder und mir drauf“, sagte Müntefering grinsend. Es war in Wirklichkeit eine Zusammenstellung der besten Fußballreportagen von 1954 bis 1998. Bayern-Fan Stoiber freute sich sichtlich, den Sondierungsgesprächen über eine Große Koalition ging ein großes Lachen voraus.

Von da an war viel von Gemeinsamkeiten die Rede. Angela Merkel sagte, das Land brauche eine „stabile und langfristige“ Koalition. Gerhard Schröder betonte, die SPD wolle eine auf Dauer angelegte Regierung. Auf einmal stellte sich so etwas wie ein Gemeinschaftsgefühl ein.

Es gab erstaunlich viel Einigkeit: Man brauche wieder einen Gestaltungsföderalismus, sagte Stoiber. Alle nickten. „Eine Große Koalition ist auch eine Chance für einen Stimmungsumschwung“, so der CSU-Chef. „Wir waren uns in der Zielsetzung einig“, sagt ein Gesprächsteilnehmer. Schröder sprach von „ersten Erfolgen“ seiner Agenda-Politik, die nun sichtbar würden, Merkel pflichtete bei. Das reiche aber nicht, sagte sie.

Anderthalb Wochen nach der Wahl zieht wieder Ernsthaftigkeit ein in das politische Geschäft. Die wilden Tage der Nachwahlzeit sind zu Ende, während deren sich das Führungspersonal der Parteien Wunschdenken hingegeben hatte. Nun beginnen die Akteure sich mit der Realität zu arrangieren. Das hat auf alle eine ernüchternde Wirkung.

Von den politischen Konstellationen, die noch vor wenigen Tagen die Phantasie beflügelten, ist nur eine übrig geblieben. Die entscheidenden Leute bei CDU und SPD haben erkannt, dass an der Großen Koalition kein Weg vorbeiführt. Sie entspricht dem Wahlergebnis, den Verhältnissen im Lande, wohl auch dem Gemütszustand der Bürger. Nicht ob man zusammengeht, ist intern noch die Frage, sondern wie.

In der SPD hat der Loslösungsprozess von Gerhard Schröder begonnen. Schröder hat seine Partei darauf festzulegen versucht, seinen Verbleib im Amt zur Bedingung für eine Zusammenarbeit mit der Union zu machen. Aber dies funktioniert nicht richtig, die Selbstbehauptungskräfte der Partei setzen früher und deutlicher ein, als es Schröder lieb sein kann.

Die unerwartete Nachricht, Franz Müntefering könne als Vizekanzler in eine Gro-

JOHN MACDOUGALL / AFP (L.); MICHAEL KAPPELER / DDP (R.)

ist intern noch die Frage, sondern wie

ße Koalition eintreten, irritierte viele, auch Schröders Getreue im Kanzleramt. Sie wird in der SPD als Signal verstanden, dass eine Zukunft ohne Schröder näher ist, als viele bis dahin dachten. Wenn es einen Vizekanzler Müntefering gibt, kann es keinen Kanzler Schröder geben, das liegt in der Logik des Angebots.

Die CDU hält stoisch an Merkel fest, kommt aber der SPD dafür inhaltlich entgegen. Wichtige Punkte des Wahlprogramms haben führende CDU-Politiker bereits geräumt, bevor sie überhaupt angesprochen wurden. Der Finanzexperte Friedrich Merz erklärte, er sehe gute Chancen für eine Einigung mit der SPD in der Steuerpolitik – und stellte die Senkung des Spitzensteuersatzes zur Disposition. Der hessische Ministerpräsident Roland Koch gab DGB-Chef Michael Sommer in einem Gespräch vergangene Woche zu verstehen, dass die Union nicht auf einer Lockerung des Tarif- und Arbeitsrechts bestehen werde.

Niemand will sich dem Verdacht aussetzen, persönliche Ambitionen über die Interessen des Landes zu stellen. Die Wähler haben es hingenommen, dass der Wahlkampf über den Tag der Wahl verlängert wurde. Aber nun erwarten sie, dass die Politiker den Job machen, für den sie angetreten sind.

Den Parteien geht es jetzt darum, die richtigen Ausgangspositionen zu besetzen für die Dinge, die man durchsetzen will. Während die Spitzenleute noch so tun, als wäre die Verständigung auf eine Große Koalition ein langwieriger Prozess mit unklarem Ausgang, hat hinter den Kulissen längst der Postenschacher begonnen. Namen bedeuten ja auch inhaltliche Positionen.

Offiziell beharren beide Parteien darauf, dass es an ihnen sei, den Kanzler zu stellen. Merkel hat sich am vergangenen Montag von ihrem Präsidium noch einmal bestätigen lassen, dass die CDU nicht auf sie verzichten wird. Keine Garantie dafür, dass es auch so kommt, aber es bremst die aufkommende Diskussion über die Ursachen für das miserable Wahlergebnis (siehe Seite 28). Merkel versucht, ihre Gegner mit Gremiensitzungen und Beschlüssen in die Parteidisziplin zu zwingen; das hat sie von Helmut Kohl gelernt. Im Augenblick sieht es so aus, als ob die CDU-Chefin damit erfolgreich sein könnte.

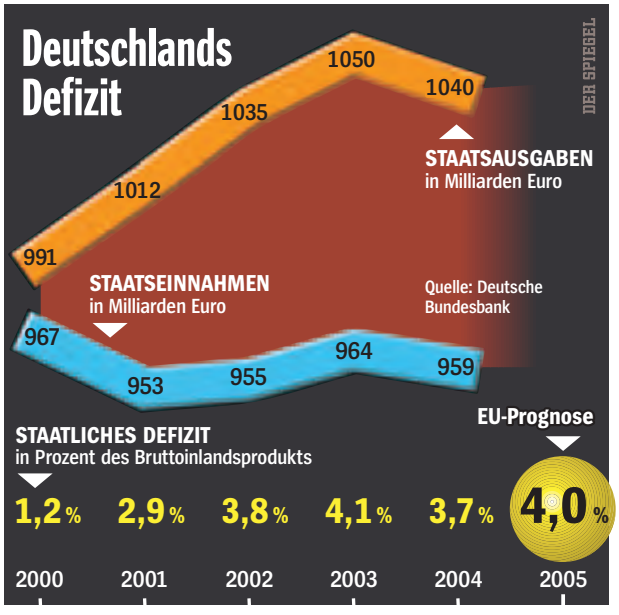
Je länger es dauert, desto schwerer wird es für die SPD, an ihrem Führungsanspruch festzuhalten. Von Anfang an stand die Realität dagegen. Man muss ziemliche Verrenkungen machen, um ein Minus von drei Parlamentssitzen in ein Plus zu verwandeln. So wechselten die Begründungen. Erst rechneten die Sozialdemokraten die Unionsmehrheit klein und sprachen von zwei Parteien, dann begründete Schröder seinen Anspruch mit einer „personalen Komponente“, womit er seine Sympathiewerte in Umfragen meinte. Schließlich führte die SPD das Argument ins Feld, dass die „deutsche Gesellschaft mehr sozialdemokratisch als konservativ“ sei, was einen sozialdemokratischen Regierungschef notwendig mache.

Weil auch in der SPD gesehen wird, dass jede neue Begründung die Lage nicht besser macht, schrumpfen die Ansprüche. Am Wahlabend selbst war noch die Rede davon, dass nur eine Regierung unter einem Kanzler Schröder in Frage kommen könne: „Sie werden es nicht“, schleuderte Schröder seiner Herausforderin entgegen. Aus der vollen Legislaturperiode wurde wenige Tage später eine Halbierung der Amtszeit, in einer sogenannten israelischen Lösung – zwei Jahre Schröder, zwei Jahre Merkel. Zwischenzeitlich war von einem Abschied Schröders im Frühjahr 2007 die Rede, also nach anderthalb Jahren, aber auch das Datum gilt mittlerweile als verhandelbar.

„Es geht nicht um Personen, sondern um den Machtanspruch der Partei“, sagte Schröder am vergangenen Montag auf der SPD-Präsidiumssitzung. Er weiß, dass allzu unverhohlen vorgetragener Ehrgeiz auch Kritik aus den eigenen Reihen provozieren könnte. Also kleidet er ihn in Bescheidenheit. „Gerhard, du musst weitermachen“, rief darauf Schatzmeisterin Inge Wettig-Danielmeier von der Seite. „Es gibt auch ein Leben nach der Politik“, antwortete Schröder mit einem breiten Grinsen.

Am Mittwoch, im Anschluss an das Sondierungsgespräch, vermied der Kanzler jede Festlegung in eigener Sache. „Wir sollten die personellen Fragen zurückstellen, weil es nun endlich darum gehen muss, dass wir über Inhalte und Herausforderungen reden“, beschied er die Journalisten. „Ich gehe davon aus, dass eine stabile Regierung für vier Jahre zustande kommt.“

Noch fühlt sich die Partei Schröder zu Dank verpflichtet. Dass die Sozialdemo-



kraten am Ende deutlich besser abschnitten, als noch wenige Wochen vor der Wahl möglich schien, gilt als sein Verdienst. Das hält die Genossen davon ab, den Kanzler jetzt einfach zur Seite zu schieben, um den Weg für schnelle Verhandlungen mit der Union frei zu machen. Außerdem glauben viele in der SPD, dass sie Schröder brauchen, um stark auftreten zu können. Für den Verzicht auf die Kanzlerschaft sollen die Konservativen Zugeständnisse machen, beim Personal und bei den Inhalten.

Eine Trophäe, die sich die SPD sichern will, ist das Amt des Bundestagspräsidenten. Nach den Mehrheitsverhältnissen kann die Union diesen Posten, protokollarisch immerhin Nummer zwei im Staate, mit jemandem aus ihren Reihen besetzen, und mit Wolfgang Schäuble hätte sie auch einen geeigneten Kandidaten. Bei der Wahl des künftigen Parlamentspräsidenten verlange er ein „vertrauensbildendes Signal“, ließ sich der jetzige Amtsinhaber Wolfgang Thierse vergangenen Mittwoch vernehmen.

Es gibt nur wenige Sozialdemokraten, die bei der Union ähnlich starke Aversionen auslösen wie Thierse, das machte die Wiederbesetzung des Amtes mit ihm für die SPD noch wertvoller. Auch deshalb stellte Merkel am vergangenen Mittwoch im Fraktionsvorstand klar, dass ein Verzicht auf die Besetzung dieses Postens nicht in Frage komme.

Die Unentschiedenheit, wie man mit Schröder verfahren soll, bringt die Sozialdemokraten in eine schwierige Lage. Es geht darum, gleichzeitig Beharrungswillen und Bewegungsbereitschaft zu signalisieren. Am selben Tag, an dem die „Süddeutsche Zeitung“, die „Westdeutsche Allgemeine“ und die „Rheinische Post“ – unter Berufung auf „Parteikreise“ – über Münteferings Überlegung berichteten, Vizekanzler in einer Großen Koalition zu werden, wiederholte der in einem „Bild“-Interview die Forderung, nur mit Schröder als Kanzler antreten zu wollen. Auf die Nachfrage, ob dies Ziel oder Bedingung sei, antwortete Müntefering sibyllinisch: „Wir wollen mit Gerhard Schröder an der Spitze regieren.“ Wollen, nicht werden, also keine Bedingung. Eine Woche zuvor hatte Müntefering noch sehr viel entschiedener geklungen.

Einige aufrechte Sozialdemokraten wittern bereits Verrat. Weil er sich auf ein Gedankenspiel über eine Große Koalition ohne Schröder eingelassen hatte, wurde der rheinland-pfälzische Ministerpräsident Kurt Beck auf einer Sitzung des Parteivorstands am vergangenen Montag scharf angegangen und musste sich rechtfertigen. „Wenn du mein Anwalt wärst, würde ich dich wegen Parteienverrats verklagen“, ereiferte sich der bayerische SPD-Chef Ludwig Stiegler. „So wird die Autorität des Kanzlers beschädigt“, polterte Stiegler, rot vor Zorn. „Du hast unsere Verhandlungslinie durchbrochen.“

Kühl gab Beck zurück: „Ich stehe zu Schröder, und ich will ihn als Kanzler.“ Müntefering schwieg.

Tatsächlich sind auch in der SPD die Planspiele für eine Große Koalition viel weiter gediehen, als öffentlich eingeräumt wird. Dabei kreisen die Überlegungen der Strategen um zwei Fragen: Welche Machtpositionen soll die SPD in einem künftigen Kabinett anstreben? Wie wird sichergestellt, dass sich möglichst viel sozialdemokratische Programmatik in einem Koalitionsvertrag wiederfindet?

Die klarsten Perspektiven hat derzeit Franz Müntefering, der als Arbeits- und Sozialminister in ein schwarz-rotes Kabinett einrücken würde. „Müntefering will da sein, wo die Macht ist“, sagt ein Vertrauter des Parteichefs. Seine Berufung wäre zudem das Signal an die Partei, dass auch in einer Regierung unter Unionsführung sozialdemokratische Belange gewahrt bleiben. Es ist das Signal, welches die Parteilinke erwartet.

Die SPD-Linken haben ihre anfänglichen Bedenken gegen eine Große Koalition aufgegeben. Sie hatten diskutiert, ob sie auf Gegenkurs gehen sollten, jetzt wollen sie mitregieren. Die Linken fühlen sich durch das Wahlergebnis gestärkt, nur Schröders Linksschwenk im Wahlkampf sei es zu verdanken, dass die SPD überraschend gut abgeschnitten habe, sagt SPD-Vorstandsmitglied Niels Annen.

Etwa 110 der insgesamt 222 SPD-Abgeordneten lassen sich den Linken zurechnen, glaubt der stellvertretende Fraktionschef Michael Müller, einer ihrer bekanntesten Vertreter. „Wir müssen in einer Großen Koalition drei bis vier Punkte setzen, wir müssen Motor sein in Sachen Energie und ökologischer Erneuerung“, sagt er. Müller hat sich gerade intern selbst als Umweltminister ins Spiel gebracht.

Hoffnung auf eine Fortsetzung ihrer politischen Karriere macht sich auch Gesundheitsministerin Ulla Schmidt, die dem rechten Seeheimer Kreis angehört. Sie war am vergangenen Mittwoch von Müntefering überraschend zum Sondierungsgespräch gebeten worden, zudem verfügt sie bereits über großkoalitionäre Erfahrung: 2003 handelte Schmidt zusammen mit Horst Seehofer von der CSU den Gesundheitskompromiss aus. Sollte es mit dem Kabinettsposten nichts werden, käme nach Meinung führender Genossen auch ein Wechsel auf den Posten des Fraktionschefs in Frage, den Müntefering räumen müsste, wenn er ins Kabinett ginge.

Offen ist die Zukunft von Wolfgang Clement. Seitdem er von Müntefering und Schröder ins SPD-Sondierungsteam berufen wurde, macht er sich ebenfalls Hoffnung, dass es mit ihm weitergeht.

Bundestagssitzung (am vergangenen Mittwoch):

UMFRAGE: WECHSELNDE KANZLER

„Was halten Sie von dem Vorschlag der SPD, die Kanzlerschaft während der Legislaturperiode von Gerhard Schröder an Angela Merkel zu übergeben?“

Finde ich gut	21 %
Lehne ich ab	75 %

TNS Infratest für den SPIEGEL vom 26. und 27. September; rund 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: „weiß nicht“

UMFRAGE: POLITISCHE ROLLE

„Sollte Gerhard Schröder, falls er jetzt auf die Kanzlerschaft verzichtet, weiterhin eine wichtige Rolle in der Politik spielen?“

JA	57 %
NEIN	38 %

„Und Angela Merkel?“

JA	61 %
NEIN	34 %

TNS Infratest für den SPIEGEL vom 26. und 27. September; rund 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: „weiß nicht“/ keine Angabe

MICHAEL KAPPELER / DDP

Die SPD will sich eine Trophäe sichern – das Amt des Bundestagspräsidenten

Eher ungünstig sind derzeit die Aussichten für Peer Steinbrück, den ehemaligen Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen. Clement und Steinbrück haben in der Partei ein ähnliches Profil, das spricht dagegen, dass sie es beide in ein Kabinett schaffen könnten. Außerdem gilt der gebürtige Hamburger seit seinen Zeiten als Finanzminister in Düsseldorf als „Linkenfresser", der für alles steht, was sie ablehnen – einen straffen Sparkurs, Abbau des Öffentlichen Dienstes, Kürzung von Subventionen und Sozialleistungen.

Die SPD, so viel ist klar, wird die Ministerien für sich beanspruchen, in denen es um soziale Sicherung und um Zukunftsthemen wie Umwelt-, Verbraucherschutz oder Familienpolitik geht. Für die Union blieben die schwierigen, eher unpopulären Ressorts. Merkels Leute sind sich der Gefahr wohl bewusst. „Wir müssen aufpassen, dass in einer Großen Koalition nicht die CDU für die Grausamkeiten zuständig ist und die SPD für die sozialen Wohltaten", sagt der frühere CDU-Generalsekretär Laurenz Meyer.

Merkel will die SPD deshalb zu dem Eingeständnis zwingen, dass weitere Reformen notwendig sind; auch die Große Koalition soll nach ihrer Vorstellung als Reformbündnis an den Start gehen. Die CDU-Chefin steckt in einer Zwickmühle. Sie muss an ihrem Reformanspruch festhalten, um nicht an Glaubwürdigkeit zu verlieren. Das aber gibt der SPD Gelegenheit, sich als Bewahrerin des sozialen Friedens zu positionieren. Gleichzeitig drängen wichtige Unionspolitiker darauf, die Partei als Konsequenz aus dem Wahldebakel wieder stärker sozial auszurichten, Merkel geriete also auch mit dem eigenen Sozialflügel aneinander.

Rückt die CDU-Vorsitzende dagegen nach links, könnten innerparteiliche Konkurrenten wie der hessische Ministerpräsident Roland Koch und sein niedersächsischer Kollege Christian Wulff ihr mit Recht vorwerfen, die Ziele der Union nicht ausreichend durchgesetzt zu haben.

CSU-Chef Edmund Stoiber hatte Merkel bereits in der Woche nach der Wahl mitgeteilt, dass auch er in einer Großen Koalition Minister werden möchte. Am liebsten, so der CSU-Chef intern, wäre ihm das Amt des Außenministers. Aber auch ein Superressort für Wirtschaft und Infrastruktur würde Stoiber übernehmen.

Schwieriger wird es für die mögliche Kanzlerin, die zentralen Reformministerien zu besetzen. Parteiintern wächst der Druck, Merz und Seehofer ein Regierungsamt zu geben. Doch beide sind erklärte Gegner Merkels.

Seehofer macht seit mehr als einem Jahr Front gegen ihre Pläne, die Sozialversicherungen zu modernisieren. Wenn er Gesundheitsminister würde, wäre das eine Niederlage für Merkel. Andererseits ist Seehofer der profilierteste Sozialpolitiker der Union. Mit ihm könnte die CDU-Vorsitzende der SPD am ehesten den Alleinvertretungsanspruch für soziale Gerechtigkeit streitig machen.

Merz dagegen vertritt inhaltlich die Linie Merkels. Er verübelt es ihr aber bis heute, dass sie ihm vor drei Jahren den Fraktionsvorsitz entriss. Dennoch hätte ein Minister Merz für Merkel durchaus Reiz: Sie würde den Ruf los, ihre Gegner nicht einbinden zu können. Außerdem wäre die Chance groß, dass Merz sich im Amt selbst demontiert – in der gegenwärtigen Haushaltslage darf kein Finanzminister darauf hoffen, hohe Beliebtheitswerte einzufahren.

Denkbar ist aber auch, dass die CDU-Chefin ihren Vorgänger Wolfgang Schäuble zum Finanzminister beruft. In der vergangenen Woche führte Merkel ein langes Gespräch mit Schäuble, zu dem sie ebenfalls ein gespanntes Verhältnis hat. Konkrete Zusagen gab es keine, aber Merkel machte deutlich, dass sie Schäuble gern in einer operativen Funktion sähe. Sie hätte dann den erfahrensten Unionspolitiker an ihrer Seite.

Der Finanzminister ist nach dem Kanzler unbestritten der wichtigste Posten in einer neuen Bundesregierung, er ist zugleich der unattraktivste. Jeder, der Finanzminister werden will, weiß, was aus den Vorgängern geworden ist: eine traurige Figur.

CSU-Chef Theo Waigel startete 1989 als angesehener und beliebter Politiker, gut neun Jahre später trat er als „Herr der Löcher" ab, verlacht und verspottet selbst von den eigenen Parteifreunden. Nachfolger Oskar Lafontaine, der sich als Finanzminister schon in der Rolle des heimlichen Bundeskanzlers sah, floh nach nicht einmal fünf Monaten entnervt in die saarländische Provinz. Selbst das postergroße Bild seines kleinen Sohnes im Dienstzimmer reichte am Ende nicht, um sich vom unerfreulichen Währungsstreit mit den USA und von der eigenen missratenen Steuerreform abzulenken.

Hans Eichel schließlich brachte es dank Sparpolitik und eines umtriebigen PR-Beraters erst zum „eisernen Hans" und dann, trotz PR-Beraters, zur Witzfigur. An dem einst so Gefeierten klebt das Verlierer-

„Ach, Herr Schröder…" FAZ

Image inzwischen so hartnäckig, dass Müntefering ihn nicht einmal mehr zu den Koalitionsgesprächen mit der Union mitnehmen möchte.

Die Chancen sind groß, dass der neue Finanzminister noch schneller auf null gebracht wird als jeder seiner Vorgänger. Die Lage des Bundeshaushalts ist mit dem Adjektiv „desaströs“ noch zurückhaltend beschrieben. Nach vier Jahren Stagnation und mehreren Steuerreformschritten fehlen allein im nächsten Jahr 50 Milliarden Euro – ein Zustand, den BDI-Chef Jürgen Thumann als „staatliche Insolvenz“ bezeichnet.

Und Schlimmeres droht. Die steigenden Öl- und Energiepreise könnten weltweit die Zinsen in die Höhe treiben, mit fatalen

ANDREAS RENTZ / GETTY IMAGES

CDU-Finanzexperte Merz
Chancen für den Merkel-Gegner

Folgen für den verschuldeten Staat. Klettert der Kreditpreis an den internationalen Anleihemärkten um einen halben Prozentpunkt nach oben, muss die neue Koalition zehn Milliarden Euro zusätzlich für die fälligen Zinsen einplanen – das kalkulieren jedenfalls derzeit die Experten des Finanzministeriums.

Schon heute werden die Steuereinnahmen zu einem großen Teil für die Lasten der Vergangenheit verbraucht. Knapp 40 Milliarden Euro zahlt der Bund allein für Zinsen – ohne auch nur einen Cent seiner Schulden zu tilgen. 80 Milliarden Euro kostet die gesetzliche Rentenversicherung Jahr für Jahr. Über 40 Milliarden Euro muss Berlin für die Finanzierung der Arbeitslosigkeit ausgeben. Für Investitionen bleiben da nur noch 22 Milliarden Euro, weniger als zehn Prozent des Gesamtetats. Die öffentlichen Haushalte, klagt Bundespräsident Horst Köhler, „sind in einer nie dagewesenen kritischen Lage“.

Das sieht auch die Europäische Kommission so, die den deutschen Haushaltskurs mit wachsendem Unmut verfolgt. Nachdem die rot-grüne Regierung bereits vor drei Monaten zugeben musste, dass sie die Defizitgrenze von drei Prozent des Bruttoinlandsprodukts auch in den kommenden beiden Jahren überschreiten wird, will Währungskommissar Joaquín Almunia die Berliner Haushaltspolitik praktisch unter Brüsseler Aufsicht stellen und den Deutschen konkrete Sparauflagen abverlangen. Werden diese nicht erfüllt, könnte schließlich eine Strafe von bis zu elf Milliarden Euro anstehen.

Für die neue Regierung heißt das, sie muss sparen und streichen wie keine Bundesregierung zuvor – nach Berechnungen des Finanzministeriums Jahr für Jahr 25 Milliarden Euro. Was das bedeutet, haben die Regierungsexperten vor den anstehenden Koalitionsgesprächen bereits durchkalkuliert. Für Ausgabenprogramme aus dem SPD-Wahlmanifest ist ebenso wenig Geld da wie für Steuerreformen, Kinderzuschüsse oder Gesundheitsprämien aus dem CDU-Katalog.

Stattdessen müssen Steuern erhöht, Subventionen abgebaut und Ausgaben gekürzt werden. So schlagen die Regierungsexperten unter anderem vor:

- die Eigenheimzulage komplett abzuschaffen,
- den Subventionsabbau nach den Vorschlägen von Koch und Steinbrück weitreichender als geplant voranzutreiben,
- die Versicherungsteuer zu erhöhen,
- die Vorschriften für die Bewilligung des Arbeitslosengelds II drastisch zu verschärfen.

Nach den Vorstellungen der Regierung können zudem die Beiträge zur Arbeitslosenversicherung – anders als versprochen – nicht gesenkt werden. Entschließen sich Union und SPD, die Mehrwertsteuer zu erhöhen, müssten die Einnahmen zur Haushaltssanierung eingesetzt werden.

Es ist die Einsicht, dass nur mit einer gemeinsamen Kraftanstrengung ein Weg aus der Schuldenkrise möglich ist, die nun die künftigen Koalitionäre zusammenhält. „Die Etatfrage dominiert alles“, sagt ein SPD-Regierungsmitglied.

Selbst für die heikelste Frage, wie man Schröder den Führungsanspruch ausreden kann, glauben einige in der Unionsspitze eine Lösung gefunden zu haben. Es kursiert ein Modell, nach dem der Kanzler geschäftsführend noch bis Endes des Jahres im Amt bleibt – und dann an Merkel übergibt.

Diese Lösung hätte aus Sicht des Urhebers der Idee mehrere Vorteile: Die SPD bliebe in den Verhandlungen ein stabiler Partner, weil Schröder die Richtung mitbestimmen würde; der Kanzler könnte den Koalitionsvertrag zu einer Fortschreibung seiner Reformagenda nutzen und damit die Ansprüche der Linken in Schach halten. Und es wäre für das gesorgt, was der CDU-Ministerpräsident Jürgen Rüttgers einen „Abschied mit Würde“ nennt.

JAN FLEISCHHAUER, HORAND KNAUP, ROLAND NELLES, RALF NEUKIRCH, MICHAEL SAUGA

UNION

Anleitung zum Unglücklichsein

Geschockt vom miserablen Wahlergebnis, drängen immer mehr Parteifreunde Angela Merkel zu einem Kurswechsel. Steht die CDU vor einem Linksruck?

Horst Seehofer ist wahrscheinlich der einzige Politiker Deutschlands, der sich auch über Wahlniederlagen freuen kann. Vergangenen Mittwoch um kurz nach elf, die Unionsfraktion trifft sich gerade zu einer Sondersitzung im Reichstag, hockt Seehofer in seinem Berliner Abgeordnetenbüro. Das Jackett liegt neben ihm auf einem Stuhl, auf dem Tisch steht eine Kanne Kaffee, er hat sich Zeit genommen. Der CSU-Vize will noch einmal reden über den Tag seines persönlichen Triumphs – den 18. September 2005.

Am Abend der Bundestagswahl hatte in der ganzen Union ein Wehklagen über die miserablen Zahlen angehoben. Seehofer indes war zufrieden: Bei einem furiosen Wahlsieg Angela Merkels hätte er sich als schärfster Kritiker der CDU-Vorsitzenden wohl aufs politische Altenteil zurückziehen müssen. Nun war er zurück im Spiel.

Sogar CSU-Chef Edmund Stoiber meldet sich inzwischen wieder auf seinem Handy. „Ich stelle mit tiefer Befriedigung fest, dass die Wähler allen Scharfmachern ein Stoppschild gesetzt haben“, sagt Seehofer.

Seine Widersacherin Dr. rer. nat. Angela Merkel hatte im Wahlkampf einen einmaligen Versuch gewagt: Nicht höhere Renten und steigendes Kindergeld versprach sie den Bürgern, sondern sie predigte weniger Kündigungsschutz und sinkende So-

HUBER / LAIF

CSU-Sozialpolitiker Seehofer
„Stoppschild gesetzt“

MICHAEL PROBST / AP

Parteivorsitzende Stoiber, Merkel: *Zu emotionslos, zu hart, zu ehrlich*

zialleistungen. Ein „Programm der Ehrlichkeit“ nannte sie ihr Wahlmanifest, und die ganze Union beglückwünschte sich zu ihrem Mut – von einem „Gegenmodell zum Märchenprogramm der SPD“ sprach Bayerns Ministerpräsident Stoiber.

Zwei Monate und eine Bundestagswahl später sieht sich nicht nur Sozialexperte Seehofer in seiner kritischen Haltung bestätigt – inzwischen lesen auch viele andere Unionspolitiker das Regierungsprogramm vor allem als Anleitung zum Unglücklichsein.

Quer durch die Partei zieht sich der Unmut: „Mit Mehrwertsteuererhöhung, Kürzung der Pendlerpauschale und Lockerung des Kündigungsschutzes haben wir den Wählern einfach zu viel zugemutet“, sagt Unions-Fraktionsvize Wolfgang Bosbach: „Die von uns geplanten Entlastungen kamen im Wahlkampf kaum vor.“ Und Gerald Weiß, Chef der Unions-Arbeitnehmergruppe im Bundestag, beklagt mangelnde Sensibilität: „Dem Programm hat die Wärme gefehlt.“

Zu emotionslos, zu hart, zu ehrlich, heißt es aus allen Ecken der Schwesterparteien, wenn die Rede auf das 39-seitige Papier kommt – es habe auf die flatterhaften Wähler gewirkt wie eine Vogelscheuche auf einen Schwarm Spatzen. Vor allem die CSU-Oberen und die CDU-Sozialpolitiker verlangen, dass Merkel ihren Reformkurs aufweicht. Wenn sie in den Wahlanalysen der Forschungsinstitute blättern, dann fürchten sie um den Charakter der Union als Volkspartei.

Kaum eine Gruppe hat sich so stark von der Union abgewendet wie die Arbeiter, 7 Prozentpunkte verlor die Partei im Vergleich zur Wahl 2002 bei dieser Klientel. Und die CSU ist in Aufruhr, weil sie in Bayern lediglich 49,3 Prozent geholt hat. Nun fürchtet sie um ihre absolute Mehrheit im Land. Denn ohne Alleinherrschaft im Münchner Parlament – und das ist jedem Christsozialen völlig klar – sinkt die Bedeutung der Partei auf Provinzniveau ab.

Immer lauter werden nun Konsequenzen gefordert. Am vorvergangenen Freitag traf sich der Bundesvorstand der Christlich-Demokratischen Arbeitnehmerschaft (CDA) in Hannover zur Wahlanalyse. CDA-Chef Karl-Josef Laumann war gereizt. Der gelernte Maschinenschlosser liebt kurze klare Sätze und kam gleich zur Sache.

Merkel habe beim Verfassen des Wahlprogramms Kernforderungen der CDA in den Wind geschlagen, das sei ein entscheidender Fehler gewesen, sagte er.

Wenige Tage vor der Veröffentlichung des Wahlprogramms habe er der Parteichefin noch eigens einen Brief mit der Bitte geschrieben, ältere Arbeitnehmer mit vielen Beitragsjahren schon 63-jährig in Rente gehen zu lassen – vergebens. Auch ein höheres Kindergeld habe die CDU-Spitze abgelehnt, klagte Laumann.

Am Ende der vierstündigen Debatte ist sich die 50-köpfige Runde einig, dass es Merkel mit ihrem Reformehrgeiz übertrieben habe. Die Partei, so die einhellige Meinung, müsse wieder sozialer werden. „Wir haben durchaus noch Potential nach unten“, sagt der stellvertretende CDA-Chef Christian Bäumler düster. Die Pläne der Parteispitze zum Abbau des Kündigungsschutzes wollen die CDA-Politiker nicht mehr mittragen.

„Wir haben die Herzen der Menschen nicht erreicht“, bilanziert Laumann ernüchtert den Wahlkampf. Er will nun die Interessen der CDA wieder stärker unionsintern vertreten – notfalls auch gegen die Parteiführung: „Diejenigen, die über die Entsozialdemokratisierung der CDU gejubelt haben, wachen jetzt in einer Großen Koalition auf.“

PEER GRIMM / DPA

CDA-Chef Laumann
„Die Herzen nicht erreicht“

Merkels Plan, eine schonungslose Wahlanalyse erst nach den Koalitionsverhandlungen durchzuführen, ist nicht aufgegangen. Es sei jetzt „Kampfauftrag“ der Union, Gerhard Schröder aus dem Kanzleramt zu jagen, gab sie unlängst die Parole aus, alle müssten sich diesem Ziel unterordnen. Doch es rumort in der Partei. Viele wollen sich der Order nicht fügen.

„Die CDU muss aufpassen, dass bei ihrer Politik wirtschaftliche Kompetenz und soziale Gerechtigkeit beieinander bleiben“, sagt der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Jürgen Rüttgers, der Merkels Reformkurs von Anfang an mit Skepsis verfolgt hat. „Der Vorsitzende der Arbeiterpartei in Nordrhein-Westfalen bin ich“, hatte Rüttgers noch im Mai verkündet, als er gerade die Landtagswahl gewonnen hatte. Sein Wahlkampf war das Gegenteil zur Ehrlichkeitsoffensive Merkels gewesen. Mit einem wolkigen Programm und scharfen Attacken auf die SPD-Regierung hatte er bei der Landtagswahl 44,8 Prozent geholt, jetzt ist die NRW-CDU auf 34,4 Prozent abgerutscht – das zweitschlechteste Ergebnis seit 1949.

Auch in der CSU wird die Diskussion über die Gründe der Wahlniederlage immer lauter. Die Führung der Christsozialen ist sich einig, dass Merkels zahlenlastige Kampagne ein Fehler war: „Wir haben einen zu nüchternen, kühlen Wahlkampf geführt“, sagt der bayerische Innenminister Günther Beckstein, und Landtagspräsident Alois Glück assistiert: „Die Balance zwischen sozialer Gerechtigkeit und wirtschaftlicher Kompetenz hat gefehlt.“

Parteiintern wird vor allem Generalsekretär Markus Söder und Staatskanzleichef Erwin Huber die Schuld angelastet. Beide haben auf CSU-Seite das Wahlprogramm ausgearbeitet, Huber lobte sein Werk überschwänglich: „Das Programm wird spannend wie ein Krimi, realistisch wie ein Dokumentarfilm, erhellend und aufbauend zugleich.“ Das Zitat hängt ihm nun wie ein Mühlstein am Hals. Beim Gerangel um die Nachfolge von Stoiber als bayerischer Ministerpräsident gilt inzwischen Beckstein als Favorit, auch wenn Huber seinem Kabinettskollegen den Posten nicht kampflos überlassen will.

Auch den sonst so selbstbewussten Stoiber hat die Wahlschlappe ins Grübeln gebracht. Er müsse einräumen, dass das Unionsprogramm die Bürger eher verschreckt habe, gestand er unlängst vor Vertrauten: „Ich muss ehrlich sagen, dass ich das nicht erwartet hätte.“ RENÉ PFISTER

EMANZIPATION

„Verachtung der Demokratie“

„Emma“-Herausgeberin Alice Schwarzer, 62, über Geschlechterrollen und den Kampf ums Kanzleramt

Ciao, ragazzi“, rief der eine den Journalisten zu, als er von Bord des schlingernden Schiffes ging. Tschüs, Jungs. Der andere hielt die Stellung, ja griff fester denn je zum Steuer. „Ich bleibe Kanzler“, erklärte der starke Mann. Denn „niemand außer mir“ kann es. Und er wiederholte: „Niemand außer mir!“

An diesem dramatischen Wahlabend wurde klar: Verloren war für die SPD nicht nur die Wahl, sondern auch ihre Unschuld. In ihren sieben Jahren an der Macht scheint die Volkspartei zu einem geschlossenen System mutiert zu sein. Und es gehört zur Logik solcher Systeme, dass sie ihre eigenen Gesetze haben. Der starke Mann macht das Gesetz, und ihm stellt sich niemand in den Weg – auch nicht, wenn er den falschen Weg geht. Denn das kann den Kopf kosten.

450 000 Stimmen weniger als der Gegner – na und? Was ist schon die gezählte Wahlniederlage gegen den gefühlten Wahlsieg. Und sollte es noch ein Hindernis geben, wird der starke Mann es schon beseitigen. Durch Änderung der Geschäftsordnung zum Beispiel. Oder durch Einführung einer rotierenden Kanzlerschaft – bei der der starke Mann am Ruder bliebe, und die schwache Frau rasch über Bord ginge.

Denn das bringt den starken Mann erst richtig in Stimmung: Dass sein Herausforderer eine Frau ist. Auch darum gibt es für IHN und seine Anhänger „keinen Anlass, vom Führungsanspruch Gerhard Schröders abzuweichen“ (SPD-Generalsekretär Klaus Uwe Benneter noch acht Tage nach der Wahl). Denn: „Was vor uns liegt, kann Merkel nicht“ (Fraktionsvize Michael Müller).

Erst zwei Wochen nach der Wahl zeigt das System SPD erste Risse. Es scheint der Partei allmählich zu dämmern, dass nicht sie die stärkste Fraktion stellt, sondern die anderen. Und dass darum diesen anderen nach allen demokratischen Regeln nun das Steuer zusteht. Genauer gesagt: dass eine Frau ans Ruder kommt.

Doch kann nicht sein, was nicht sein darf. Ragazze, Mädels, sind in der Welt des starken Mannes nur Statistinnen und Zuträgerinnen. Denn die von ihm angeführten rot-grünen Macher sorgen heute mindestens so konsequent wie die schwarzen Patriarchen gestern dafür, dass Frauen kein Thema mehr, sondern zum Unwort der Berliner Republik geworden sind. Zuletzt hat Rot-Grün die Frauenpolitik auf Familienpolitik reduziert, ganz wie einst die Schwarzen. Und die vielleicht folgenreichste rot-grüne Reform in Sachen Frauen ist die des Prostitutionsgesetzes. Dem ist zu verdanken, dass deutsche Arbeitsämter heute Frauen in Bordelle vermitteln dürfen und Einstiegswilligen Mittel zur „Existenzgründung“ als Prostituierte gewähren (diese Gelder werden dann in der Regel Zuhälter kassieren, da in neun von zehn Fällen hinter einer Prostituierten ein Zuhälter steht). Buon giorno, ragazzi.

„Nur die Harten kommen in den Garten“, soll der Immer-noch-Kanzler zu scherzen beliebt haben. Wo die Sitten so verroht sind, ist die Verachtung der Demokratie nicht weit. Denn die ist ja das Gegenteil des Prinzips starker Mann, in ihr haben auch Schwächere Stimmen und Rechte. Doch Demokratie hin, Demokratie her: Ein starker Mann kann schlimmstenfalls von einem anderen Mann besiegt werden – aber nicht von einer Frau. Das ist eine Frage der Ehre. Der Männerehre. Sonst verliert der starke Mann sein Gesicht. Und dann sieht er rot. Eine Herausforderin? Höhöhö, die werden wir schon schaffen!

Und in der Tat, wir haben sie geschafft. Beinahe. Und nun soll der Rest erledigt werden. Es steht eine Große Koalition unter Führung der CDU/CSU an, doch die SPD schießt weiter auf die konservative Kanzlerkandidatin. Hätte die SPD Erfolg damit, bekämen wir statt einer konservativen Kanzlerin ganz einfach einen konservativen Kanzler.

Also sei die Frage erlaubt: Gibt es einen einzigen sachlichen Grund, der einen Kanzler Koch oder Wulff oder Stoiber der SPD genehmer machen könnte als eine Kanzlerin Merkel? Gibt es einen einzigen anderen Grund als die Forderung des starken Mannes nach dem Skalp der Frau? Nein. Hier geht es um die symbolische Liquidierung des Führungsanspruchs der Frau. Und damit ist nicht nur Angela Merkel, sondern es sind alle Frauen gemeint.

Im Wahlkampf fanden auch die Anhängerinnen des Prinzips starker Mann den „Faktor Frau“ négligeable. „Nur“ weil sie eine Frau ist, sollen wir sie wählen? Hahaha. Es geht doch um die Inhalte, um das Programm! Stimmt. Doch eines dürfte spätestens seit dem Spektakel am Wahlabend klar sein: Auch das Prinzip starker Mann ist Programm. Das haben inzwischen einige begriffen – aber zu spät.

Es stimmt, die Kandidatin hat es kritischen Frauen nicht leicht gemacht. Sie hat die einmalige Chance, den Faktor Frau offensiv zum Politikum zu machen, vertan. Sie schien nicht nur schlecht beraten, sondern geradezu phobisch beim Thema Frauen. Und sie hat zusammen mit ihrer Partei einen schmalspurigen, technokratischen kaltherzigen Wahlkampf geführt. Doch die hinlängliche Erfahrung, dass die anderen ihre heißen Sprüche und Programme auch nur lau in die Tat umzusetzen pflegen – und das vor allem beim Thema Frauen –,

FRANK OSSENBRINK

Autorin Schwarzer, Kandidatin Merkel: *„Historisches Ereignis“*

relativiert diese Schwäche. Und die Ost-Herkunft der Kandidatin erklärt sie.

Denn ihr verdankt diese Frau zwar Stärken – wie die gelassene Sachbezogenheit der gelernten Wissenschaftlerin –, aber auch Schwächen. Darunter das Unverständnis, warum eine Frau in unserer Gesellschaft nicht einfach so tun kann, als wäre sie keine – denn für die anderen bleibt sie eine.

Doch galt die offensive Distanzierung im Wahlkampf von Frauen aus dem linken Milieu und die Ratlosigkeit der Frauen von nebenan wirklich nur den schmerzlich vermissten Inhalten – oder etwa auch dem Geschlecht der Kandidatin? Zu oft fiel auch aus Frauenmund der Satz: Die kann das nicht. Hatte es also etwas mit der Selbstverachtung von Frauen zu tun? Und galt die vielleicht auch gerade dieser Frau, die weder einem der Frauenklischees noch den ganz persönlichen Vorstellungen jeder einzelnen Wählerin vom Frausein entspricht?

Frauen neigen zu einer gewissen Distanzlosigkeit gegenüber anderen Frauen. Sie halten die andere gern für so schwach wie sich selbst. Sie tun sich schwer, andere Lebensmodelle zu akzeptieren (was die groteske Kritik der Kanzlerfrau an der Kanzlerkandidatin wegen deren Kinderlosigkeit wieder mal überdeutlich gemacht hat): Du musst so sein wie ich. Sonst stellst du mich in Frage. Und vor allem: Du musst weibliche Schwäche zeigen, statt nach männlicher Stärke zu streben.

„Jetzt mochte man sie“, seufzte eine Autorin der „Süddeutschen Zeitung“ nach dem Wahlabend. Jetzt, wo der Kanzler die Kandidatin „in Alphamännchen-Hybris anblaffte, als sei sie seine Sekretärin“. Jetzt endlich war sie wieder eine Frau wie du und ich. „Aber da war es zu spät.“

Zu spät für was? Zu spät für die Erkenntnis, dass es bei dieser Wahl zwischen zwei KandidatInnen nicht nur um ihr – leider nicht sehr – unterschiedliches Programm gegangen war, sondern auch um ihr – leider sehr unterschiedliches – Geschlecht. Das, nur das machte diese Wahl zum historischen Ereignis: dass 87 Jahre nach Erringung des Frauenstimmrechts und 60 Jahre nach Abgang des Führers erstmals in Deutschland eine Frau für das wichtigste Staatsamt kandidiert.

Dräut mit dem Auftauchen dieser einen Frau die weibliche Übernahme des männlichen Systems? Gewiss nicht. Aber eine gewisse Irritation. Der starke Mann könnte sein Gesicht verlieren. Darum bricht er demokratische Spielregeln und gibt eine ganze Partei der Lächerlichkeit preis.

Doch es ist Zeit, dass auch wir Deutschen ankommen im 21. Jahrhundert und begreifen: Einer demokratisch gewählten Kanzlerin steht dieselbe Fairness und derselbe Respekt zu wie einem Kanzler. Über Inhalte kann dann immer noch gestritten werden. Aber jenseits von Geschlecht und Männlichkeitswahn.

Buon giorno, ragazze. ◆

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Opposition ist nichts Schlechtes“

Grünen-Fraktionschef Fritz Kuhn, 50, über schwarz-grüne Bündnisse, die Chancen und Risiken der Nach-Fischer-Ära und die Erneuerung seiner Partei

FOTOS: MARCO-URBAN.DE

Politiker Kuhn: *„Wir dürfen uns nicht anschmusen bei den Schwarzen“*

SPIEGEL: Herr Kuhn, der Grünen-Patriarch Joschka Fischer hält schwarz-grüne Bündnisse für Selbstmord. Sie auch?

Kuhn: Wir müssen unsere Optionen erweitern. Aber wir dürfen uns nicht anschmusen bei den Schwarzen.

SPIEGEL: Was müsste geschehen, damit Schwarz-Grün den Weg in die politische Wirklichkeit findet?

Kuhn: Für solche Bündnisse muss sich die Union verändern. Die hat ja noch nicht mal begonnen, das Wahlergebnis vom 18. September zu analysieren: Sie hat sich als antigrün dargestellt und die modernen Großstadtthemen – Ökologie, Verbraucherschutz, Kinderbetreuung, Minderheitenschutz – in dieser Wahlauseinandersetzung vollständig ignoriert. Schwarz-Grün kann es aber nur geben mit einer Union, die sich auf uns zubewegt. Das läuft, wenn überhaupt, eher mittel- als kurzfristig.

SPIEGEL: Sie tun so, als hätte es bei CDU und CSU seit Alfred Dregger und Franz Josef Strauß keine Erneuerung oder, genauer gesagt, Liberalisierung gegeben.

Kuhn: Die gab es, keine Frage. Aber nicht bei den Themen, die uns auszeichnen. Die Union ist in den Wahlkampf gezogen mit der These: Ökologie blockiert die Wirtschaft. Das ist Unsinn, rächt sich jetzt und steht einer Annäherung entgegen.

SPIEGEL: Die Sondierungen über eine sogenannte Jamaika-Koalition – also ein Bündnis von Grünen, Liberalen und Konservativen – haben Sie schnell abgebrochen, als ob Sie Angst vor einer möglichen Einigung befallen hätte. Wäre nicht das gesamte grüne Establishment am liebsten von der rot-grünen in die schwarz-gelb-grüne Koalition umgezogen?

Kuhn: Sie irren. Die Union hat keine Bereitschaft zum Kurswechsel signalisiert, das ist entscheidend. Übrigens war immer klar, dass das wichtigste Hindernis für Jamaika die Gelben waren. Merkel hat ja auch verloren, weil sie die christliche Sozialstaatspartei an FDP-Chef Guido Westerwelle ausgeliefert hat. Die Kombination von Kopfpauschale und Kirchhof-Steuer war tödlich, und sie stünde auch Schwarz-Grün jederzeit entgegen.

SPIEGEL: Die Union ohne Merkel wäre Ihnen lieber?

Kuhn: Ich rede nicht über Personen, sondern über Programme. Und genau deswegen steht Schwarz-Grün in keinem Land unmittelbar bevor. Andererseits gilt auch: Eines Tages wird es auf der Länderebene losgehen. Die vor uns liegenden vier Jahre Opposition verstehe ich als permanente Sondierung von Konstellationen.

SPIEGEL: Welche wäre Ihnen die liebste?

Kuhn: Ich wünsche mir eine grüne Partei mit mehreren Optionen: Rot-Grün ist abgewählt, aber nicht tot. Schwarz-Grün ist abgesagt, aber nicht für alle Zeiten. In den Ländern fallen die Vorentscheidungen, da gibt es ja interessante Wahlen, 2006 und auch 2008.

SPIEGEL: Ihre Partei bleibt, wie sie ist, und die Union muss ergrünen – ist das nicht unrealistisch von Anfang an?

Kuhn: Die ersten Klärungsgespräche muss die Union mit sich selbst führen. Die CDU hat ein ganz schwaches strategisches Zentrum und ist in Wahrheit tief gespalten. 2002 hat eine Parteikommission der Union untersucht: „Warum haben wir in den großen Städten keine Hegemonie?“ Die Antwort war: „Ihr müsst grüner werden, bei Kinderbetreuung, Verbraucherschutz, Minderheitenschutz und bei der Politik für junge Frauen.“ Das hat die Union nicht umgesetzt, und dafür hat sie jetzt bezahlt. Wie kann man nur so blöd sein, Themen wie Umwelt- und Verbraucherschutz und das Verhältnis von Mann und Frau so hartnäckig zu ignorieren?

Kuhn-Förderer Fischer
„Etwas von einem Popstar“

MICHAEL KAPPELER / DDP

CDU-Chefin Merkel (r.)*: *„Eine Partei muss regieren wollen“*

SPIEGEL: Das sehen viele in der CDU/CSU ganz ähnlich, sind aber offenbar nicht durchgedrungen. Die Umweltpolitik von Klaus Töpfer war von Ihrer nicht so weit entfernt. Die CDU-Abgeordnete Julia Klöckner kämpft für den Verbraucherschutz, allerdings auf verlorenem Posten.

Kuhn: Wir könnten aber nicht mit Herrn Töpfer in Nairobi und den anderen koalieren, die nicht durchdringen, sondern müssten es mit denen tun, die in dieser Union das Sagen haben. Und mit denen geht es derzeit nicht.

SPIEGEL: Sie führen jetzt die kleinste Fraktion im Bundestag, hinter den Liberalen und den Linken. Haben Sie nicht auch etwas falsch gemacht?

Kuhn: Natürlich müssen wir uns weiterentwickeln. Die Wirtschafts- und Finanzkompetenz muss ausgebaut werden. Ich will eine grüne Partei, die attraktiv ist auch für junge Unternehmer und junge Unternehmerinnen, gewissermaßen die nächste Gründergeneration. Da geht es um Handfestes wie steuerliche Rahmenbedingungen für Betriebsgründungen, die Ausbildungssituation und Forschungsförderung.

SPIEGEL: Die Fraktion will unter Ihrer Führung dazu Handreichungen vorbereiten. Vom linken Projekt zur Mittelstandspartei?

Kuhn: Die Fraktion muss eine Ideenwerkstatt werden. Die Grünen sind eine emanzipative linke Partei. Das heißt, wir sind nicht so etatistisch wie SPD und PDS. Ich möchte, dass wir uns für Entbürokratisierung einsetzen und es Unternehmern leichter machen, Betriebe zu gründen.

SPIEGEL: Auch indem Sie den Kündigungsschutz lockern?

Kuhn: Nein. Das Thema ist ideologisch überhöht. Was wir dringender brauchen als Hire and Fire, sind Steuervereinfachungen auf breiter Front.

SPIEGEL: Kirchhof light?

Kuhn: Bloß nicht, seine ideologisch motivierte Einheitssteuer will ich nicht. Wichtig wäre mir aber, mit einer dualen Steuerregelung die betrieblichen Einkünfte von den privaten zu trennen. So können wir künftig den Mittelstand entlasten, ohne die Einkommensteuer generell zu senken.

SPIEGEL: Zurück zur Fehleranalyse: Rot-Grün hat die Mehrheit verpasst – so mancher einflussreiche Sozialdemokrat meint, die Grünen seien schuld, weil deren Themen quer zu den Zeitläuften lägen: Auf Massenarbeitslosigkeit, Sozialstaatskrise und Finanzprobleme besäßen Sie nicht die angemessenen Antworten, sagen maßgebliche Genossen.

Kuhn: Damit belügen sich diese Genossen selbst. Die Krise der SPD rührt daher, dass sie sich nicht entscheiden konnte zwischen Modernisierungskurs und traditionalistischem, industriepolitischem Beton-Kurs. Dieses Kernproblem ist noch lange nicht überwunden und wurde durch Schröders genialen Wahlkampf nur überdeckt.

SPIEGEL: Die SPD ist also schuld am Machtverlust?

Kuhn: In dieser Situation und ohne Funktionsargument für Rot-Grün 8,1 Prozent zu holen ist eine starke Geschichte.

SPIEGEL: Fischer hat immer um Stimmen für Rot-Grün geworben.

Kuhn: Also gut, sagen wir es so – wir hatten im Wahlkampf nur ein Funktionsargument nach dem Prinzip Hoffnung. Denn die Grundstimmung des Wahlkampfs war doch die: Die alte Regierung kann sowieso nicht mehr fortgesetzt werden. Das war ja auch die Botschaft von Schröders Neuwahlen.

SPIEGEL: Sie räumen gerade das erste Ministerium, die anderen werden folgen. Die Staatssekretäre und Minister müssen ihre Dienstwagen abgeben, der Alltag hat sie alle wieder. Was war der Kardinalfehler von sieben Jahren Rot-Grün?

Kuhn: Rot-Grün hat das Versprechen von 1998, „Modernisierung und Gerechtigkeit“ zusammenzubringen, nicht konsequent genug umgesetzt. Das lag weniger an uns als an der SPD. Die SPD hat ein zweites Godesberg versäumt: Sie hätte den Begriff der Gerechtigkeit unter den Bedingungen der Globalisierung neu definieren müssen.

SPIEGEL: Die SPD war auf die Reformpolitik des Bundeskanzlers nicht richtig vorbereitet?

Kuhn: Exakt. Manchmal müssen Parteien halt doch programmatische Arbeit leisten. Immer nur gucken, was 20 Zentimeter vor der Nase stattfindet, das kann Schröder, aber das reicht nicht aus, nicht in diesen harten Zeiten. Statt Situationismus braucht die SPD eine mittel- und längerfristige Perspektive, die ihr Schröder nie gegeben hat. Das Experiment mit dem Schrö-

* Mit der Grünen-Vorsitzenden Claudia Roth am 20. September im Bundestag.

der/Blair-Papier …
SPIEGEL: … das von dem damaligen Kanzleramtsminister Bodo Hombach formuliert wurde und ein gedankliches Fundament für eine spätere Reformpolitik bilden sollte …
Kuhn: …wurde wieder verworfen. Ich hätte mir mehr Hartnäckigkeit gewünscht, einen längeren Atem, der uns alle weitergetragen hätte.
SPIEGEL: Vielleicht ist die Regierung ja auch einfach am schlechten Handwerk gescheitert. Mautdebakel, Hartz-IV-Pannen und immer wieder das Wort „Nachbesserungen".
Kuhn: Unsere drei Ministerien wurden weitgehend pannenfrei geführt.
SPIEGEL: Erinnern Sie sich noch an die Visaaffäre?
Kuhn: Dunkel. Die wurde extrem ideologisch überhöht. Die Unionsoffensive brach zusammen, als rauskam, dass es vor 1998 in vielen osteuropäischen Botschaften ähnliche Probleme gab.
SPIEGEL: Diese Affäre hatte ihren Charme auch deshalb, weil ein scheinbar Unfehlbarer wie Joschka Fischer bei einem Fehler erwischt wurde.
Kuhn: Dennoch haben die Medien, der SPIEGEL vorneweg, es nicht geschafft, das Wild zu erlegen.
SPIEGEL: Die Medien haben das geschafft, was Medien schaffen können: das Thema auf die Tagesordnung des Landes zu setzen. Es wurde am prominenten Beispiel deutlich: Regieren ist auch Handwerk und nicht nur Wolkenkuckucksheim.
Kuhn: Respekt. Eine große schauspielerische Leistung, dass Sie jetzt nicht mal rot werden.
SPIEGEL: Sind Sie eigentlich betrübt, dass die Grünen nicht mehr regieren, oder auch ein bisschen erleichtert?
Kuhn: Opposition ist nichts Schlechtes, aber man muss die Zeit nutzen, um wieder da rauszukommen. Eine Partei muss regieren wollen. Aber wenn wir eine rot-grüne Mehrheit gehabt hätten, hätten wir sicher anders weitermachen müssen. Nur ein bisschen Schleifpapier, um die Agenda zu polieren, hätte nicht gereicht.
SPIEGEL: Aber lag es wirklich nur an den anderen? Auch Ihr heimlicher Vorsitzender war ja zuletzt kein Reformmotor mehr. Fischer war der deutschen Innenpolitik kilometerweit entschwebt.
Kuhn: Einspruch! Denken Sie an die Debatte über die Bürgerversicherung in der Sommerpause des Jahres 2003. Da haben Fischer und ich endlos telefoniert, er in der Toskana, ich in den Abruzzen. In Kernfragen des Sozialstaates war er immer vorn

MARKUS SCHREIBER / AP

Fraktionschefs Kuhn, Künast: *„Gemeinsam ein gutes Ensemble formen"*

dran.

SPIEGEL: Jetzt müssten Sie eigentlich rot werden. Wir erinnern uns sehr genau an Fischers kurzfristig entflammten Reformeifer, an das Strohfeuer dieses Sommers. Danach ging er weiter als Minister des Äußersten seinen Amtsgeschäften nach. Welche Chancen und Risiken sehen Sie im Abgang von Joschka Fischer?

Kuhn: Fischer wird die Grünen sicher weiter begleiten. Er ist ja nicht weg. Aber jetzt kommen ein anderer Führungsstil und andere Fragestellungen. Da fehlt es uns nicht an Selbstbewusstsein. Renate Künast und ich brauchen uns nicht mit Joschka zu vergleichen.

SPIEGEL: Fischer sagt von sich, er sei der letzte Live-Rock'n'Roller gewesen, und jetzt komme die Playback-Generation. Fühlen Sie sich angesprochen?

Kuhn: Ich will nicht singen, sondern gemeinsam mit Renate Künast ein gutes Ensemble formen, dessen Stücke überzeugen und begeistern. Joschka Fischer hatte immer etwas von einem Popstar. Wir haben das in zwei Wahlkämpfen dankbar aufgegriffen. Aber jetzt kommen andere, die mit einer anderen Sprache und einem anderen Habitus die grüne Politik vertreten.

SPIEGEL: Bei den Grünen murren die 30-Jährigen, die 50-Jährigen sollten endlich abtreten. Fischer geht mit 57 in Frühpension.

MARCO URBAN.DE

Kuhn, SPIEGEL-Redakteure*
„Wir brauchen viele Talente"

Altert man eigentlich schneller als Grüner?

Kuhn: Nein, ich bin allerdings dafür, dass die Jungen was werden bei den Grünen. Aber nicht, weil sie jung sind. Die müssen schon erklären, welche neuen Konzepte sie aus ihrer Generationenerfahrung ableiten.

SPIEGEL: Katrin Göring-Eckardt wurde als Fraktionsvorsitzende abgewählt, Werner Schulz kam nicht mehr in den Bundestag. Die ostdeutschen Politiker finden nicht mehr statt, Bündnis 90 ist endgültig zum leeren Vorsatz geworden, wie es Schulz schon früh voraussah.

Kuhn: Nein. Die Bürgerrechtstradition ist sehr lebendig bei uns. Nach 15 Jahren deutscher Einheit müssen jeder Spitzenpolitiker und jede Spitzenpolitikerin kompetente Vorschläge zur Lage der schlechter entwickelten Regionen in Deutschland machen können – und zwar für die im Osten wie im Westen. Diese Teilung des Landes in Ost und West, aus der eine Teilung in Ost- und Westpolitiker abgeleitet wird, sollte mit der Zeit an Bedeutung verlieren.

SPIEGEL: Das heißt im Klartext: Sie schicken Göring-Eckardt auf die Hinterbank. Was machen Sie mit Jürgen Trittin, dem anderen Verlierer der Fraktionsvorsitzendenwahl?

Kuhn: Abwarten. Für unsere Ideenwerkstatt brauchen wir viele Talente. Die Fraktion hat Renate Künast und mich gewählt, weil sie uns zutraut, diese auch zu integrieren.

SPIEGEL: Als Nächstes steht im Bundestag die Kanzlerwahl auf dem Programm. Würde die grüne Fraktion bei einer strittigen Kanzlerwahl, wie die SPD spekuliert, ihre Stimmen für Gerhard Schröder einbringen?

Kuhn: Die Großen haben jetzt den Auftrag, eine Regierung zu bilden. Und ich gehe davon aus, dass das gelingt. Kurt Schumacher hat mal gesagt: „Politik beginnt mit dem Betrachten der Wirklichkeit."

SPIEGEL: Das heißt?

Kuhn: Die Union hat ein paar Stimmen mehr als die SPD. Das kann man nicht ignorieren.

* Gabor Steingart und Ralf Beste am vergangenen Mittwoch im Berliner Café Einstein.

MARC DARCHINGER

Medienkritiker Schily
„Jeder mal im Kämmerlein“

PRESSEFREIHEIT

Stichwort „Cicero“

In seinem Vorgehen gegen unabhängigen Journalismus wird Bundesinnenminister Otto Schily maßlos: Seine Vorschläge, die Berichterstattung zu gängeln, sind verfassungswidrig.

Der deutsche Innenminister kennt die deutsche Verfassung besser als alle anderen. Redakteuren, die zu frech fragen, erklärt er sie gern: „Für Journalisten steht nichts im Grundgesetz.“ Auch was „fairer Journalismus“ ist, erläutert er den Medienleuten: Unfair sei es, wenn eine Zeitung über das Wahlprogramm der Opposition auf der Seite 1 berichtet, über das Wahlprogramm der „größten Regierungspartei“ aber nicht. „Ist das Medium der Souverän?“, fragt er streng und empfiehlt: „Das sollte sich jeder mal im stillen Kämmerlein überlegen.“

So ist er, der Otto. Sieben Jahre lang haben Journalisten, Genossen und Oppositionspolitiker den Theorien des sozialdemokratischen Verfassungsministers zur Pressefreiheit im Vertrauen darauf zugehört, dass über die Frage, was im Land geschrieben werden darf, nicht das Bundesinnenministerium zu entscheiden hat.

Welch ein Irrtum. Am vergangenen Montag hat der deutsche Innenminister wieder etwas über das Grundgesetz erklärt, diesmal vor großem Publikum: „Die Pressefreiheit ist mir sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen“, sagte er beim Jahrestreffen der Zeitungsverleger und legte los.

Mehrere hundert Journalisten, Medienunternehmer und Chefredakteure verfolgten im Berliner Maritim-Hotel überwiegend fassungslos eine bizarre Rede des Ministers, der gleichsam den Ausnahmezustand über den deutschen Journalismus verhängte.

In einem Rundumschlag vermischte Schily die Kritik seiner Partei an der Wahlberichterstattung einiger Medien mit dem Streit um einen missglückten Versuch seines Hauses, per Durchsuchung beim Monatsmagazin „Cicero“ eine undichte Stelle beim Bundeskriminalamt (BKA) aufzuspüren.

Zeitungsleute und Fernsehjournalisten, wütete Schily, hätten nicht nur Machtmissbrauch betrieben und seine Regierung kaputtgeschrieben, sie beanspruchten auch in dreister Weise, sich „außerhalb der Gesetze“ zu stellen, indem sie ständig und kritisch Interna aus der Regierung verbreiteten und sich Unterlagen aus dunklen Quellen beschafften: „Bei uns ist es nicht mehr möglich am Ministerium, auch mal ein Brainstorming zu machen, ein Papier erarbeiten zu lassen, ohne dass dann gleich sich das jemand schnappt.“

Der Minister sah geradezu die Machtfrage berührt: „Wir lassen uns nicht das Recht des Staates nehmen, seine Gesetze durchzusetzen.“ Mit geduldigen Erklärungen, drohte Schily, sei es nun nicht mehr getan: „Ich werde mich dafür einsetzen, dass wir die Diskretion im Staat da, wo sie notwendig ist, auch durchsetzen.“ Wegen „Beihilfe zum Geheimnisverrat“ seien alle Journalisten zu verfolgen, die sich geheime Papiere wie „eine Trophäe“ ansteckten und damit die Arbeit des Staates behinderten: „Stichwort ‚Cicero‘“.

Das Stichwort saß. Die Durchsuchung beim Potsdamer Monatsblatt vor gut zwei Wochen ist das bislang heftigste von Schily statuierte Exempel seiner neuen Auslegung von Pressefreiheit. Heribert Prantl, Innenpolitikchef der „Süddeutschen Zeitung“, wies Schily auf die Sprengkraft der Aktion hin: Zwei Minister mussten 1962 gehen, als Vergleichbares beim SPIEGEL geschah: „Nur dass diesmal das Opfer nicht Rudolf Augstein heißt.“

Bei „Cicero“ konnte sich die Obrigkeit was trauen: Ermittler der Staatsanwaltschaft stellten knapp acht Stunden lang die Räume des „Cicero“-Mitarbeiters Bruno Schirra auf den Kopf und nahmen 15 Kisten voller Unterlagen mit. Es war eine offenkundige Einschüchterungsaktion, denn das beschlagnahmte Material über die Leuna-Affäre und andere Recherchefrüchte aus rund zehn Jahren Arbeit hatten ersichtlich nichts mit dem Anlass der Ermittlungen zu tun.

Anlass war ein 125 Seiten starker Auswertungsbericht des BKA zum Fall des weltweit verfolgten jordanischen Qaida-Terroristen Abu Mussad al-Sarkawi. Der Bericht liest sich spannend. Schon das Vorwort macht Lust zum Weiterlesen: „Ahmad Fadil Nazal Al Khalayleh, der nachfolgend als Al Zarqawi bezeichnet wird, rückte am 19.10.2001 ins Blickfeld der deutschen Ermittlungsbehörden, als er in einem Telefonat von einem Mitglied der am 23.04.2002 ausgehobenen Al-Tawhid-Zelle in Deutschland um einen Auftrag zur Erlangung des Märtyrertodes gebeten wurde.“

So etwas mag ein Journalist nur ungern seinen Lesern vorenthalten, und darum veröffentlichte Schirra Textteile im „Cicero“, nicht ohne vorher gewissenhaft beim BKA angerufen zu haben, um sich der Echtheit des Dokuments zu vergewissern.

Die Rückfrage des Journalisten löste eine Staatsaktion aus. Denn die Veröffentlichung musste fürs BKA peinlich sein: Die deutschen Bundesfahnder haben auch Erkenntnisse von CIA und anderen US-Diensten verarbeitet. Zwar findet beim Bundeskriminalamt kaum noch jemand etwas dabei, sich mit auswärtigen Schlapphüten gemein zu machen, aber die Schlapphüte sind gewiss ungehalten, wenn

sie die Frucht ihrer Arbeit in deutschen Blättern lesen dürfen.

Nichts ließen Schilys interne Ermittler unversucht, die undichte Stelle im Amt zu finden. Penibel listeten sie sämtliche Rechner mit externen Laufwerken in zwei Staatsschutzreferaten auf – so hätte das Dossier möglicherweise an Schirra kommen können.

Detailliert überprüften die Kriminalisten auch die Protokolle des Netzwerks, aus denen hervorgehen könnte, wer eine Kopie auf DVD oder CD-Rom brennen wollte. Das alles führte zu nichts außer zu der Erkenntnis, dass allein beim BKA 269 Personen Zugang zu dem Papier hatten. Dass so etwas nicht geheim bleibt, ist weniger Folge dunkler Machenschaften als schlampiger Behördenorganisation.

Doch Otto Schily ist bei seinen Unteren gefürchtet, weil er die Schuld für Pannen nie bei sich und in seinem Verantwortungsbereich sucht. Diesmal musste die Presse dran glauben.

Es ist ein alter, unter Strafrechtlern wegen seiner Waghalsigkeit hochumstrittener Trick, zu dem die Ermittler nun griffen: Ist es nicht das, was Schily ärgert? Dass man nicht mehr in Ruhe arbeiten kann, weil alles, egal ob nur spannend oder auch wichtig, immer gleich rauskommt?

Otto Schily ging auf die Presse los. Ein richtiger Anlass war nicht erkennbar. Denn was der Reporter Schirra tat, machen SPIEGEL-Redakteure öfter mal: Sie zitieren aus Papieren, die als „Verschlusssache“ klassifiziert sind. Sie gehen mit solchen Dokumenten verantwortungsvoll um und achten darauf, dass sie nicht in laufende Ermittlungen eingreifen. Doch für Schily ist auch das schon strafbarer Ungehorsam: „Das ist nicht mein Begriff von Pressefreiheit“, da kenne er „kein Pardon“, droht er.

Wenn der Innenminister tatsächlich vorhat, die Verwendung des Strafrechts wie im Fall „Cicero“ zur Regel zu machen, ist dies offener Verfassungsbruch. Denn durch die waghalsige Auslegung des Amtsparagrafen gegen Journalisten wird deren vom Grundgesetz gewährleistetes und in der Strafprozessordnung ausziseliertes Zeugnisverweigerungsrecht ausgehebelt: Natürlich hätte der kein Recht zur Zeugnisverweigerung ten selbst die BKA-Verantwortlichen. Amts-Vize Bernhard Falk teilte der Potsdamer Staatsanwaltschaft Ende August mit: Selbst wenn die gesuchte Datei in Schirras Büro sicherzustellen wäre, „würde sich der Rechner, auf dem der Kopiervorgang durchgeführt wurde, nicht zuordnen lassen“.

Eine Durchsuchung, die von vornherein den erstrebten Zweck nicht erreichen kann, ist ungeeignet. Und ein ungeeigneter Eingriff in die Freiheit der Redaktionen ist willkürlich und damit verfassungswidrig.

Dabei hatten sich die Fahnder nicht mal die Mühe gemacht, die Sinnlosigkeit ihres Unternehmens zu kaschieren. Neben Dateien räumten sie in Kisten gepackte Recherchepapiere zu ganz anderen Themen in solchem Umfang ab, dass selbst Nachbarn, die so etwas aus dem Fernsehen kennen, an die erfolgreiche Enttarnung eines internationalen Wirtschaftsbetrügers glauben mussten. Und gegen Wolfram Weimer, den offenbar nichtsahnenden Chefredakteur des Blatts, leiteten sie auch noch ein Verfahren ein. Was das alles sollte, konnte

DPA(L.); ULLSTEIN BILDERDIENST (R.)

Protest gegen SPIEGEL-Durchsuchung, verhafteter Augstein*: *Zwei Minister mussten gehen*

Weil der Täter des strafbaren „Geheimnisverrats“ nicht zu finden war, wurde der Redakteur, der das Papier – auf welchem Wege auch immer – in die Hände bekommen hatte, belangt. Er wurde geschwind zum Teilnehmer einer Straftat erklärt, die eigentlich nur von Beamten (sogenanntes Amtsdelikt) begangen werden kann und nicht etwa dem Schutz vor investigativen Journalisten, sondern dem Schutz vor unzuverlässigen Beamten dient.

Zudem ist die einschlägige Vorschrift des Strafparagrafen 353 b nur bei allerweitester Auslegung auf die Verbreitung solcher internen Papiere anzuwenden. Kein anderes Geheimnis steht hier auf dem Spiel als das offene Geheimnis der mangelhaften Geheimhaltung beim BKA.

über seine Quellen, wer selbst ein Gehilfe der Tat ist.

Ganz konsequent war es da nur, dass Schilys Ermittler auch versuchten, an die Verbindungsdaten von Schirras Handy heranzukommen. Die Vorschrift, nach der so etwas möglich ist, hatte der Bundesinnenminister dem Parlament nach dem 11. September mit dem Argument abgerungen, es gelte, Terroristen zu jagen. Nun gilt es halt, Journalisten das Handwerk zu legen, was im Fall Schirra misslang: Die Daten waren von der Telekom schon gelöscht worden.

Dass die Inspektion im Haus des Journalisten etwas bringen könnte, bezweifelt Schily auch bei der heftigen Diskussion auf der Zeitungsverleger-Versammlung nicht erklären: „Wir können hier keine Obergerichtsverhandlung machen.“

Es braucht gar keine Obergerichtsverhandlung, der Fall ist klar, erinnert tatsächlich ein wenig an die SPIEGEL-Äffare. Franz Josef Strauß hatte noch versucht, sich herauszulügen. Schily erklärt seinen Rechtsbruch zur Staatsräson.

FDP-Chef Guido Westerwelle schrieb gleich einen Brief an den „Sehr geehrten Herrn Minister“: „Pressefreiheit wird nicht von Ihnen gewährt, sie ist vielmehr ein Grundrecht der freien Gesellschaft.“

Schily wären offenbar Petitionen lieber: Sire, geben Sie Pressefreiheit. Störrisch geht er darüber hinweg, dass die meisten

* Links: im Oktober 1962 in Frankfurt am Main; rechts: im Januar 1963 bei einer Haftprüfung.

Gesetzesverschärfungen gegen die Pressefreiheit auf sein Konto gehen: Er war noch nicht einmal Minister, da profilierte er sich schon als Verhandlungsführer zwischen Bundestag und Bundesrat, um 1998 den Großen Lauschangriff auch auf Redaktionsstuben und Journalisten durchzusetzen.

Erst ein Titel des SPIEGEL (6/1998) stoppte den künftigen Innenchef – der Lauschangriff wurde unter bestimmten Voraussetzungen erlaubt, aber Journalisten und andere Berufsgruppen, die auf das vertraulich gesprochene Wort angewiesen sind, bleiben verschont.

Der nächste Coup: Unter dem Vorwand, europäisches Recht umsetzen zu müssen, versuchte Schily ein Gesetz durchzubringen, das die Redaktionsarbeit unter die Aufsicht eigens bestellter Datenschutzbeauftragter stellen sollte. Der Vorstoß scheiterte ebenfalls am Protest der Betroffenen (SPIEGEL 47/1999).

Der letzte Anlauf blieb im Tohuwabohu des sich anbahnenden Machtwechsels stecken: Ein Gesetzentwurf gegen das sogenannte Stalking, den Nerventerror von Privatleuten untereinander, war so verquer formuliert, dass er hervorragend auf hartnäckig recherchierende Journalisten passte. Mehrfache unbotmäßige Anrufe bei einem leicht erregbaren Innenminister etwa wären danach als beharrliche Nachstellung „unter Verwendung von Telekommunikationsmitteln“ mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren bestraft worden.

Eine ähnliche Vorschrift, die unter anderem das unbefugte Fotografieren von Politikern außerhalb ihrer Amtstätigkeit verbietet, ist schon in Kraft. Sie ist so vage, dass sie nach Ansicht der Hamburger Medienanwältin Dorothee Bölke „geeignet ist, jeden Journalisten zu entmutigen, weil er nicht weiß, ob er danach bestraft werden kann“.

Einschüchtern, entmutigen: Das ist der Staat, den Otto Schily den Journalisten entgegenhält. Sein rechthaberisches Beharren darauf, dass die sich nun mal „nicht von Gesetzen freizeichnen können“, offenbart ein vorkonstitutionelles Staatsverständnis. Denn im Staat des Grundgesetzes ist Gesetz nicht Gesetz – auch nicht dann, wenn es von Otto Schily durchgesetzt ist.

WOLFGANG BORRS

Zeitschrift „Cicero“, Chef Weimer: *Heftigstes Exempel*

Gesetze, soweit sie Grundrechte wie die Pressefreiheit einschränken, sind zwingend zu Lasten des Staates und zugunsten der Freiheit auszulegen. Und Artikel 5 der Verfassung erlaubt speziell die Einschränkung der Pressefreiheit nur, soweit sie dem Schutz von Interessen dient, die im Einzelfall wichtiger als der Schutz der freien Presse sind.

Ähnlich verhält es sich mit dem Grundsatz der Verhältnismäßigkeit, der ebenfalls Verfassungsrang hat. Er verlangt, dass sich etwa bei einer Durchsuchung jeder Ermittler vergewissert, ob sein Tun wirklich notwendig ist und nicht mehr Schaden als Nutzen anrichtet. Das alles lernt der juristische Nachwuchs im Anfängerkurs im Verfassungsrecht – Erkenntnisse, die Bundesinnenminister Schily locker ignoriert.

Auch den eigenen Genossen wird das zu viel. „Schilys Auftritt war unverhältnismäßig“, sagt Dieter Wiefelspütz, innenpolitischer Sprecher der SPD-Fraktion und einer, der stets ein offenes Verhältnis mit Journalisten pflegt. „Der sollte nicht die große Keule schwingen, sondern lieber dafür sorgen, dass es in seinem Zuständigkeitsbereich keine Lecks gibt.“ Eine „unverhältnismäßige Übertreibung“ nennt Monika Griefahn, die Medienausschussvorsitzende des Bundestags, die Pressehetze des Parteifreundes (siehe Interview Seite 39).

„Empört wie lange nicht“ ist Schilys ehemaliger Kabinettskollege Bodo Hombach, der nun dem WAZ-Verlag in Essen vorsteht. „Ernsthafte Sorgen“ macht sich Hombach schon lange um Schröders rechten Ausputzer: „Es wird versucht, die Wächterrolle der Medien schleichend umzudefinieren“, kritische Kollegen würden zunehmend „als Skandalisierer kritisiert“. Das Ziel sei offenbar, „Parteiinteressen mit dem Gemeinwohl gleichzusetzen und Medien als sensationsheischende Störer zu brandmarken“.

Rudolf Augstein, das erste und prominente Opfer eines solchen Verständnisses der Pressefreiheit, hat den furchtbaren Auftritt des Ministers nicht mehr erlebt. Er starb im November 2002. Doch Augstein hat seine Kollegen schon im Februar 1998 vor dem Mann gewarnt, der damals der sozialdemokratischen Opposition als Innenexperte diente: „Was er mitbrachte, genügte der SPD-Spitze, die über Verfassungsfragen schon mal hinwegsieht, wenn sie dadurch der Macht näher kommen kann.“

THOMAS DARNSTÄDT, ALEXANDER NEUBACHER, MARCEL ROSENBACH,

FRITZ RUST / ACTION PRESS

Anti-Dignitas-Demonstration in Hannover
„Im Schatten der NS-Verbrechen"

STERBEHILFE

Tod aus den Bergen

Der Schweizer Verein Dignitas will nun auch in Deutschland Schwerstkranken zum Giftbecher verhelfen – die Empörung ist groß, dabei werden Sterbende hierzulande oft allein gelassen.

Ernst-Karl A. aus dem schleswig-holsteinischen Mölln war einer dieser Patienten, die nichts mehr fürchten, als dauerhaft „ein Pflegefall" zu werden. Der 81-Jährige, schwer gezeichnet von der Parkinson-Krankheit, stieg deshalb eines Morgens um sieben Uhr in Hamburg-Fuhlsbüttel ins Flugzeug nach Zürich. Keine zwölf Stunden später war er tot.

In dieser Zeitspanne hatte Ludwig Minelli, Generalsekretär des Schweizer Vereins Dignitas, den alten Mann aus Deutschland herzlich begrüßt, er hatte ihn zu einem Arzt gebracht und einen letzten Kaffee mit ihm getrunken. Weil Ernst-Karl A. noch einmal klar und entschieden sagte, dass er jetzt sterben wolle, reichte Minelli ihm einen Becher mit einem tödlichen Pharmatrunk.

Was in der Zürcher Gertrudstraße geschieht, ist inzwischen fast schon Alltag geworden. 253 Deutschen hat Dignitas nach eigenen Angaben in den vergangenen sieben Jahren geholfen, mit dem Schlafmittel Natrium-Pentobarbital Selbstmord zu begehen. Routine, die in Deutschland kaum noch für Aufsehen gesorgt hätte – wenn nicht der Jurist Minelli, 72, selbst nun die Ruhe beendet hätte: Am vergangenen Montag kündigte er an, er wolle in Hannover einen deutschen Ableger seines Vereins gründen. Und damit löste er eine neue gefühlslastige Debatte über das Für und Wider der Sterbehilfe aus.

In Umfragen bekunden die Deutschen immer wieder, dass sie für Sterbehilfe sind. Tief sitzt die Angst vor einem schmerzvollen Ende in Qualen und vor den Apparaten der Ärzte, die das Leiden nur verlängern. Und diese Furcht ist nicht immer grundlos: Es gibt in Deutschland tatsächlich gravierende Systemfehler, die ein Sterben in Würde vielfach verhindern. Mediziner und Politiker fordern deshalb seit langem, die Situation Todkranker zu verbessern. Jeder Mensch solle über den Ablauf seiner letzten Lebenstage mitbestimmen dürfen.

GAETAN BALLY / KEYSTONE ZÜRICH

Dignitas-Generalsekretär Minelli
„Menschenunwürdige Gesetze"

Auf der anderen Seite sind die Kenntnisse über passive Sterbehilfe gering. Nur wenige wissen, dass Kranke in den letzten Lebenstagen in einigen deutschen Kliniken schon jetzt auf eigenen Wunsch mit Schmerzmitteln in höchsten Dosen betäubt werden – bis sie sterben. „Ich habe den Eindruck, dass in der öffentlichen Diskussion einiges durcheinander geht", klagte Bundesjustizministerin Brigitte Zypries im April dieses Jahres, nachdem sie einen umstrittenen Gesetzentwurf wieder zurücknehmen musste. Darin wollte sie Patienten wenigstens das Recht geben, lebensverlängernde Maßnahmen abzulehnen. Deutschland trage schwer an seiner historischen Last, meinte die SPD-Politikerin: „Wir stehen noch im Schatten der NS-Euthanasieverbrechen."

Auch deshalb musste Minelli wissen, dass die Aufregung über seine hannoversche „Filiale des Todes" („Neue Presse") hochschwappen würde. Während der Schweizer im Hotel Plaza verkündete, er wolle Deutschland „aus der Tabuzone befreien", demonstrierten vor der Tür Vertreter der Hospizbewegung mit Totenmasken und symbolischen Giftflaschen und warnten vor dem „Todesexport aus der Schweiz". Sie wollen zwar, dass Todkranke schmerzfrei sterben können – sie sollen sich aber nicht umbringen dürfen. Seine Gegner seien „so verblendet", konterte Minelli, „dass sie sich selbst nazimäßig verhalten".

Denn Minelli will und darf in Deutschland gar keine Giftcocktails verabreichen, er darf allenfalls für den Tod in den Schweizer Bergen werben. Und auch der Vorwurf, dass Dignitas Geschäfte „mit dem Leid anderer Menschen" treibe, den etwa Niedersachsens CDU-Justizministerin Elisabeth Heister-Neumann erhob, ist reichlich überspitzt: 1108 Euro, so rechnete Eugen Brysch, Vorstand der Deutschen Hospiz-Stiftung, vor, kassiere Minellis Verein für Betreuung und Todesdosis. Nicht viel weniger kostet freilich die Intensivbehandlung eines Schwerkranken im deutschen Krankenhaus, pro Tag.

Doch es ist nicht verwunderlich, dass in der Republik immer wieder so vehement über aktive Sterbehilfe geredet wird. Die Mitglieder der Enquetekommission des Bundestags „Ethik und Recht der modernen Medizin" machen dafür auch eine grundsätzliche Fehlentwicklung verantwortlich: Mediziner hierzulande würden trainiert, einen Menschen am Leben zu halten, solange es geht. Dessen Lebens-

WALTER SCHELS

Sterbe-Hospiz (in Berlin-Neukölln)
Angst vor einem Ende in Qualen

qualität hingegen sei für sie kein Wert. Das schüre die Ängste. In einem im Juni veröffentlichten Bericht über die Versorgung Schwerstkranker fordern die Politiker deshalb eine „intensive psychosoziale, pflegerische und spirituelle Sterbebegleitung".

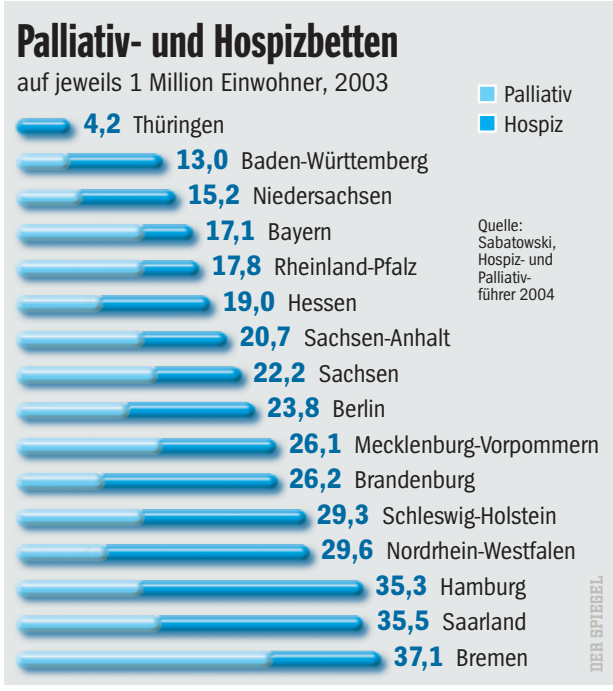
Zwar haben die sogenannte Palliativmedizin, die Kranken das Sterben erleichtert, sowie die Arbeit in den Hospizen in den vergangenen Jahren große Fortschritte gemacht. Aber in der Versorgung der Todkranken, sagt Thomas Rachel, der CDU-Obmann in der Kommission, sei Deutschland ein „Entwicklungsland".

Um beispielsweise alle schmerzgepeinigten Tumorpatienten angemessen behandeln zu können, so errechnete die Kommission, würden allein an Palliativbetten 28 bis 36 pro einer Million Einwohner benötigt. Der Ist-Zustand: 9,1 Betten pro Million – wobei es starke Unterschiede zwischen den Bundesländern gibt (siehe Grafik).

Oder die Versorgung mit Schmerzmitteln: Es werde nur halb so viel an Morphium und anderen starken Opioiden verschrieben, wie tatsächlich gebraucht würde, sagt Thomas Schindler von der Deutschen Gesellschaft für Palliativmedizin.

Schuld daran sei vor allem die Ahnungslosigkeit vieler Ärzte, schreibt die Kommission. Es gebe einen „Mythos" gegen morphinhaltige Medikamente. Sterbende würden deshalb mit zu geringen Dosen des Schmerzmittels behandelt. „Es herrscht immer noch viel Ignoranz und Unwissenheit in der Schmerztherapie", sagt Helge Beck, Palliativmediziner am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf – hinzu komme, dass die Krankenkassen versuchen würden, „Kosten zu drücken, wo sie nur können"; das halte Ärzte von einer optimalen Schmerzmedikation ab.

Um das Leiden in den Sterbezimmern der Kliniken zu bekämpfen, unterbreitete die Enquetekommission zum Teil radikale Empfehlungen. Angehörige etwa, die Sterbende betreuen, sollten bis zu sechs Monate vom Arbeitgeber freigestellt werden, auf Kosten des Staates. Darüber hinaus müsse es ein Patientenrecht auf die Versorgung mit ausreichenden Mengen von Schmerzmitteln geben, besonders außerhalb der Ballungszentren, wo kaum Palliativeinrichtungen existieren. Außerdem müsste die Ausbildung aller Therapeuten, besonders der Ärzte, verbessert werden – auch um die „hohe Zustimmungsbereitschaft zur Legalisierung der aktiven Sterbehilfe zurückzudrängen".



Doch gerade hier, argumentiert Dignitas-Chef Minelli, knüpfe sein vielgeschmähter Verein an. Dignitas werbe eben nicht dafür, dass Helfer Sterbewillige töten dürfen. Es gehe darum, dass jeder die Möglichkeit bekomme, sich schmerzlos selbst das Leben zu nehmen. Minelli spricht von Hilfe bei der Selbsttötung.

Assistierter Suizid ist in Deutschland straffrei, doch die Gesetze, so Minelli, würden „menschenunwürdige Bedingungen" schaffen. Ein Arzt darf zwar eine tödliche Medikamentendosis verschreiben, „aber dann muss er dem Sterbewilligen eine Bedienungsanleitung in die Hand drücken und den Raum verlassen". Der Kranke werde allein gelassen, anders als in der Schweiz.

Minelli will mit einer Werbekampagne in Deutschland auch verhindern, dass Selbstmörder – ob krank oder nicht – sich mit falschen Methoden zu Krüppeln machen. Mit Plakaten in Bussen und Bahnen möchte er Abhilfe schaffen, etwa mit dem Slogan: „Mit Kochgas kann man sich nicht umbringen, aber ein Haus einstürzen lassen." Wenn ein Mensch wisse, dass er sich im Extremfall schmerzlos umbringen könne, argumentiert Minelli, könne ihn das schon davon abhalten, es tatsächlich zu tun – das sei ähnlich „wie Geld auf der Bank, das man niemals braucht", das aber beruhige.

Werner Felber, Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Suizidprävention, hält denn auch nichts davon, Dignitas zu verteufeln. „Zur Selbstbestimmtheit des Menschen gehört nun mal auch die Möglichkeit, das eigene Leben zu beenden", sagt der Psychiatrieprofessor in Dresden, „und dabei ist Aufklärung durchaus sinnvoll."

Die Klientel von Dignitas stimmt Felber jedoch höchst skeptisch. Denn der Verein bietet seine Hilfe keineswegs nur der sehr kleinen Gruppe unheilbar Kranker an, die Schmerzen und Siechtum vermeiden wollen: Auch psychisch Kranke werden nicht abgewiesen. Und Todeswerbung von Dignitas könne diese Lebensmüden davon abhalten, rechtzeitig Hilfe zu suchen, sagt Felber: „Gerade bei depressiven Patienten hat die Psychiatrie heute ein gut durchgearbeitetes Inventar."

Dignitas zeige den Menschen vor allem, wie sie sich töten können – und rede zu wenig mit ihnen darüber, warum sie es tun wollen, sagt der Psychologe Armin Schmidtke von der Universität Würzburg. Er hält Minellis Beratungsangebote für Augenwischerei: „Kann eine Laienorganisation wirklich entscheiden, ob jemand das freiverantwortlich tut?"

Beate Lakotta,
Udo Ludwig

KIRCHE

Klima der Liebe

Papst Benedikt XVI. empfängt Vatikan-Kritiker wie Hans Küng zu Gesprächen – ein neuer Kurs oder nur die beiläufige Erledigung alter Konflikte?

MAURIZIO BRAMBATTI / ANSA / DPA

Küng-Gastgeber Benedikt XVI.: *„Souveräne Geste der Offenheit“*

Vier Stunden redeten die beiden alten Männer des Herrn, die sich fast ein Vierteljahrhundert nichts mehr zu sagen gehabt hatten, über Gott und die Welt. Dann schlenderten die einstigen Freunde noch ein wenig durch den Garten der päpstlichen Sommerresidenz Castelgandolfo, und schließlich bat der Gastgeber seinen Besucher, zum Abendessen zu bleiben.

So viel Nächstenliebe beeindruckte den Gast nachhaltig. Nun könne man, sagt der Schweizer Theologe Hans Küng, „in der Kirche wieder freiere Luft atmen“. Papst Benedikt XVI. griff persönlich zum Stift, um seinen Eindruck vom Wiedersehen „in freundschaftlicher Atmosphäre“ für das Protokoll auf Deutsch zu formulieren: Er würdigte „positiv das Bemühen von Professor Küng, zu einer erneuerten Anerkennung der wesentlichen moralischen Werte der Menschheit beizutragen“.

Das Treffen von Castelgandolfo überraschte alle – und einhellig wird die Begegnung des Pontifex mit einem der profiliertesten Kritiker der päpstlichen Unfehlbarkeit als Zeichen einer neuen Zeit im Vatikan gewertet. Der Rottenburger Bischof Gebhard Fürst lobte die „souveräne Geste“ des Papstes, der deutsche Kurienkardinal in Rom, Walter Kasper, sah ein „äußerst positives Signal“.

Offensichtlich beschwingt von der Nachricht aus dem Vatikan, blickte der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Karl Lehmann, ungewohnt selbstbewusst und zuversichtlich in die Zukunft von Kirche und Gesellschaft. „Wir dürfen keine Angst haben vor frischem Wind“, erklärte der liberale Katholikenchef am vergangenen Mittwoch bei einem Treffen mit Politikern in Berlin und plädierte für einen neuen „Mut zum Aufbruch“.

Küng sieht in dem Treffen von Papst und Dissident ebenfalls „ein Hoffnungszeichen: Man kann wieder miteinander reden“. Andererseits ist er skeptisch, ob sich der Vatikan über das Atmosphärische hinaus neuen oder gar liberalen Entwicklungen öffnet. Beim Zölibat etwa erwartet Küng auch künftig keine Lockerungen.

Noch steht allen wohlwollenden Formulierungen im offiziellen Kommuniqué zum Trotz nicht fest, ob die Begegnung tatsächlich ein Akt stillschweigender Rehabilitation war. Erst wenn Küng wieder als theologischer Berater in die Arbeit kirchlicher Gremien eingebunden würde, könnte von einem wirklichen Neubeginn der strapazierten Beziehung ausgegangen werden.

Strittig zwischen Küng und seiner Kirche ist seit mehr als 30 Jahren die Frage: Wie unfehlbar ist der Papst? Wegen ketzerischer Ansichten entzog der ein Jahr zuvor gewählte Johannes Paul II. dem Theologen 1979 die kirchliche Lehrerlaubnis, die Missio Canonica.

Der Dissens wurde bei dem Gespräch in Castelgandolfo ausdrücklich ausgespart. Stattdessen redeten die beiden Theologen, die während des Konzils von 1962 bis 1965 als Berater der Kirchenversammlung eng zusammengearbeitet hatten, über „die Frage des Weltethos und den Dialog der Vernunft der Naturwissenschaften mit der Vernunft des christlichen Glaubens“.

Küng hatte es dem neuen Papst auch leicht gemacht. Kurz nach dessen Wahl hatte er an Benedikt XVI. geschrieben und um ein Gespräch gebeten – das ihm dessen Vorgänger Johannes Paul II. 25 Jahre verweigert hatte. Ausdrücklich hatte er darauf hingewiesen, nicht „auf eine bestimmte Form der Rehabilitation Gewicht zu legen“. Er wolle und werde „nicht um die Rückgabe der Missio Canonica bitten“.

So ein Kompromiss passt offensichtlich in das Konzept Benedikts XVI., die Hinterlassenschaften seines Vorgängers, an denen er als damaliger Leiter der Glaubenskongregation einen erheblichen Anteil hatte, in aller Stille aufzuarbeiten. So hatte er bereits Ende August ebenfalls in Castelgandolfo den Schweizer Bischof Bernard Fellay, Chef der traditionalistischen Sekte des verstorbenen französischen Erzbischofs Marcel Lefebvre, empfangen. Der hatte sich in den sechziger Jahren mit Rom überworfen, weil das Zweite Vatikanische Konzil fundamentale Werte über Bord geworfen habe – und war exkommuniziert worden. Das Gespräch, hieß es hinterher vage, habe in einem „Klima der Liebe zur Kirche“ stattgefunden.

MARIJAN MURAT / DPA

Papst-Gast Küng
„Außergewöhnlich fair“

Auch gegenüber seinem alten Weggefährten bemühte sich Benedikt XVI. um eine gute Atmosphäre. Er führte Küng, der vom Flughafen unbemerkt vom vatikanischen Hofstaat nach Castelgandolfo gefahren worden war, in den „Saal der Schweizer Garde“. Hier war Küng 1952 als Jungtheologe schon einmal von einem Papst empfangen worden. Benedikt zeigte ihm, was sich seither alles verändert hat.

Bei so viel wohlwollender Aufmerksamkeit von ganz oben gelang die Annäherung. „Wir haben rasch wieder so geredet, wie wir früher geredet haben“, sagt Küng und beschreibt seinen Gastgeber als „außergewöhnlich fair“. Es habe von beiden Seiten „keine Schärfen, keine Polemik“ gegeben.

Auch andere kritische Katholiken hoffen nun auf ähnliche Zeichen. So hat die Reformgruppe „Wir sind Kirche“ ebenfalls um ein Gespräch gebeten, bislang aber noch keine Antwort erhalten. Küng, der den deutschen Papst und sich seit dem Tête-à-tête in den Albaner Bergen als eine Art Brückenbauer sieht, hat sein Urteil über den als Kardinal so erzkonservativen Joseph Ratzinger vorerst korrigiert: „Der Papst ist doch offen, er möchte nicht nur konservativ bewahrend wirken.“

ULRICH SCHWARZ, PETER WENSIERSKI

BUNDESWEHR

Risiko am Hindukusch

Der Einsatz in Afghanistan wird ausgeweitet: Mehr Truppen sollen sich um immer gefährlichere Missionen kümmern. Nur der Kampf gegen Drogen bleibt ausgespart.

Der Name der afghanischen Provinzhauptstadt Masar-i-Scharif bedeutet „Edles Grab“. Der Kalif Ali, Schwiegersohn des Propheten Mohammed, wurde angeblich hier bestattet. Große Feldherren kamen vorbei, Alexander der Große, Dschingis Khan.

KNUT MUELLER

Bundeswehrsoldaten (in Kabul): *Erweitertes Operationsgebiet*

Demnächst nimmt der deutsche Brigadegeneral Bernd Kiesheyer, 59, Quartier in der Stadt, die über 100 000 Einwohner zählt und für ihren Teppichhandel berühmt ist. Ausgestattet mit dem Titel „Regional-Befehlshaber“, soll er 300 Kilometer nördlich von Kabul eine „Vorgeschobene Versorgungs-Basis“ für die von der Nato geführte Isaf-Friedenstruppe einrichten, an der insgesamt 36 Nationen beteiligt sind.

Es wird eine heikle Mission. Bisher war der Friedenseinsatz der Bundeswehr am Hindukusch auf die Städte Kabul, Kunduz und Faizabad beschränkt. Vergangenen Mittwoch billigte der „alte“ Bundestag jedoch in seiner letzten Sitzung den Antrag der noch amtierenden rot-grünen Regierung, das deutsche Operationsgebiet praktisch auf ganz Afghanistan auszudehnen. Die Truppenstärke kann um 750 auf bis zu 3000 Soldaten erhöht werden.

Mit Präsident Hamid Karzai hat die Nato verabredet, das Land in fünf „Verantwortungsbereiche“ einzuteilen. Die Region Kabul wollen die Franzosen übernehmen, den Westen die Italiener, den Süden die Briten. Im Osten kämpfen US-Truppen – mit separatem Mandat – in der „Operation Enduring Freedom“ weiter gegen Taliban und al-Qaida.

Die Deutschen erhalten nun einen eigenen Sektor, den relativ ruhigen Norden, wo seit je das Drogengeschäft floriert. General Kiesheyer, bisher in Kunduz stationiert, will sich mit seinem Stab am Flughafen von Masar-i-Scharif einrichten. Bis zur Vertreibung der Taliban vor vier Jahren war die Stadt mehrmals Schauplatz blutiger Massaker: Wer Masar beherrscht, sagen die Afghanen, beherrscht den ganzen Norden.

Die Koordinierung der Wiederaufbauteams, die verschiedene Länder bereits in Nordafghanistan unterhalten, ist dabei noch Kiesheyers einfachste Aufgabe. Schwieriger wird es schon, die teils nur schwer erreichbaren Außenposten per Lkw oder Fluggerät zu versorgen – mit Ersatzteilen, Verpflegung, Treibstoff und medizinischer Betreuung.

Richtig gefährlich ist indes ein Auftrag, den die Deutschen zusätzlich übernehmen: Eine schnelle Eingreiftruppe mit CH-53-Hubschraubern des Heeres und „Transall“-Transportflugzeugen der Luftwaffe soll notfalls nicht nur den Aufbauteams im Norden bewaffneten Beistand leisten, sondern auch britischen Einheiten im Süden. Dort gibt es immer noch Gefechte mit „militanten Oppositionskräften“, wie die Nato eher verharmlosend die Gegner der Karzai-Regierung nennt.

„Der Einsatz birgt ein hohes Risiko“, gestand Peter Struck bei seinem womöglich letzten Auftritt als Verteidigungsminister am Mittwoch im Parlament ein, „die Soldaten sind Gefahren für Leib und Leben ausgesetzt.“ Seit Beginn der Afghanistan-Mission im Januar 2002 kamen bereits 17 Soldaten bei Attentaten und Unfällen ums Leben, Dutzende erlitten Verletzungen.

Der Bundeswehr-Einsatz am Hindukusch wird von einer breiten parlamentarischen Mehrheit getragen: Ein Abzug der Truppen hätte „absolut destruktive Auswirkungen“ auf den Wiederaufbau und die „Handlungsfähigkeit der Isaf und damit auch der Vereinten Nationen“, warnte der Grünen-Wehrexperte Winfried Nachtwei. Keiner der Redner von CDU/CSU, FDP und des Noch-Koalitionspartners SPD widersprach.

Aktiv am Kampf gegen Drogen beteiligen werden sich die deutschen Soldaten aber weiterhin nicht. Laut Bundestagsmandat sollen sie lediglich helfen, für ein „sicheres Umfeld“ zu sorgen, in dem die afghanische Regierung selbst gegen die Opiumkartelle vorgehen kann. Eine „Gratwanderung“, wie der Grüne Nachtwei einräumt.

Immerhin ist der Drogenhandel der wichtigste Wirtschaftsfaktor in Afghanistan: Rund 87 Prozent der Weltproduktion an Rohopium kommen aus dem Land. Im vergangenen Jahr belief sich der geschätzte Erlös daraus auf 2,8 Milliarden US-Dollar.

Für die Drogenbekämpfung zuständig ist ausgerechnet der heimliche Regent der Region Kunduz, Mohammed Daud, der selbst als einer der größten Drogenbarone gilt. Als Patron am neuen Stützpunkt der Deutschen in Masar-i-Scharif agiert hinter den Kulissen der streitbare Abdul Raschid Dostam. Mit seiner auch drogenfinanzierten Miliz kämpfte der intrigante Usbeken-Führer früher an der Seite der Sowjets, später ließ er gefangene Taliban massakrieren und machte gemeinsame Sache mit den Amerikanern.

Um den machthungrigen Dostam ruhig zu stellen, hatte Präsident Karzai den Rivalen im vergangenen Frühjahr zu seinem obersten Militärberater und Armeechef ernannt. Kein einfacher Gesprächspartner also für den deutschen Brigadegeneral Kiesheyer. „Wir bewegen uns“, fürchtet ein Vorgesetzter des Offiziers in Berlin, „auf verdammt schwierigem Terrain.“

ALEXANDER SZANDAR

AUSWANDERER

Paradies für Schwerverbrecher

Rund 230 000 Deutsche machen Jahr für Jahr Urlaub in der Dominikanischen Republik, mehr als 30 000 ließen sich dort nieder. Sie träumten vom Paradies – aber auch Kriminelle prägen das Bild. Das Bundeskriminalamt sieht einen „Rückzugsraum für gesuchte Straftäter“.

HEEB / LAIF

Dominikanischer Karibikstrand: *Vor ihrer Flucht fragen Straftäter an, ob sie ausgeliefert werden können*

Sie hatte genug von Deutschland. Ihre zweite Ehe war gescheitert, nun nahm die Mainzerin Clarissa Chatzigeorgiou, 55, all ihren Mut zusammen und versuchte einen Neuanfang. Weit weg von der europäischen Zivilisation wollte sie ihn wagen, in einem Land, von dem sie gehört hatte, dass es ein Paradies sei. Sie verkaufte ihr Haus, schloss ihre Praxis für Physiotherapie, packte ihre Koffer und wanderte in die Dominikanische Republik aus.

Ihren Garten Eden fand sie im immergrünen Norden des Landes. Erhaben thront dort das Städtchen Sosúa über einer sichelförmigen Bucht mit türkisfarbenem, klarem Wasser. Palmen säumen den hellen Sandstrand, es gibt weder Hochhäuser noch Bettenburgen. Das Klima ist angenehm, meist weht eine leichte Brise vom Atlantik her. Die Einheimischen sind zu Ausländern auch dann ausgesprochen freundlich, wenn sie nichts an ihnen verdienen wollen.

Rund 230 000 Deutsche verbringen alljährlich ihren Urlaub in dem Sonnenstaat, mehr als 30 000 ließen sich dort nieder; die meisten an der Nordküste. Sosúa kam auch Clarissa Chatzigeorgiou wie ein ideales Basislager vor, um die schöne, neue Welt zu erforschen. Hier und da gibt es sogar etwas Deutschland zu kaufen: Brötchen beim deutschen Bäcker, Wurst beim deutschen Fleischer, Haarschnitt beim deutschen Friseur und, im Nachbardorf Cabarete, Schnitzel im Restaurant Hexenkessel.

Doch die Idylle trügt. Seit der Tourismus in der Region boomt und ein Karibikurlaub nicht nur für besonders gut Betuchte möglich ist, hat sich in der Dominikanischen Republik, von der deutschen Öffentlichkeit bislang unbemerkt, eine Kolonie von Kriminellen etabliert. Ähnliche Entwicklungen werden zwar auch in anderen Reisehochburgen registriert, etwa in Thailand oder auf den Philippinen. Allerdings: „Nirgendwo sonst in der Welt“, sagt ein hochrangiger Diplomat des Auswärtigen Amtes, „versammelt sich eine so schlimme Mischpoke von Deutschen.“ Es kommen nicht nur Sextouristen, die trotz der hohen Aidsrate gern auf Kondome verzichten, oder Trinker, die es etwa nach Sosúa zum „Komasaufen“ in die Beach Bar von Tom aus Gelsenkirchen zieht.

An den dominikanischen Stränden sonnt sich auch eine andere Klientel. Heerscharen von Straftätern haben sich in der Republik niedergelassen:

Betrüger, Steuerhinterzieher, Drogendealer, Kinderschänder und Mörder. Die Gefahr, von deutschen Ermittlern geschnappt zu werden, ist gering.

Ungeniert erkundigen sich Kriminelle vor der Flucht in die Ferne beim Auswärtigen Amt oder beim dominikanischen Generalkonsulat in Hamburg, „ob deutsche Straftäter nach Deutschland ausgeliefert werden“. Sie erfahren, dass ihre sonnige Ausweichresidenz recht sicher ist: Die Bundesrepublik hat kein Auslieferungsabkommen mit der Dominikanischen Republik.

Schon die Einreise in die „DDR“, wie Residenten aus der Bundesrepublik ihre „Deutsche Dominikanische Republik“ gern nennen, ist unkompliziert. Wer mit einer Charterlinie ankommt und angibt, höchstens 90 Tage zu bleiben, muss nur seinen Ausweis vorzeigen und bekommt eine Touristenkarte. Wer für immer bleiben will, braucht eine Aufenthaltserlaubnis, muss aber ein makelloses polizeiliches Führungszeugnis vorlegen – eine zu hohe Hürde für die vielen Vorbestraften. Doch für 1000 bis 2000 Dollar gibt es das Papier auf dem Schwarzmarkt. Kriminelle können dann unentdeckt leben: Es gibt keine polizeiliche Meldepflicht, die Idylle am Meer kann für lange Zeit ungestört bleiben.

Kein Wunder, dass sich der Karibikstaat nach Erkenntnissen des Bundeskriminalamts (BKA) zu einem „Rückzugsraum für gesuchte Straftäter“ entwickelt hat. Insider schätzen, dass mehr als 200 Residenten von deutschen Fahndern mit Haftbefehl gesucht werden.

Die Mainzerin Clarissa Chatzigeorgiou wusste nicht, dass sich in dem vermeintlichen Paradies Landsleute tummeln, die davon leben, Neuankömmlinge zu betrügen. Die Deutsche mit dem griechischen Namen war ein ideales Opfer: Nach dem Verkauf ihres Hauses hatte sie rund 185 000 Euro übrig behalten und davon bei einer Bank in Puerto Plata 150 000 Euro in Pesos angelegt.

Dann machte sie die üblichen Erfahrungen. Ob beim Umschreiben des Führerscheins, beim Anmieten einer Wohnung oder bei der Anschaffung von Möbeln: „Alles läuft erst einmal schief, keine Absprache ist verlässlich“, sagt sie. So weit, so karibisch.

Da schien es ein Glücksfall zu sein, dass die Frau den Kraftfahrzeugmechaniker Michael L., 35, kennen lernte. Der Saarländer lebte seit ein paar Jahren in Sosúa, er war einer jener vielen Einwanderer, die orientierungslosen Novizen Hilfe anbieten. Die Aussteigerin ahnte nicht, dass ihr Landsmann schon zwei Verurteilungen als Betrüger auf dem Kerbholz hatte.

L. versprach der Mainzerin, ihr Geld bei einer anderen Bank in US-Dollar anzulegen. Heimlich aber kaufte der Betrüger die Discothek Copacabana und ging damit Pleite. Auch ihren Familienschmuck vertraute Chatzigeorgiou dem neuen Bekannten an. Der versprach, die Pretiosen im Wert von immerhin 80 000 Euro sicher in seinem Safe zu verwahren – und verscherbelte alles ohne ihr Wissen. „Ich war naiv und habe ihm blind vertraut. Es war der größte Fehler meines Lebens“, sagt die Betrogene heute.

Die Geschichte der Aussteigerin, die inzwischen mittellos nach Mainz zurückkehrte und von der Sozialhilfe lebt, ist ein übler Fall, aber nichts Ungewöhnliches im Alltagsleben der Deutschen dort. Man lernt sich kennen und betrügt sich – Rücksicht auf Landsleute darf nicht erwartet werden.

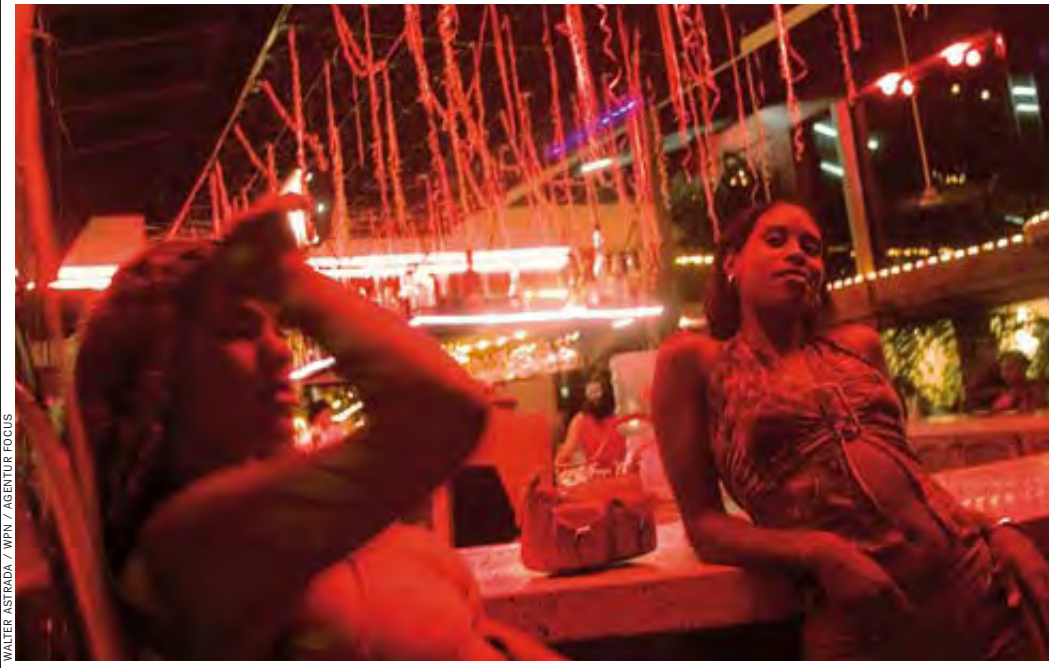
Wer mit einer fünf- oder sechsstelligen Eurosumme ankommt, fühlt sich erst einmal wohlhabend in einem Land, in dem jeder fünfte Einheimische als arm gilt. Allzu oft aber, hat Andrea Kobilke, 45, aus Solingen beobachtet, „verpulvern neue Residenten ihre Rücklagen schnell“. Die Sozialwissenschaftlerin zählt zu den erfolgreichen Einwanderern: Sie ließ sich 1996 in Sosúa nieder und führt dort die florierende Autovermietung KobiRent.

Viele Deutsche geraten leichtfertig in die Pleite. Sie verjubeln ihr Geld mit Prostituierten oder investieren es etwa in schlechtlaufende Restaurants. Andere verlieren bei betrügerischen Immobiliengeschäften alles, weil sie hohe Beträge für Häuser oder Grundstücke zahlen – und sich danach herausstellt, dass die dem Verkäufer nicht gehörten. Spätestens wenn sie selbst finanziell am Ende sind, werden etliche Auswanderer zu Betrügern und suchen sich Landsleute als Opfer.

Deutsche Diplomaten kennen diesen Kreislauf. Der Vortragende Legationsrat Andreas Götze, bis vor kurzem zweiter Mann der Botschaft in der Hauptstadt Santo Domingo, zitiert gern eine „Lebensweisheit der Deutschen an der Nordküste“: „Der schlimmste Feind des deutschen Residenten ist der deutsche Resident.“ Dutzende solcher Fälle wurden der Botschaft bekannt, die Dunkelziffer hält Götze für „sehr hoch“.

Noch immer gibt es die Idylle dominikanischer Strände, die durch die Bacardi-Werbung zu Weltruhm kamen, noch immer glitzern die Wellen so wie in der ARD-Fernsehreihe „Klinik unter Palmen“, für die TV-Arzt Klausjürgen Wussow zuletzt vor drei Jahren nahe Puerto Plata drehte.

Doch deutsche Straftäter haben in nahezu allen Deliktsbereichen ihre Spuren auf dem Inselstaat hinterlassen. So



WALTER ASTRADA / WPN / AGENTUR FOCUS

Rotlichtmilieu (in Sosúa): *Das Geld mit Prostituierten verjubelt*

- wurde der Nürnberger Felix J., 29, am 16. März auf dem Flughafen in Santo Domingo mit einem Pfund Kokain erwischt;
- wurden zwei Männer und eine Frau aus Baden-Württemberg und Niedersachsen in Deutschland dafür verurteilt, dass sie einen Landsmann um gut 25 000 Euro beraubten und umbrachten;
- schmuggelten deutsche Angehörige der 45-köpfigen sogenannten Koffer-Bande von der Dominikanischen Republik aus Drogen nach Europa und in die USA, bis bayerische Kriminalbeamte ihre Geschäfte beendeten.

Flüchten deutsche Kriminelle in den Karibikstaat, sind sie vor deutschen Strafverfolgern zumeist sicher. Zwar schieben dominikanische Behörden Tatverdächtige, nach denen international gefahndet wird, trotz des fehlenden Auslieferungsabkommens zwischen Berlin und Santo Domingo gelegentlich ab – aber allzu oft scheuen Staatsanwälte Kosten und Aufwand, um die Kriminellen in der Karibik über-

FOTOS: KLAUS BECKER / BILD AM SONNTAG

Verurteilter Betrüger H., Domizil bei Sosúa: *Triumph des Verbrechens*

haupt ausfindig zu machen und ausfliegen zu lassen.

Nur etwa 60 Straftäter und Tatverdächtige sind nach Angaben des BKA in den vergangenen sechs Jahren von der dominikanischen Polizei festgenommen und von deutschen Beamten abgeholt worden. „Das sind wenige angesichts der Menge von Kriminellen dort“, sagt der Münchner Privatermittler Harald Krügel. Der Wirtschaftsdetektiv spürte ein gutes Dutzend deutscher Betrüger auf.

In Kürze will Krügel wieder hinfliegen, um Detlef S. zu jagen. Der Deutsche, den die schweizerische Justiz sucht, soll mit Komplizen Anleger aus aller Welt betrogen haben. 18,5 Millionen Euro Schaden legte das Bezirksgericht im schweizerischen Uster bei Zürich seinen Mittätern zur Last und verurteilte sie am 9. Februar zu mehrjährigen Freiheitsstrafen.

S. war nicht greifbar, Krügel will nun dessen Fährte aufnehmen. Opfer der Betrüger haben ihn beauftragt, den Wohnsitz von S. zu ermitteln, damit sie ihre Schadensersatzansprüche gerichtlich geltend machen können.

Krügel hat ein Ziel. „Ich weiß, dass der Herr gern am Strand von Sosúa schwimmen geht“, sagt der Fahnder.

Oft, so ein Ermittler, „hakt die deutsche Justiz Auslandsfälle einfach ab, sobald sie erfährt, dass sich die Spur der Täter an einem Flughafen verliert“. Die Chemnitzer Staatsanwaltschaft aber wollte nicht hinnehmen, dass Deutsche, die sie für Mörder hält, unbehelligt in der Karibik leben können.

Mit zähen Bemühungen schaffte sie, was Ermittlern selten gelingt: Sie erreichte die Abschiebung dreier Tatverdächtiger. Seit dem 8. August versucht das Chemnitzer Landgericht zu klären, wie Peter P., 50, und seine Lebensgefährtin Marilyn Sch., 42, aus dem sächsischen Plauen am 2. April 2003 auf der dominikanischen Halbinsel Samaná starben – einer der schönsten Gegenden des Landes, in die Touristen zur Beobachtung von Buckelwalen reisen.

Die beiden Sachsen waren 1999 in den Karibikstaat übergesiedelt, daheim hatte P. es zuvor auf vielfältige Weise zu Geld gebracht. Er stand im Verdacht, sagt Oberstaatsanwalt Bernd Vogel, „in seltsame Geschäfte beim Bau der Autobahn 72 von Chemnitz nach Hof verwickelt“ gewesen zu sein – was die Ermittler erst nach dem Doppelmord aufdeckten.

Bei diesen Geschäften war womöglich noch eine Rechnung offen geblieben. Michael Z., René O. und Detlef C., drei Sachsen mittleren Alters, stehen im Verdacht, das Paar um die Herausgabe von 135 200 Euro erpresst und es danach ermordet zu haben.

An der Nordküsten-Fernverkehrsstraße von Nagua nach Samaná, am weithin bekannten Aussichtspunkt El Mirador, zeugt ein großer Baum mit auffälligen Brandspuren von dem Doppelmord. Das Auto des Paares wurde mit Benzin übergossen und angezündet, die Opfer wurden zudem mit einem Baseballschläger traktiert.

Vor dem Landgericht soll auch geklärt werden, ob P. den Betrag aus gemeinsamen illegalen Geschäften für sich abgezweigt hatte. Das Verfahren vor dem Landgericht, so Oberstaatsanwalt Vogel, werde exemplarisch zeigen, „wie mutmaßliche Schwerkriminelle ihre heimlichen Grabenkriege von Deutschland in die Dominikanische Republik verlagern“.

ANDREAS REEG

Auswanderin Chatzigeorgiou
Mittellos nach Mainz zurück

Viele wissen, dass unabhängige Strafverfolgung nicht zu den Stärken des dominikanischen Rechtssystems gehört – die wachsende Armut lässt immer mehr Staatsdiener anfällig werden für Korruption. Die Organisation Transparency International stellte dem Land jüngst wieder ein miserables Zeugnis aus: In der Korruptionsstatistik liegt die Republik auf Platz 87 unter 146 bewerteten Staaten.

Es gibt nicht nur billige Bananen, billige Huren und billige Zimmer – auch der Preis für Dienstleistungen des Justiz- und des Polizeiapparats ist erschwinglich. Zeugenaussagen sind ebenso käuflich wie Festnahmen durch Polizisten, eine bloße Beschuldigung und ein paar Dollar reichen für einen, zwei oder fünf Tage Gefängnis. Die Karibikrepublik, so Wirtschaftsfahnder Krügel, sei „ein rechtsfreier Raum“, mit Geld könne „jeder alles und jeden kaufen“.

Unter deutschen Residenten ist bekannt, dass gesuchte Kriminelle aus der Bundesrepublik gelegentlich sogar Polizisten einen Nebenjob bieten, um sich vor der Festnahme zu schützen – etwa als Nachtwächter auf ihrem Anwesen. „Solange jemand dafür Geld hat, wird er in der Regel in Ruhe gelassen“, sagt Krügel.

Dem Saarbrücker Christian H., 46, etwa gelang, wovon Verbrecher träumen: Er wurde wegen Anlagebetrugs verurteilt und bräunte sich in der Karibik so lange, bis er juristisch wieder ein unbescholtener Mann war.

Das Landgericht Saarbrücken hatte ihn im März 1990 zu drei Jahren Gefängnis verurteilt, H. floh vor dem Haftantritt. Wirtschaftsfahnder Krügel kam ihm erst im Sommer 2003 auf die Spur – aber da war, nach einer Frist von zehn Jahren, die Strafvollstreckung schon drei Jahre verjährt. Krügel gab sich als Kaufinteressent für die Drei-Millionen-Dollar-Villa des Betrügers aus, verschaffte sich mit dieser Finte Zutritt und staunte: Von dem großen Grundstück geht der Blick über den hauseigenen Limonenhain bis zum Türkis des Atlantiks.

Ausgesondert ruht die Akte H. nun im Archiv der Saarbrücker Justiz, hilflos musste Oberstaatsanwalt Raimund Weyand zusehen, wie das Verbrechen über die Gerechtigkeit triumphierte. „Manchmal“, sagt Weyand, „lohnen sich Straftaten leider doch.“

Eher im Verborgenen blüht ein anderes Geschäft auf der karibischen Halbinsel. Deutsche Männer, zumeist Residenten, machen sich auf die Suche nach Kindern, um sie sexuell zu missbrauchen. „Netzwerke von Pädophilen“ unter den Deut-

WALTER ASTRADA / WPN / AGENTUR FOCUS

UWE MEINHOLD / DDP

THÜRINGEN PRESS / ACTION PRESS

THÜRINGEN PRESS / ACTION PRESS

Touristentreff Tom's Beach Bar (in Sosúa), mutmaßliche Mörder*: *„Seltsame Geschäfte beim Bau der Autobahn“*

schen hat die Botschaft ausgemacht, dominikanische Ermittler sind gegen die Kinderschänder in der Vergangenheit allenfalls sporadisch vorgegangen.

Längst hat sich unter deutschen Pädophilen herumgesprochen, dass in den Armenvierteln der dominikanischen Dörfer und Städte noch leichter Beute zu machen ist als in Thailand oder auf den Philippinen.

Auf 25 000 schätzt Unicef, das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen, die Zahl der 6 bis 18 Jahre alten Kinderprostituierten in dem Karibikland, knapp zwei Drittel sind Mädchen. Kinder gibt es für Pädophile auf Bestellung. In Sosúa etwa fällt Fahrern der Motoconchos, knatternder Mopedtaxis, für 100 Pesos (2,70 Euro) schnell die Adresse einer Familie aus dem Armenviertel ein, die einen Sohn oder eine Tochter für ein paar Stunden, eine Nacht oder eine Woche ausleiht.

Staatsanwalt Carlos Alexis Casado, Chefermittler in Boca Chica, einer Hochburg der Prostitution nahe Santo Domingo, hat eine weitere Variante beobachtet, mit der Kinder Pädophilen angeboten werden. Sogenannte Vermittler, die neben Spanisch auch genügend Deutsch und Englisch sprechen, bieten an den Stränden Kontakt zu Mädchen und Jungen an, die „besonders jung“ sind.

Casado gehört zu einer neuen Generation von Strafverfolgern, die den nationalen „Aktionsplan zur Bekämpfung des Missbrauchs und der kommerziellen Ausbeutung von Kindern und Jugendlichen“ umsetzen will. Erstmals in der Geschichte der Republik soll, seit der liberale Präsident Leonel Fernández Reyna im August 2004 antrat, Pädophilen das Leben schwer gemacht werden – auch deutsche Diplomaten halten den Vorstoß für „ernsthaft“.

Die Initiative der Regierung trägt erste Früchte. In Sosúa nahmen Agenten des Sicherheitsdienstes DNI, der die Polizei bei Ermittlungen gegen Pädophile stützt, am 26. April den Deutschen Wolfgang J., 68, fest – laut Protokoll „wegen Schändung Minderjähriger“. Er soll zwei Kinder aus dem Armenviertel der Stadt in sein Hotel-Appartement gelockt, ihnen ein paar Dollar und ein Moped versprochen und Nacktaufnahmen von ihnen gemacht haben. Ihm drohen mehrere Jahre Haft.

Auch im Drogenhandel werden Deutsche straffällig. Nicht selten sind es jüngere Residenten, die pleite sind und dann ein hohes Risiko eingehen, um zu Geld zu kommen. Sie sind ideale Opfer der Koberer, die im Auftrag von Drogenbaronen an Stränden und in Bars nach Kurieren suchen – und 5000 Dollar für einen Drei- oder Vier-Tage-Job bieten.

Männer wie Luis G., 49, aus Frankfurt am Main, der am 11. August 2004 auf dem Flughafen von Santo Domingo beim Drogenschmuggel erwischt wurde, sind nur Randfiguren des großen Geschäfts, das über die Dominikanische Republik abgewickelt wird. Das Land ist eine hochfrequentierte Umladestation für kolumbianisches Kokain: Mit „go-fasts“, kräftig motorisierten, wendigen Schnellbooten, werden die Drogen aus Kolumbien zuerst nach Haiti gebracht, weil die Küste dort noch schlechter überwacht wird als im dominikanischen Nachbarland. In Lastwagen oder in Kleinflugzeugen, die auf einer der mehr als hundert inoffiziellen Pisten landen, wird die Fracht dann über die Grenze geschafft.

CARSTEN HOLM / DER SPIEGEL

Emigrant Hess
„Der Massentourismus ist das Übel“

Mehr als zehnmal war Luis G. voriges Jahr zwischen der Dominikanischen Republik und Europa unterwegs – stets mit demselben Pass, in dem sich nach jeder Reise weitere Stempel fanden. Das kam dominikanischen Sicherheitskräften am 11. August, als der Hesse mit einer Iberia-Maschine über Madrid nach Deutschland fliegen wollte, seltsam vor. Sie überprüften ihn, stellten bei ihm 4,8 Kilogramm Kokain sicher und nahmen ihn fest. Ihm droht eine Freiheitsstrafe von 15 Jahren.

Der Wandel der Dominikanischen Republik zum Sündenbabel von Ausländern schmerzt vor allem jene, die Zeugen des allmählichen Verfalls wurden. Seit Jahrzehnten lebt der in Erfurt geborene Luis Hess, 96, in einer Villa an der Calle Pedro Clisante, einer der Hauptstraßen Sosúas. Anfang der vierziger Jahre siedelten sich dort Juden auf der Flucht vor den Nazis an, heute finden sich an dieser Straße vor allem Rotlichtbars.

Hess zählte zu den rund 700 Juden, die aus Europa kamen; er ist ein Spross der Erfurter Schuh-Dynastie Hess, in den dreißiger Jahren eine der großen der Branche.

Luis Hess heiratete eine inzwischen verstorbene Dominikanerin, mit der er zwei Söhne hat, die heute in den USA und in Berlin leben. Er unterhielt einen Bauernhof mit 80 Milchkühen und wurde in Sosúa Leiter einer Schule, die kürzlich nach ihm benannt wurde. Verzweifelt beobachtet er den Abstieg des Fischerstädtchens, seit in den achtziger Jahren der Fremdenverkehr vor allem über die Nordküste hereinbrach.

„Der Massentourismus ist die Ursache des Übels hier“, sagt Hess. „Mit ihm kamen die kriminellen Inländer nach Sosúa, die kriminellen Ausländer und die Prostitution. Und mit ihm kam Aids.“ Der alte Mann hat resigniert. „Ich habe keine Hoffnung darauf, dass sich die Lage hier noch einmal ändert.“ Carsten Holm

* Die Angeklagten Detlef C., René O. und Michael Z. am 8. August beim Prozessauftakt vor dem Chemnitzer Landgericht.

RECHTSEXTREMISTEN

Brav und präsentabel

Die bislang männlich dominierte Neonazi-Szene setzt nun auch auf Frauen: Weibliches Personal soll helfen, das Schmuddelimage loszuwerden.

MARKO PRISKE / SPOT

ROLF H. SEYBOLDT / SEYBOLDT-PRESS

ANNE SCHÖNHARTING / OSTKREUZ

Rechtsextremistinnen Müller (2001), Schüßler, Stella P.: *„Die alten deutschen Werte gehen unter im Gestank“*

Die Sängerin Annett ist ein Star der Szene. Mit zwölf Jahren hat sie sich das Gitarrespielen beigebracht, heute ist sie Mitte 30 und eine Ikone der Rechtsextremisten in ganz Deutschland, eine Nicole für Neonazis – das bisschen Frieden mal ausgenommen.

Denn Annetts Lieder erzählen von Soldatentum, Ehre, Vaterland. „Dieses Land hat wenig Deutsche, Überfremdung macht es krank. Und die alten deutschen Werte gehen unter im Gestank“, singt sie, und ihre roten Bäckchen sehen dabei seltsam nett aus.

Annett Müller ist nur eine von vielen Frauen, die in den letzten Jahren im männlich dominierten Neonazi-Milieu Karriere gemacht haben. Je mehr vor allem die rechte NPD jenseits des Skinhead-Lagers nach Anhängern sucht, desto öfter gelangen auch Frauen nach vorn – und das ist Ergebnis nüchternen Kalküls: Die Frauen sollen Sympathien wecken, wirken doch viele auf den ersten Blick weniger grobschlächtig als ihre männlichen Kollegen, und radikale Sprüche klingen bei ihnen oft nicht ganz so garstig.

Der Tod der Dresdner NPD-Bundestagskandidatin Kerstin Lorenz, der eine Nachwahl nötig machte, hat dieses Phänomen vielen erstmals vor Augen geführt – immerhin hatte die rechte Partei in Sachsen, einer ihrer Hochburgen, eine Frau an die Spitze gesetzt. „Das Engagement der Frauen hat zugenommen“, sagt NPD-Bundesvize Peter Marx. „Sie kommen weg von einem rein randständigen Dasein.“ Schließlich sei die Glaubwürdigkeit größer, wenn etwa Mütter für mehr Kindergeld einträten. Und nicht zuletzt ziehe das weibliche Personal auch „mehr junge Männer“ an.

Hatte die Partei nach eigenen Angaben 1998 noch etwa 18 Prozent weibliche Mitglieder, so stellen Frauen jetzt rund 28 Prozent der insgesamt etwa 5300 Anhänger. Frauen sind inzwischen Abgeordnete, Verbandsvorsitzende, Strippenzieherinnen.

Dass sie sich vermehrt in eigenen Gruppen wie der 2001 gegründeten „Gemeinschaft deutscher Frauen“ organisieren, sei eine „neue Entwicklung innerhalb der extremen Rechten“, so die Autoren des Sammelbands „Braune Schwestern?“, den ein antifaschistisches Forschungsnetzwerk herausgegeben hat. Frauen verkehrten nicht mehr nur deshalb im rechtsextremen Milieu, „weil sie in Männer der Szene verliebt“ seien – sie mischen selber mit. Auch bei Gewalttaten.

So folterten fünf Neonazis, darunter zwei Frauen, im Juni 2004 in Frankfurt (Oder) einen 23-Jährigen eineinhalb Tage lang, unter anderem mit einem heißen Bügeleisen. In der Kameradschaft Süd, die einen Sprengstoffanschlag in München geplant haben soll, waren offenbar mindestens drei Frauen aktiv. Und bei Aufmärschen der notorisch gewalttätigen Freien Kameradschaften halten auch Frauen inzwischen Krawallreden.

Dass sie etwa an NPD-Infoständen stehen, sei in der Partei „gewünscht“, sagt Stella P., Mitglied im Berliner Landesvorstand der Partei. Brav und durchaus präsentabel sieht sie aus, ihr gehe es um „ein inneres Gefühl der Liebe zur Heimat und zum Volk“, sagt sie. Einen Sinn für historische Daten hat sie freilich auch: Ihren ersten Mann heiratete sie ausgerechnet am 20. April – an Hitlers Geburtstag.

Ihre sächsische Parteifreundin Gitta Schüßler zeigt, dass die Frauen keineswegs mehr nur Staffage der Rechten im Wahlkampf sind: Die Dresdner Landtagsabgeordnete kümmert sich im sächsischen Meerane, einem 18 000-Einwohner-Ort, regelmäßig dienstags und donnerstags in ihrem Bürgerbüro um die Sorgen der Wähler. Zwar hält sie die Bezeichnung „Nazi“ nicht für ein Schimpfwort, aber sie legt Wert darauf, nicht mit glatzköpfigen Schlägern in eine Ecke gestellt zu werden.

Nach der Wende arbeitete Schüßler zunächst als Sekretärin und machte sich später mit einem Esoterikhandel selbständig. Aus der Welt der Heilkräuter und Duftkerzen zog es sie dann bald in den nationalen Dunstkreis, bei einem Vortrag des rechtsradikalen ehemaligen RAF-Mitglieds Horst Mahler hatte sie erstmals Kontakt zu der Szene. „Damals war ich die Quotenfrau, das sagt heute keiner mehr.“

Auch für Sängerin Annett ist Gleichberechtigung von Kameraden und Kameradinnen selbstverständlich: Zwar halte sie nichts von den angeblichen „Allüren“ der Emanzen – „andererseits gehört eine Frau nicht zwangsläufig an den Herd“, sagt sie. Und ein wenig mehr Gefühl könne der Szene auch nicht schaden, glaubt Annett offenbar. Selbst ein Mann darf also mal Tränen fürs Vaterland vergießen, „ohne dass dies ein Zeichen von Schwäche ist“.

DOMINIK CZIESCHE, GERALD DRISSNER

FALK HELLER / ARGUM

Trainingsgerät Hypoxi-Maschine: *Geschicktes Marketing befördert Körperkult und Umsatz*

FREIZEIT

Coach oder Club

In Deutschland boomt das Geschäft mit der Wellness für Besserverdienende. Internationale Studio-Ketten drängen mit neuen Methoden und Geräten auf den Markt – 22 Milliarden Euro zahlen die Bürger jährlich für ihre Fitness.

Wolfgang Bierlein hat sich auf dem Laufband geschunden, und er hat sich einen langen Bambusstock mit gestreckten Armen in den Nacken klemmen müssen, womit er aussah wie der gekreuzigte Christus. Nun liegt er auf einer grünen Gummimatte, und wenn er den Kopf hebt, ist darunter ein nasser Fleck zu sehen.

Vor Bierlein steht ein Mann und schimpft mit französischem Akzent: „Den Rücken nach oben“ – die Bauchmuskeln sollen schmerzen. Gleichzeitig muss Bierlein einen drei Kilogramm schweren Medizinball werfen. „Zu mir – oder bist du müde?“, ruft der Franzose, und das klingt wie: Jetzt quäl dich, du Wurm.

Wolfgang Bierlein lässt sich die Mühsal einiges kosten. 50 Euro pro Stunde zahlt er für das Fitness-Programm. Bis zu dreimal die Woche geht er zu seinem Trainer. Er hat ihn engagiert, weil er bei über 50 Stunden Arbeit in der Woche körperlich nicht abschlaffen will. In seinem normalen Leben ist Bierlein Deutschland-Chef des Luxuswaren-Imperiums Tiffany.

Der Mann, der ihn quält, heißt Antoine Alazard und war einmal Amateurboxer. Heute arbeitet er als sogenannter Personal Trainer in München. Wer nicht allein ins Fitness-Studio oder durch den Park laufen will, kann Alazard buchen. Seine Kundenkartei umfasst rund hundert Namen: von der Frau, die nach der Schwangerschaft wieder in Form kommen will, bis zum Selbständigen, der sich beim Boxsparring abreagiert.

Viele glauben, dass sie die Quälerei ohne den professionellen Schinder nicht durchhalten würden. Tatsächlich gibt es immer mehr Antreiber von der Sorte Alazards: Geschäftsleute, TV-Stars oder Werbetreibende – wer etwas auf sich und seinen Körper hält, gönnt sich seinen eigenen Coach oder geht wenigstens in einen exklusiven Club.

Trotz Konsumzurückhaltung und Geizwelle: Noch nie gaben die Deutschen so viel für Fitness und Wellness aus wie heute. Während reine Muckibuden schließen müssen, boomen vor allem die feinen Fit-

MICHAEL LANGE / AGENTUR FOCUS

Wellness-Studio (in Hamburg): *Feines Gespür für Renditen*

ness-Studios, die sich an die Kunden mit dickerem Geldbeutel wenden. In einer Studie hat die Düsseldorfer Wirtschaftsprüfungsgesellschaft Deloitte festgestellt, dass Fitness-Ketten von 2000 bis 2004 einen Mitgliederzuwachs von jährlich 21 Prozent verzeichneten.

Die kommerziellen Anbieter ködern ihre Kunden mit immer neuen Bewegungstrends. Die heißen Tae Bo oder Power Yoga, Pilates Contrology oder Sensitive Cycling. Die Angebote zum Körperstählen gibt es für nahezu jede freie Minute und an jedem Ort: Da ist das Fitness-Studio auf dem Dach des Luxushotels, der Wochenend-Workout in der Abgeschiedenheit Mecklenburg-Vorpommerns, die Trainingsreise auf die Kanaren. Modern ist, was unabhängig von festen Vereinsterminen stattfindet. Und was modern ist, das buchen die Kunden gern – auch wenn sie sich mit Fahrradfahren etwa weitaus billiger fit halten könnten.

Es ist ein riesiges Geschäftsfeld entstanden: 2,4 Milliarden Euro setzen die rund 5600 deutschen Fitness-Studios jährlich um, knapp eine Milliarde Euro lassen sich die Jogger in Deutschland jährlich allein ihre Schuhe kosten. Der Deutsche Sportbund hat das Volumen des Sport- und Fitness-Markts auf 22 Milliarden Euro pro Jahr hochgerechnet.

Mit feinem Gespür für zweistellige Renditen kaufen sich deshalb Private-Equity-Unternehmen in die Branche ein, vornehmlich aus Großbritannien stammende Investoren. Die 85 deutschen Studios der Fitness Company beispielsweise gehören dem britischen Investor Cinven, die 26 feinen Elixia-Wellness-Tempel der britischen Beteiligungsfirma Compass Partners.

Der rasante Aufstieg der Muskel- und Gute-Laune-Industrie zeigt, wie wichtig manchen heute körperliche Fitness im Berufsleben ist. Wer einen guten Job und Geld hat, der investiert mehr in seine Ge-

MONIKA ZUCHT / DER SPIEGEL

Sportunternehmer Kieser
Sparta statt Spa

sundheit und seine Arbeitskraft. Wer hingegen auf ein sportliches Image keinen Wert legt, der kann leicht unattraktiver für den Arbeitsmarkt werden.

Fitness ist zu einem Indikator sozialer Ungleichheit geworden. Während im reichen Hamburg 9,1 Prozent aller Einwohner Gebühren für Studios zahlen, sind es im ar-

men Mecklenburg-Vorpommern gerade einmal 2,2 Prozent. Daran wird auch die Dicke-Kinder-Kampagne der Verbraucherschutzministerin Renate Künast (Grüne) kaum etwas ändern können. Studien belegen, dass schon die Kinder sozial schwacher Familien sich weniger bewegen und ungesünder leben als ihre Altersgenossen aus wohlhabenden Familien.

Wer seine Leistungsfähigkeit steigern und sein Wohlbefinden erhöhen will, der ist auch bereit, dafür Geld auszugeben. Der Rest ist geschicktes Marketing: Ständig neue Trends und neue Maschinen befeuern den Körperkult und damit den Umsatz.

So werben einige Studios neuerdings mit dem „revolutionionären Body Transformer“. Die Muskeln des Trainierenden werden verdrahtet und anschließend während der Gymnastik computergesteuert mit Stromstößen stimuliert – als „Trainings-Zeit-Spar-Maschine“ preist der Hersteller sein 15 000 Euro teures Gerät.

Auswüchse des Trends zur Technik sind auch die sogenannten Hypoxi-Apparate, wie sie schon einige Studios in ihren Gerätepark gestellt haben. So eine Maschine sieht aus wie ein großes Ei: In Unterdruckgürtel gequetscht, strampelt der Kunde im Innern, nur der Oberkörper schaut raus.

Rund um die Muskelwerkstätten hat sich ein zweiter Markt etabliert. Da gibt es Unternehmensberater, die ihr Marketing-Know-how anbieten; Institute, die sich um die Weiterbildung des Personals kümmern; Software-Hersteller, die die Organisation erleichtern wollen.

Karsten Hollasch könnte mit seinen breiten Schultern gut Kunde eines Studios sein – tatsächlich analysiert Hollasch als Partner von Deloitte seit fünf Jahren den Markt. Er berät auch Investoren aus dem Ausland. Die Bundesrepublik sei erst am Anfang, glaubt er, es gebe noch ein „Riesenpotential“. Vielen Anbietern mangle es trotz fortschreitender Professionalisierung freilich am ökonomischen Know-how und am sportlichen Sachverstand. Dies sei auch der Grund dafür, dass trotz guter Wachstumschancen Studios aufgäben und die großen Ketten Marktanteile gewönnen.

Fitness-Gerät Body Transformer: *Trend zur Technik*

Fitness-Kundin, Mediziner Scherle: *Training und Beauty*

INGO RÖHRBEIN (O.); STEPHAN SAHM (U.)

Manager Bierlein, Trainer Alazard: *Professioneller Schinder*

Der richtige Standort ist mit die wichtigste Entscheidung für den Erfolg eines Fitness-Tempels. Wissenschaftler der Kölner Sporthochschule haben festgestellt, dass die Einwohner traditioneller Arbeiterbezirke in Köln kaum Geld für derlei neumodischen Kram ausgeben.

Dabei sind es nicht nur die marmorblanken Edelstudios, die das Publikum anziehen. Die Welt von Werner Kieser etwa ist der Gegenentwurf zu den Glitzerzentren. Kieser sieht nicht aus wie ein Sportlehrer, eher wie ein Kulturschaffender: schwarzer Anzug, schwarzer Hut, schwarze Brille. Sparta statt Spa lautet seine Lehre. Wer bei Kieser unterschreibt, soll so schwitzen, dass er nach einer halben Stunde am Ende ist.

Seine Franchise-Kette hat sich in 15 Jahren eine Spitzenstellung auf dem deutschen Markt erobert. Kieser leistet sich eine eigene Forschungsabteilung und treibt in Zusammenarbeit mit Universitäten und Orthopäden die Entwicklung neuer Geräte voran.

Wenngleich das normale Quälprogramm für 33 Euro im Monat im Branchenvergleich günstig ist, so ist auch hier vermeintlich im Vorteil, wer mehr Geld zur Verfügung hat – es gibt nämlich ein Extra-Folter-Programm. Dort schließen Therapeuten die Kunden an elektronische Geräte an oder spannen sie in Maschinen, die aussehen wie großgeratene Schraubstöcke.

In den vergangenen Jahren verdreifachte Kieser in Deutschland den Umfang seiner Kundenkartei – Beleg dafür, wie ernsthaft die Deutschen mittlerweile in den Erhalt ihrer Gesundheit investieren.

Neuerdings haben auch Firmen den Nutzen gezielten Trainings für ihr Personal entdeckt. Große Unternehmen wie die Telekom oder DaimlerChrysler organisieren selbst Wellness-Angebote für ihre Mitarbeiter oder kooperieren mit kommerziellen Anbietern. Einige Firmen berichten, dass sich durch das kollektive Trainieren der Krankenstand heftig reduziert habe.

Auch in Hamburgs Unilever-Hochhaus wird kräftig geschwitzt: an Geräten, auf dem Laufband, bei Qi Gong mit Elvira oder Venice Beach Elements mit Carola. Unilever leistet sich ein eigenes Fitness-Studio – „die Resonanz ist sensationell“, sagt Betriebsarzt Olaf Tscharnezki. Fast jeder dritte Beschäftigte im Haus sei Mitglied im Fitness-Club, das Ergebnis beeindruckend. „Die berufliche Beanspruchung ist maximal bei Unilever“, so Tscharnezki, trotzdem sei der Krankenstand niedrig.

Manager wüssten, dass man investieren müsse, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Also gehen sie zuerst zu einem „Manager-Check-up“ in eine angrenzende Klinik. Daraufhin definiert ein Personal Trainer das wünschenswerte Fitness-Ziel – „irgendwo zwischen dem aktuellen Wert und Jan Ullrich“, sagt Unilever-Mann Tscharnezki. Da Manager „sehr zahlenorientiert sind“, machten sie sich danach meist sofort an ihr Training, um die Planzahl zu erreichen.

Nicht immer braucht es dafür teure Geräte: Anfang September nahmen in Hamburg gut 7000 Menschen an einem Citylauf über zehn Kilometer teil. Deutscher Rekord. Beim Berliner Marathon Ende September starteten etwa 35 000 Läufer. Ebenfalls Rekord. In diesem Jahr werden in Deutschland 180 Marathons gestartet. Niemals zuvor gab es mehr.

Marathonlaufen ist der größte Trend derzeit – und Herbert Steffny so etwas wie der Guru der deutschen Laufbewegung. Steffny, 52, sitzt auf der Sonnenterrasse des Robinsonclubs am Fleesensee in Mecklenburg-Vorpommern. Der Club ist eines dieser neuen Dorados für die Generation Fit. Steffny leitet hier gerade ein Marathoncamp für Einsteiger und Fortgeschrittene,

eines von über 50 im Jahr. Darunter sind Firmenveranstaltungen für Unternehmen wie Obi, Roland Berger oder Hewlett Packard, Laufreisen, Seminare und sogenannte Tagesmodule. Die meisten Termine sind ausgebucht. „Ich könnte viel mehr machen, wenn ich Zeit dafür hätte“, sagt er.

Am besten gehen die teuren Kurse des ehemaligen Spitzenläufers – wie hier am Fleesensee. 1950 Euro zahlen die Teilnehmer inklusive Laktatmessung, Video-Laufanalyse, Trainingsberatung.

Im Lauf des Lebens gerate jeder Mensch irgendwann in die „Spirale der Bequemlichkeit“, sagt Steffny. Und das „Fressen“ sei dann die „einfachste Kompensation für den Frust“ über den eigenen, den aus der Form geratenen Körper – der dann noch mehr auseinander gehe.

Paradebeispiel für diese Situation mitten im Leben sei ein berühmter Klient von ihm gewesen – Noch-Außenminister Joschka Fischer: Unförmig dick, unzufrieden mit seiner damaligen Beziehung, chronisch erschöpft von der Arbeit und mit der Angst vor dem Herzinfarkt kam er 1997 zu Steffny.

Viele Menschen aus den „intellektuelleren Kreisen“, sagt Steffny, brächten in dieser Situation aber die Kraft zum Selbstmanagement auf. Sie fingen an zu laufen. Zunächst, weil ihnen der Kopf sage, dass sie es tun müssen. Später, weil sie die „Aufwärtsspirale spüren“. Erstmals merken sie in ihrem Leben, dass ihr Körper nicht immer nur „älter und kaputter“ werden muss. Steffny trainierte Fischer so weit, dass der Grünen-Politiker im April 1998 einen Marathon in Hamburg laufen konnte.

Marathonfans, so Steffny, seien oft Akademiker, Läufer „sind nicht die Arbeiter, das sind die Macher“. Und der Zuwachs rekrutiere sich aus diesen gehobenen Kreisen. Heute sei die Teilnahme an einem Marathon oft sogar ein Plus bei Einstellungsgesprächen, der Beweis, dass „der Mann oder die Frau beißen kann“.

Doch es gibt auch diejenigen, für die selbst Steffnys Programme immer noch nicht reichen, für die Muskeltraining, Beauty und viel Geld zusammengehören. Und für die gibt es etwa das Kempinski Falkenstein. Das Luxushotel im Taunus liegt 500 Meter oberhalb von Frankfurt, stets in frischer Luft, während die Wolkenkratzer am Main in einer Watte aus Smog im Tal stehen.

Alexander Steiner fährt täglich auf den Berg, um sich im angeschlossenen Ascara Health & Beauty Center für den Job fit zu machen, für 100 Euro pro Monat. Der 28-Jährige kümmert sich als selbständiger Berater um IT-Probleme in Unternehmen wie der Deutschen Börse. Wöchentliche Arbeitszeit: 70 bis 80 Stunden. Er brauchte etwas, das ihn wieder in Form brachte, aber „die anderen Fitness-Studios in Frankfurt entsprachen nicht meinen Wünschen“, sagt Steiner. Die Hygiene, das Publikum und die Trainer: All das habe nicht zu seinem Niveau gepasst.

Ärztlicher Leiter des Programms auf dem Berg ist Tassilo Scherle, 33. Er hat an der US-Elite-Schmiede Harvard studiert, ist Facharzt für Allgemeinmedizin und hat eine Ausbildung zum Psychotherapeuten. Scherle nimmt sich Stunden für die Gespräche mit den Kunden: Der Check-up im Hotel, den auch Steiner vor Trainingsbeginn gemacht hat, kostet 1300 Euro. Darin enthalten ist alles vom EKG bis zum Hörtest.

Neben Entspannung im Hotel und Prävention im Ascara gibt es eine Diätwoche, die Scherle entwickelt hat – und die er auch gern so genannt hätte. Nur haben die Marketingmenschen des Hotels ihr den Namen Weight-Management-Week verpasst. Wenn Management draufsteht, dann rechtfertigt das nämlich einen Preis in Höhe von 1925 Euro für sieben Übernachtungen, ärztliche Untersuchungen, Kochkurse, Sportangebote und den Abbau von zwei Kilogramm Körperfett. Und wer zusätzlich Geld ausgeben will, kann für 150 Euro oder mehr seine Gene analysieren lassen und erfahren, wie hoch etwa sein Risiko sein könnte, am Herzen zu erkranken.

BONGARTS

Läufer Fischer, Trainer Steffny*: *Aufwärtsspirale spüren*

Wer ins Kempinski komme, suche eben nicht nur Sport und Gesundheit, sagt Beatrice Herbold. Die 47-Jährige mit der braunen Föhnfrisur vermittelt Stars und Sternchen für die Werbung. Sie habe den Check-up hier gemacht, weil im Ascara eine Atmosphäre herrsche, in der man, anders als in Einrichtungen in der Stadt, „wirklich entspannen“ könne.

Herbold konnte sich von dem Luxus nicht mehr lösen. Sie hat deshalb gleich eines der Appartements im Hotel angemietet – als Hauptwohnsitz.

Udo Ludwig, Roman Pletter

* Beim Marathon in Hamburg am 19. April 1998.

Was war da los, Frau Liu?

Die chinesische Musikstudentin Liu Wanning, 19, über ihren ersten Auftritt als Pianistin

„Wir waren 301 Pianisten, die gleichzeitig Franz Schuberts Militärmarsch in D-Dur spielten – als Eröffnungskonzert für eine Messe in Shenyang. Zeitungen schrieben zwar, das sei chinesischer Massenwahn, aber ich bin stolz, dabei gewesen zu sein. Auf dem Foto proben wir gerade mit dem berühmten Pianisten Lang Lang, der dann auch am nächsten Abend bei der Aufführung mitgespielt hat. Er ist der Größte, er hat es geschafft, dass wir alle synchron spielten. Dabei hat dieses Stück ziemlich viel Tempo und ist eigentlich für vier Hände geschrieben. Trotzdem, es klang gar nicht schief, sondern wunderschön.“

Liu (Pfeil)

LIU BAOCHENG / IMAGINECHINA

FOTOGRAFIE

Der Mann, der die Frauen sah

Vielleicht waren es wirklich die Geburtsjahre der Emanzipation, Ende der Vierziger. Es schlug ein: Simone de Beauvoirs „Das andere Geschlecht“. Es kam in die Läden: der „New Look“ aus dem Hause Dior, leicht, sinnlich, schwingend. Und es erschienen: die ersten Bilder von Richard Avedon – einem Fotografen, der alles anders machte, der die Frauen anders sah und ihnen auf diese Weise half, anders zu werden. Sein Blick veränderte das Genre: Models waren bis dahin leblos-perfekte Puppen gewesen, unnahbar und unindividuell. Doch der gesellschaftliche Status von Mode hatte sich gewandelt, Mode war nicht mehr das Privileg der Reichen, sondern populär. Avedon war der Erste, der das aufgriff, der dies mit immer neuen Bildideen stilisierte. Avedon hatte die Aufgabe seines Lebens gefunden: Er wurde zum „visuellen Feministen“, wie die Mode-Theoretikerin Anne Hollander in ihrem Nachwort zu dem jetzt erschienenen Bildband Avedons schreibt. Das Buch, es wurde von Avedon kurz vor seinem Tod im vergangenen Jahr konzipiert, enthält die frühen, enthusiastischen Mode-Bilder; ergänzt durch Fotos von Stars, Bettlerinnen, Sekretärinnen, Haushälterinnen. „Woman in the Mirror“ erzählt von Frauen, spiegelt ihre Schwächen und feiert ihre Stärken.

Richard Avedon: „Woman in the Mirror“. Schirmer/Mosel, München; 256 Seiten; 68 Euro.

RICHARD AVEDON

Avedon-Foto (1949)

KINDER

Fahrrad statt Internet

In der Welt zehnjähriger Kinder sind Handys und Internet selbstverständlich – doch zum Spielen suchen sie sich lieber einen traditionellen Zeitvertreib. Das ergab ausgerechnet eine Studie des Providers AOL unter britischen Kindern. Mehr als die Hälfte der Zehnjährigen mag demnach am liebsten „draußen spielen“ oder „Fernsehen gucken“. Sport treiben, am Computer spielen, Freunde besuchen, Radfahren und Schwimmen folgen in der Rangliste, nur elf Prozent geben Internet-Surfen als Lieblingsbeschäftigung an. Die Kinder nutzen das Internet vor allem in der Schule und für die Schule, ein gutes Drittel aller Zehnjährigen ist bereits so fit im Netz, dass ihre Eltern sie um Ratschläge bitten. 66 Prozent müssen beim Surfen strenge elterliche Regeln befolgen – ob sie sich daran halten, wurde allerdings nicht abgefragt. Wie viele Erwachsene wussten die Zehnjährigen nicht, dass das Internet seinen Ursprung in einem US-Militärprojekt hatte. Die Kinder vermuteten Thomas Edison, Albert Einstein, Bill Gates, die Queen oder Gott als Internet-Gründer.

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE

Der letzte Brief

Warum eine Witwe nach 67 Jahren Post von ihrem Mann bekam

In einem Militärarchiv nahe Madrid sitzt Pedro Corral vor einem Bildschirm, er arbeitet an einem Buch über die Deserteure eines Krieges, über den niemand reden will. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist vergangen seit dem Ende des Spanischen Bürgerkrieges, doch in der Erinnerung hört der Journalist Corral noch immer ein großes Schweigen. Er will die Geschichte zum Sprechen bringen, er will „unter die Haut derer, die diesen Krieg erlebten".

An jenem Morgen im Militärarchiv stößt Corral auf einen Bericht über zwei Deserteure. Sie heißen Anastasio Maqueda und Martín Llorente, und links neben dem Stempel auf diesem Bericht entdeckt Corral die Bemerkung „Brief liegt bei". Er liest den Brief, es sind Zeilen, die Anastasio Maqueda seiner Frau Amadora schrieb, bevor er desertierte.

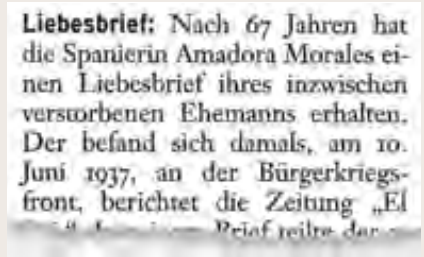
Corral versteht diesen Brief nicht, aber er erkennt, dass dieser sein Ziel nie erreichte.

Am 10. Juni 1937, der Bürgerkrieg wütete bald überall im Land, nahm Anastasio Maqueda einen Bleistift und zwei Blatt Papier und schrieb seiner Frau Amadora einen Brief. Er war 21 Jahre alt und stationiert in San Mateo de Gállego, einer kleinen Stadt nahe Zaragoza. Er gehörte zu General Francos 10. Artillerie-Regiment der 55. Division. Er war Republikaner, im Herzen ein Linker, doch jetzt trug er die Uniform der Putschisten. Sie hatten ihn gezwungen. Als die Franquistas sein Dorf eroberten, erschossen sie alle, die sich wehrten. Er sollte für eine Sache kämpfen, an die er nicht glaubte.

„Meine geliebte Frau", beginnt der Brief, die Schrift ist ungelenk, die Zeilen schief. Er wusste, dass die Post von der Front zensiert wurde, also dankte er einem Gott, den er sonst nie erwähnte, und schrieb, wie glücklich er sei, sein Vaterland zu verteidigen. Er hoffte, die Zensoren zu blenden, damit sie die Botschaft in Zeile 13 übersehen: „Wenn Du Ignacio schreibst, dann schreibst Du mir." Zweimal schrieb Anastasio diesen Satz, in der Mitte und am Ende. Es war ein Zeichen. Ignacio war Amadoras Bruder, und er kämpfte für die Republik, auf der anderen Seite der Front.

In der folgenden Nacht standen Anastasio Maqueda und sein Freund als Wachposten in einem Schützengraben. Anastasio war entschlossen, in dieser Nacht die Seiten zu wechseln. Als der Unteroffizier kam, meldeten sie ihm keine besonderen Vorkommnisse. Dann kletterten sie aus dem Graben und flüchteten durch ein Weizenfeld.

Bald verfolgte eine Reiterstaffel die Deserteure. In der Dunkelheit verloren Anastasio und Martín die Orientierung.



Liebesbrief: Nach 67 Jahren hat die Spanierin Amadora Morales einen Liebesbrief ihres inzwischen verstorbenen Ehemanns erhalten. Der befand sich damals, am 10. Juni 1937, an der Bürgerkriegsfront, berichtet die Zeitung „El

Aus der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung"

WHITE STAR

Morales, Maqueda

Sie hörten die Hufe der Pferde hinter sich, aber sie wussten nicht, wohin sie laufen sollten. Dann fielen Schüsse. Doch es waren republikanische Soldaten, die auf die Verfolger der Deserteure schossen.

Die Republikaner schickten die Überläufer nach Madrid, wo sie die Stadt gegen Francos Truppen verteidigten. In El Real de San Vicente, ihrem Heimatdorf nahe Toledo, wartete Amadora auf ein Zeichen von ihrem Mann. Doch der Brief, den Anastasio geschrieben hatte, erreichte sie nicht. Die Franquistas fingen ihn ab.

Als Madrid im März 1939 fiel, wurde Anastasio verhaftet und wegen Fahnenflucht zum Tode verurteilt. Vier Jahre lang wartete er in einem Gefängnis in Talavera de la Reina auf seine Hinrichtung. Amadora durfte ihn einmal in der Woche besuchen, sie belud einen Esel mit Brot und sauberen Kleidern und ging die 25 Kilometer zu Fuß. Anastasio war ein kranker Mann, gezeichnet vom Krieg. Sein linker Lungenflügel war angegriffen, und seine Brust war vom Rückschlag des Gewehrkolbens eingedrückt. „Er war so dünn", sagt Amadora.

Als Franco erkannte, dass Hitler den Weltkrieg verliert, ließ er die Todesstrafen für Deserteure in Freiheitsstrafen umwandeln. Die Alliierten sollten seine menschliche Seite sehen. Anastasio wurde zu 30 Jahren Gefängnis verurteilt, aber nach fünf Jahren, fünf Monaten und fünf Tagen freigelassen. Er kehrte zurück in sein Dorf, in sein Leben als Bauer, doch die Kraft war aus seinem Körper gewichen. „Er erzählte uns, wie sie hungerten, von der Prügel im Gefängnis, dem Töten an der Front", erinnert sich Amadora. „Er sagte: ‚Ich lebe, auch wenn ich tot sein müsste nach dem, was ich sah.'" Den Brief erwähnte Anastasio nie.

Als Pedro Corral den Brief im Militärarchiv findet, sucht er am selben Tag im Internet nach Anastasios Telefonnummer. Er wählt die Nummer, er freut sich darauf, ihn zu überraschen. Am anderen Ende meldet sich Anastasios Tochter Eloisa. Mein Vater ist tot, sagt sie, er sei im Frühjahr gestorben.

Corral liest ihr den Brief vor, sie weinen beide. Er schickt ihr eine Kopie, per Express, und am nächsten Tag, 67 Jahre nachdem Anastasio sie schrieb, erreichen die Zeilen seine Frau.

Amadora Morales lebt noch immer in dem Haus, in dem sie damals auf Anastasio wartete, in der Calle Correos, der Poststraße. Sie ist 87, manchmal vergisst sie, wo sie ist. „Ich hoffe, dass es Dir gut geht, wenn Dich dieser zärtliche Brief erreicht", schrieb er ihr an jenem 10. Juni 1937. Die Familie ließ den Brief rahmen. Doch es ist nur die Kopie.

Auf das Original wartet Amadora noch immer. Sie schrieb dem Verteidigungsminister, er versprach, sich zu kümmern. Doch das Archiv weigert sich, den Brief herauszugeben. Im Gedächtnis des Militärs ist Anastasio Maqueda, Kämpfer der Republik, noch immer ein Verräter.

MARIO KAISER

IMKE LASS

Arbeitslosen-Ehepaar Keller: *„Sie haben in ihrem Leben noch nicht eine einzige selbständige Entscheidung getroffen“*

WOHLFAHRTSSYSTEME

Die Untertanen von Kannapolis

„Amerikanische Verhältnisse“ sind in der Sozialdebatte so etwas wie ein Schreckgespenst. Wie es ist, als Amerikaner arbeitslos zu sein, erzählt das Beispiel von Arbeitern einer Spinnerei in North Carolina. *Von Alexander Osang*

Randall Keller hat eine Menge Dinge im Kopf, die er erzählen könnte, aber wenig davon passt in eine Hochzeitsrede. Sein Vater liegt im Sterben, sein Sohn ist im Krieg, und die Fabrik, für die er sein Leben lang arbeitete, wird gerade abgerissen. Er hat sich seit zwei Jahren kein neues Hemd gekauft. Niemand würde so etwas hören wollen auf einer Hochzeit, nicht mal auf dieser.

Auf den Bänken stehen ein paar Teller mit Schokoladenplätzchen, weiße Schleifen, Kunstblumensträuße und Hochzeitskarten, auf dem Tisch vorn vor der Klasse hat die Lehrerin ein Brautpaar aus Keramik hingestellt, eine dieser kleinen Figuren, die ganz oben auf Hochzeitstorten thronen. Randall Kellers Aufgabe ist es, einen Toast auf den Bräutigam zu sprechen. Er ist der Trauzeuge, „the best man“, wie sie das in Amerika nennen. Er hat ein kariertes, kurzärmliges Hemd an, aus dem zwei behaarte Arme wachsen, er trägt Jeans und schwere Arbeitsstiefel, seine Hände sind groß und erinnern an Werkzeuge, die bereit sind, irgendwo zuzupacken, irgendetwas anzuflanschen, abzuschrauben, zusammenzunieten. Aber alles, was sie greifen können, sind die beiden weißen Blätter mit der Rede. Es ist die erste Hochzeitsrede seines Lebens. Randall Keller war noch nie jemandes bester Mann, und er ist es auch heute nicht. Er steht im Rhetorikkurs des Community College von Kannapolis, North Carolina, wie das Opfer einer Verwechslung.

Randall Keller hat den imaginären Bräutigam Andy genannt. Ein Name, der ihm so eingefallen ist.

„Dies ist ein besonderer Tag für dich, Andy“, liest er vom Blatt, „ein freudiger Tag.“

Seine Mitstudenten schauen müde. Sie sind 20 Jahre jünger als er, und Keller wirkt älter als 43. Der Bauch hängt über der Hose, der Bart ist schmutzig grau, der Kopf kahl, die Brillengläser dick. Randall Keller ahnt sicher, dass ihn nie wieder jemand bitten wird, einen Toast zu sprechen, aber darum geht es nicht. Der Rhetorikkurs zählt wie die Kurse in Religion, Geschichte, Mathematik und Englisch zum Programm, das ihn reif machen soll für das Leben, das wirkliche Leben dort draußen. So steht es im Projekt, dem Pillowtex-Projekt. Randall Keller ist Bestandteil dieses Projekts, genau wie Helen, seine Frau, die im Foyer des College auf ihre nächste Englischstunde wartet, und 5000 andere Textilarbeiter aus Kannapolis, die ihre Arbeit verloren, als die Spinnerei zumachte.

Randall Keller hat mit 16 Jahren angefangen, für die Baumwollspinnerei von Kannapolis zu arbeiten, erst nebenbei, nach der Schule und in den Ferien, und als er 18 wurde, haben sie ihn eingestellt. Die

CABARRUS COUNTY PUBLIC LIBRARY

Näherinnen in der Cannon Mill (1956): *Ein Leben wie in einem DDR-Kombinat*

Spinnerei hieß damals noch Cannon Mill, nach James William Cannon, der die Fabrik im Jahre 1906 gründete. Sie machten Laken, Handtücher, Bettbezüge und Kissen. Baumwollspinnereien waren eine schnell wachsende Industrie in North Carolina, vor hundert Jahren. Arbeiter aus ganz Amerika zogen damals in den Süden, wo es keine Gewerkschaften gab, die dem Aufschwung im Wege standen. An der Straße zwischen Charlotte und Greensboro, die heute die Interstate 85 bildet, entstanden Dutzende Textilbetriebe, die Cannon Mill war der größte. Randalls Freunde arbeiteten hier, sein Vater, seine Mutter, seine Geschwister, Onkel und Tanten, alle. Die Arbeiter wohnten in kleinen, weißen Häusern, die sich kreisförmig um das Werk ausbreiteten. Die hohen, roten Backsteinhallen der Spinnerei standen im Zentrum der Stadt wie ein Schloss. James Cannon war der König von Kannapolis. Ein guter König, wenn man den Leuten glaubt, die unter ihm arbeiteten. Er ließ seine Angestellten für winzige Mieten in seinen Häusern wohnen, er bezahlte die Krankenkosten, die Rentenversicherung, Schulgeld, er ließ den Müll abholen, Schäden reparieren, er bezahlte für Strom, Gas und Wasser, und einmal im Jahr kamen die werkeigenen Maler und strichen die hübschen, kleinen Holzhäuser weiß.

Zum Dank schickten die Arbeiter ihre Kinder in die Fabrik und gründeten keine Gewerkschaft. In den achtziger Jahren gab es immer wieder mal Bemühungen, aber bei den Abstimmungen im Werk scheiterten sie regelmäßig. Randall Keller trug ein damals sehr populäres T-Shirt, auf dem stand: „Ich brauche keine Gewerkschaft."

Vielleicht waren sie auch deshalb so unvorbereitet. Im Sommer 2003 machte das Werk von einem Tag auf den anderen zu. 5000 Leute wurden über Nacht arbeitslos, und niemand hatte damit gerechnet.

Die Fabrik war ja immer da gewesen, wie ein Berg.

In den Wochen nach der Schließung wurden die 5000 Pillowtex-Arbeiter in alphabetischer Reihenfolge in Dreihunderter-Gruppen in die verlassene Fabrikhalle vier gerufen, wo sie erfuhren, dass sie Teil eines größeren Umwälzungsprozesses waren, der mit der billigen Konkurrenz in Asien und dem Freihandelsabkommen zu tun hatte, das Bill Clinton unterschrieben hatte. Die Ländernamen von China, Indien und Malaysia tropften auf die Köpfe der angetretenen Arbeiter, von denen viele in ihrem Leben nicht einmal die Grenzen von North Carolina überschritten hatten. Sie erfuhren, dass es nicht viel Sinn hatte, sich bei einer anderen Spinnerei zu bewerben. Insgesamt verloren 90 000 Textilarbeiter in North Carolina ihre Jobs. Deshalb müssten sie sich für andere Aufgaben qualifizieren. Am besten im örtlichen College. Wenig später kamen die ersten Bagger, um an den roten Backsteinhallen zu nagen. In der Mitte von Kannapolis, in der Mitte des Lebens von Randall und Helen Keller, entstand ein Loch. Dieses Loch wurde mit dem Pillowtex-Projekt gefüllt.

Der König war tot, der Staat kam nach Kannapolis, zum ersten Mal, wenn man so will.

Der Staat spielt im sozialen Leben des Amerikaners eigentlich nur eine Rolle, wenn er krank wird oder alt oder verrückt – oder eine Katastrophe passiert, wie vor ein paar Wochen in New Orleans. Der Staat ist so was wie der Cleaner. Er kommt in letzter Not und flickt. Sogar das amerikanische Sozialversicherungssystem wurde von Präsident Franklin D. Roosevelt nach einer Krise, der Großen Depression, gegründet. Andere Präsidenten haben immer ein bisschen daran rumgebastelt, vor allem Reagan und Clinton, aber eigentlich hat es seinen provisorischen Charakter immer behalten. Wer seine Arbeit verliert, kann für bis zu 26 Wochen Arbeitslosengeld bekommen, rund neun Millionen Menschen sind derzeit ohne Arbeit. Das Arbeitslosengeld variiert je nach Bundesstaat, es kann maximal halb so viel sein wie der letzte Lohn und wird aus dem Arbeitslosenfonds des jeweiligen Bundesstaates gezahlt. Nach 26 Wochen gibt es nichts mehr. Wenn es ganz schlimm wird, wie in Kan-

Der Staat ist so was wie ein Cleaner – er kommt in letzter Not und flickt.

napolis, kann die Phase, in der es Arbeitslosengeld gibt, verdoppelt werden, und die Bundesstaaten können sich in Washington Geld leihen. Die Schließung von Pillowtex war eine Katastrophe, noch nie waren in der Geschichte North Carolinas so viele Menschen auf einen Schlag arbeitslos geworden. Washington steckte 20,6 Millionen Dollar aus einem Krisenfonds in das Pillowtex-Projekt. Später kamen noch mal 7,6 Millionen aus einem Fonds für Opfer des Freihandelsabkommens hinzu. In so einer Krise greift sogar ein Land wie Amerika zu sozialdemokratischen Werkzeugen.

DAVIE HINSHAW / THE CHARLOTTE OBSERVER

Fabrikgelände von Cannon Mill: *China, Indien und Malaysia produzieren günstiger*

Der Staat also kam nach Kannapolis. Er trägt ein Campinghemd, eine leichte Goldrandbrille und braune Stoffhosen, die ein Stück zu kurz sind. Er heißt Nicholas Gennett.

Gennett hatte sich gerade in den Ruhestand nach Florida verabschiedet, als ihn der Ruf aus Kannapolis erreichte. Er ist 60, hat ein Haus und ein Boot auf den Keys, er wollte fischen, Cocktails trinken, lesen. Gennett ist ein Sozialwissenschaftler, der jahrelang an einem Projekt in Flint mitgearbeitet hatte, jener Autostadt in Michigan, die in den neunziger Jahren Zehntausende Arbeitsplätze verlor und durch Michael Moore berühmt wurde. Die Situation in North Carolina klang ähnlich.

„In Flint war es Buick, hier war es die Cannon Mill, in Washington State ist es Boeing“, sagt Gennett. „Es sind klassische, große amerikanische Industrien, scheinbar unzerstörbar. Sie haben ihre Arbeiter eng an sich gebunden, sie haben Aufgaben erfüllt, die der Staat, anders als bei Ihnen in Europa, in Amerika nicht erfüllt. Die Arbeiter sind über die Jahre abhängig geworden von ihren Betrieben. Finanziell, klar, aber auch psychologisch. Als das Werk in Kannapolis zumachte, wurde ihre Nabelschnur durchtrennt. Viele waren im Schock, entfremdet, degeneriert, hilflos.“

Gennett zog nach North Carolina, um Koordinator des Pillowtex-Projekts zu werden. Er verwaltet die Millionen Dollar, die verhindern sollten, dass aus Kannapolis eine Totenstadt wird. Mit dem Geld werden Unternehmen gefördert, die ehemalige Pillowtex-Arbeiter einstellen, es gibt kurzzeitige Unterstützung für Leute, die beim Zahlen ihrer Hausraten in Rückstand gerieten. Ein großer Teil des Geldes fließt in die Weiterbildung. Gennett und sein Team vom Pillowtex-Projekt lockten über die Hälfte der ehemaligen Textilarbeiter in ihre Schule. Geholfen hat sicher, dass die, die jetzt aufs College gehen, ein Jahr länger Arbeitslosengeld bekommen. Und auch, dass es sonst nicht viel zu tun gibt, in Kannapolis, North Carolina.

„Es sind klassische, große Industrien, scheinbar unzerstörbar.“

„Viele machen bei uns den Hauptschulabschluss nach. Dann müssen sie lernen, sich auf dem Arbeitsmarkt zu orientieren, sich zu bewerben. Die meisten Arbeiter haben nie im Leben eine Bewerbung geschrieben, sie waren nie zu einem Einstellungsgespräch. Sie stellten sich am Anfang ihres Arbeitslebens vor dem Werk in die Warteschlange, und das war's. Sie haben in ihrem Leben noch nicht eine einzige selbständige Entscheidung getroffen“, sagt Gennett. Er sitzt zusammen mit der ehemaligen Lehrerin Jeanie Moore in einem kleinen, fensterlosen Büro am College. Auf dem Tisch liegen ein paar weiße Blätter, die mit großen Buchstaben beschriftet sind. Es ist eine Power-Point-Präsentation des Pillowtex-Projekts, die sich liest wie eine mathematische Gleichung. Am Ende steht der neue Mensch, der mit der schwierigen Welt dort draußen besser zurechtkommt.

Können Sie sagen, wie viele der Pillowtex-Arbeiter nach der Weiterbildung einen Job fanden? Und wo?

Gennett sieht Moore an, die schüttelt den Kopf. Dann schüttelt auch Gennett den Kopf. Sie haben jede Menge Listen, aber diese Liste fehlt ihnen. Sie haben keine Zahlen. Sie können nur über die Zeit der staatlichen Fürsorge reden, Unterrichtsstunden, Sozialhilfe, Abschlusszertifikate. Nicht übers wirkliche Leben. Ihre Absolventen verschwinden im Dunkeln der privaten Wirtschaft dort draußen oder in der Armut.

Sie schieben die Blätter auf dem Tisch hin und her, irgendwann steht Jeanie Moore auf und holt eine schwarze Pappschachtel aus dem Bücherregal. Sie hebt den Deckel von der Schachtel und nimmt vorsichtig einen Pokal heraus. Den haben sie im vorigen Monat bei einer Konferenz in Philadelphia vom amerikanischen Arbeitsministerium überreicht bekommen, von dem man sonst eigentlich nie hört. Es ist ein milchiger Kegel, mit einem schwarzen Sockel, in den die Worte „Auszeichnung für die Arbeit mit einer speziellen Gruppe der Arbeiterschaft – US Department of Labor“ graviert sind.

Spezielle Gruppe der Arbeiterschaft. Klingt wie ein Behindertenprojekt.

„Wir haben den Pokal nur noch so lange in der Schachtel, bis die Glasvitrine fertig ist“, sagt Moore.

Randall Keller ist inzwischen in seiner Nascar-Klasse, wo er lernt, wie man sich am Rande von Autorennen nützlich machen kann. Nascar ist so etwas wie die amerikanische Formel 1. Ihr Michael Schumacher heißt Dale Earnhardt senior und kommt aus Kannapolis, North Carolina. Earnhardt senior war der berühmteste Sohn der Stadt, der einzige und letzte, er fuhr sich vor viereinhalb Jahren bei einem Rennen in Daytona tot. Seitdem heißt die längste Straße in Kannapolis Dale Earnhardt Boulevard. Randall Keller hat damals eine Gedenkwandzeitung angefertigt, die er an seinem Arbeitsplatz in der Handtuchproduktion aufhängte. Er hat sich immer für Motorsport interessiert und könnte sich nun vorstellen, eines Tages, wenn er mit der Schule fertig ist, sein Hobby zum Beruf zu machen. Er läuft um eines der beiden alten Rennautos, die im Klassenzimmer aufgebaut sind, herum, klopft hier

und da auf den Rahmen. Zwei ehemalige Pillowtex-Arbeiter sind in der Autoklasse, die beiden wirken steif und schwer zwischen den jungen Schülern.

Helen Keller wartet im Foyer.

Sie wartet auf ihre nächste Stunde, und wenn die vorbei ist, wartet sie auf ihren Mann, der sie nach Hause fährt. Sie wartet auf das Ende des Sommers, den Tod ihres Schwiegervaters, die Rückkehr ihres Sohnes aus dem Irak. Irgendwas passiert ja immer. Sie macht keine Pläne, sagt sie. Nicht mehr. Sie ist 44 und sieht sich eher als Teil eines Planes, auf den sie keinen Einfluss hat. Clinton, China, die Gewerkschaften, Gott, das sind Mächte, denen sie ausgeliefert ist.

CHUCK BURTON / AP

Info-Tisch bei einer Protestversammlung: *„Ich brauche keine Gewerkschaft“*

Helen Keller hatte sich zunächst gegen die Cannon Spinnerei gewehrt, die alle Mitglieder ihrer Familie schluckte. Sie hat die Schule abgebrochen, ein paar Jahre auf den Tabakfeldern in North und South Carolina gejobbt, einen Trinker geheiratet, von dem sie ein Kind bekam. Aber als sie 22 war, ließ sie sich wieder scheiden, kam mit dem kleinen Sohn zurück nach Kannapolis und fügte sich dem Schicksal. Die Spinnerei nahm sie. Hier lernte sie Randall kennen, 1984, in der Handtuchfertigung. Sie heirateten und bekamen ein Kind, sie arbeiteten zusammen in der Fabrik, sie wurden zusammen arbeitslos, sie gingen zusammen zur Schule. Helen hatte sich bei Wal-Mart beworben, der an der Interstate einen riesigen Supermarkt aufmachte, als das Werk schloss. Aber sie haben sie nicht genommen, weil sie keinen High-School-Abschluss hatte. Deswegen ist sie seit anderthalb Jahren am College. Seit Januar bekommt sie kein Arbeitslosengeld mehr, weil sie den Abschluss nicht schaffte.

Ihr Vater ist gestorben, die Mutter lebt in South Carolina, die Söhne sind aus dem Haus, das Werk ist zu. Sie hat jetzt nur noch Randall. Er bekommt 245 Dollar die Woche, er liegt noch im Ausbildungsplan, aber im Dezember muss auch er fertig sein mit der Schule. Ab Dezember gibt es kein Geld mehr.

Wovon werden sie dann leben?

Helen Keller lächelt, als folge der Frage automatisch eine Antwort wie ein Echo.

„Sozialhilfe?“, fragt sie.

Dem Gesetz, dem Social Security Act nach müsste sie dafür behindert sein oder alt. Die Social Security soll eigentlich als zusätzliche Rente dienen. Aber für ein Viertel der 48 Millionen Amerikaner, die Social Security bekommen, bildet sie das gesamte Einkommen. 955 Dollar monatlich erhält der Sozialhilfeempfänger im Schnitt. Aber Helen Keller ist weder alt noch behindert.

Sie ist weder alt noch behindert – Sozialhilfe ist für sie nicht vorgesehen.

„Das stimmt“, sagt sie.

Sherie Jenkins, ihre Betreuerin am College, sagt, Helen habe, was das Lesen und Schreiben angehe, das Niveau einer Viertklässlerin. Sherie Jenkins weiß, wovon sie spricht, sie war mal Unterstufenlehrerin. Sie beschreibt ein Gleichnis, von dem sie mal im Internet las. Eine Frau steht am Strand und wirft Seesterne ins Wasser, die die Flut unentwegt anspült. Da kommt ein Mann des Weges und sagt ihr: „Sie ändern doch nichts.“ Die Frau schaut auf den Stern, den sie in der Hand hat, wirft ihn ins Wasser und sagt: „Für den hier ändert sich eine ganze Menge.“

„Ich weiß nicht, ob es Helen schafft. Aber wir haben Beispiele, wo die Seesterne leben“, sagt Sherie Jenkins, „unseren Leonard zum Beispiel.“ Sie winkt einen schweren, großen Mann in ihr Büro, der eine Latzhose trägt, auf deren Bruststück Leonard Johnson steht.

Leonard Johnson ist 59 Jahre alt. 40 davon hat er in der Spinnerei verbracht, sein erster Arbeitstag war der 27. Mai 1965, sagt er, ohne zu überlegen, so, als wäre es sein Geburtstag. Die meiste Zeit lebte er mit seiner Frau und drei Kindern in einem Wohnwagen, aber im Jahr 2000 entschloss er sich, ein Haus zu bauen, ein solides Steinhaus.

Die monatlichen Raten für das Haus betragen 800 Dollar, 250 müssen sie für ihre Autos bezahlen, etwa 1000 Dollar kosten die Medikamente, mit denen Leonard Johnson zu hohe Cholesterinwerte und Diabetes bekämpft. Mit seinem Verdienst in der Spinnerei war das alles gerade so zu schaffen, als das Werk schloss, nicht mehr. Wenn seine Frau nicht schnell einen Job als Packerin in einer Pharmaziefirma gefunden hätte, die für die Krankenversicherung sorgt, hätten sie das Haus nicht halten können.

Leonard Johnson besucht den Elektrotechnikkurs auf dem College. Nachts arbeitet er für eine japanische Druckerpatronenfirma am Band, jede Nacht. Danach geht er zur Schule und studiert fünf Stunden lang Religion, Englisch, Geschichte und Elektrotechnik. Er verdient nicht mal halb so viel wie in der Spinnerei, aber vielleicht ergibt sich nach dem Abschluss im Elektrokurs die Chance für eine bessere Stelle. Die Japaner schätzen seine Zuverlässigkeit, glaubt er. Leonard Johnson trägt die Firmenlatzhosen in der Schule und zieht sie auch danach nicht aus, wenn er nach Hause fährt.

Leonard Johnson steht in Sherie Jenkins Tür, ein Vorbild. Sein Magen rumpelt in der Stille wie ein altes Notstromaggregat, sein Gesicht sackt langsam weg.

Nicholas Gennett und Jeanie Moore hätten ihn gern mit nach Philadelphia genommen, um den Pokal in Empfang zu nehmen, sagen sie. Weil er ihr bestes Beispiel ist für die spezielle Gruppe der Arbeiterschaft. Ein beinahe 60-jähriger, kranker Mann, der jeden Tag 15 Stunden arbeitet, damit er sein Haus nicht verliert. Leonard Johnson erinnert kaum an einen Seestern, eher an einen gestrandeten Wal, den ein pensionierter Sozialarbeiter und zwei ehemalige Lehrerinnen zurück ins Meer zerren wollen.

CABARRUS COUNTY PUBLIC LIBRARY

Cannon-Mill-Arbeiter (1986): *Der Unternehmer war ihr König*

Kannapolis liegt friedlich im heißen Sommer wie im Mittagsschlaf. Die Bagger fressen langsam das Herz der Stadt weg, die Häuser, die es umgeben, sind noch weiß, wenn auch nicht mehr so weiß wie früher. Das staatliche Geld hält den Verfall auf, aber ob es neue Menschen produziert und wohin die neuen Menschen mit all ihren Fähigkeiten laufen sollen, ist unklar. Sie müssten eigentlich weg hier, aber es fehlt die Kraft und vielleicht auch die Phantasie nach all den Jahren in einem Unternehmen, das sie rundum versorgt hat. Das Leben damals muss sich nicht viel anders angefühlt haben als in einem DDR-Kombinat.

Die Stadtverwaltung von Kannapolis hat jetzt beschlossen, für 60 000 Dollar einen Lobbyisten in Washington anzuheuern, der irgendwie Wirtschaft und Wohlstand in die Stadt bringen soll, eine ziemlich außergewöhnliche Idee. Sie haben jetzt eine Akte, die in einem Aktenschrank in einem großen Gebäude in der Hauptstadt der Vereinigten Staaten hängt. In der Lokalpresse beschwerten sich ein paar Leser, dass ihre Steuergelder verschwendet werden, aber Kenneth Geathers, einer von sieben Abgeordneten und im Rathaus für das Pillowtex-Projekt zuständig, glaubt, dass es eine gute Investition war.

„Wenn uns der Lobbyist nicht im nächsten Jahr 120 000 Dollar bringt, fliegt er wieder raus“, sagt er.

Was soll er denn bringen?

„Ich weiß auch nicht. Aber wir haben Platz für ein neues Werk und motivierte Arbeiter“, sagt er.

Kenneth Geathers war der letzte Personalchef des Werks, er erklärte den 5000 Pillowtex-Arbeitern, welche Dinge sie nach ihrer Kündigung beachten müssten, um wieder Fuß zu fassen, und als der letzte raus war, stellte er fest, dass er es selbst nicht wusste. Geathers hat zwar einen Hochschulabschluss, aber vielleicht war er auch schon zu lange in der Spinnerei, 30 Jahre. Er saß zu Hause, bis ihn Gennett anrief und ihn für die Weiterbildung warb. Geathers besuchte zehn Monate lang einen Computermarketing-Kurs.

„Ich bin da nur hingegangen, um irgendeinen Grund zu haben, morgens aufzustehen“, sagt er. „Ich war noch nie in meinem Leben so unglücklich.“

Danach nahm er einen Job im Veteranen-Hospital an, in dem er ehemaligen Soldaten hilft, mit ihren Drogen- und Alkoholproblemen zurechtzukommen. Er muss

50 Meilen fahren, sitzt in einem verrumpelten Büro und verdient nicht mal die Hälfte von dem, was er als Personalchef in der Spinnerei verdiente. Aber es beruhigt sein Gewissen, sagt er.

„Im Grunde bin ich ja auch schuld, dass es den Pillowtex-Leuten jetzt so beschissen geht“, sagt Geathers. „Die Arbeiter, die ich einstellte, mussten kein Zeugnis mitbringen, nichts. Sie mussten den Drogentest bestehen, das war’s. Viele von denen konnten nicht mal lesen und schreiben. Manchmal glaube ich, es war uns ganz recht so. Wir haben diese Stadt zurückgelassen wie die Kolonialisten Afrika.“

In der letzten Rhetorikstunde vor den Ferien musste Randall Keller eine Abschiedsrede halten. Er hätte sich von seinem Vater verabschieden können, den er in der Woche zuvor in ein Sterbehospiz gebracht hatte, er hätte sich von seinem Werk verabschieden können, von seinen Hoffnungen, aber er hat sich dann lieber nur von seiner Klasse verabschiedet. Junge Gesichter sahen ihn teilnahmslos an, Gesichter, die sich bereits auflösen in seinen Erinnerungen. Jetzt sind Semesterferien. Helen und Randall Keller sind zu Hause. Ab übermorgen besuchen sie die Bibelschule in ihrer Kirche, der „Prince of Peace“-Gemeinde. Sie sind sehr gläubig, sagt Randall.

Im Fernseher läuft die „Jerry Springer Show“. Zwei unglaublich dicke schwarze Mädchen prügeln sich um einen schmalen, grinsenden Jungen. Das Publikum schreit. Eines der Mädchen reißt sich das T-Shirt hoch und lässt seine Brüste fallen. „Eigentlich habe ich nach der Fernsehpredigt von Reverend Leroy Jenkins gesucht“, sagt Keller. „Die kommt eigentlich immer um zehn auf Kanal 8.“

Er steht in seinem dunklen Wohnzimmer, Helen neben ihm, die Luft ist schwer. Auf dem Fernsehbildschirm erscheint eine Bitte der Jerry-Springer-Redaktion: „Bist du eine Prostituierte? Möchtest du in unsere Show kommen und deine Geschichte erzählen?“ Im Regal mit den Heiligenbildern steht auch ein Foto ihres zweijährigen Enkelsohns Malik. Sein Vater ist im Irak, die Mutter in Jamaika. Malik pendelt. Oft ist er bei ihnen. Seine Spielsachen liegen auf dem Boden, verstopfen die Ecken. Überall liegen Kleidungsstücke herum, Handtücher, Kissen, es gibt keinen Flecken hier, der nicht mit irgendetwas belegt ist.

„Wir haben diese Stadt zurückgelassen wie die Kolonialisten Afrika.“

Nur die beiden Fernsehsessel ragen aus dem Chaos.

Das ehemalige Kinderzimmer ist bis unter die Decke mit den Sachen der großen Söhne gefüllt. Es sieht aus, als hätten sie mehrere Reisetaschen in Eile ausgekippt. Chad, der kleine Sohn, ging auf ein Privat-College nach Charlotte, brach es aber nach drei Monaten ab. Randall musste einen Kredit aufnehmen, um die 10 000 Dollar Studiengebühren zu bezahlen. Der große Sohn Jason ist seit einem halben Jahr in Bagdad, sie hören manchmal von ihm, nicht oft. Die letzte E-Mail ist vom Juni. Nach ein paar Minuten hat Randall sie gefunden:

„Hi. Hier sind 122 Grad Fahrenheit. Aber alles über 90 fühlt sich sowieso gleich an. Meine Einheit wohnt in der Nähe eines großen Sees in einem Palast. Schickt mir bitte eine billige Angelrute. Ich bezahl sie. Ich liebe euch. PFC Jason Keller.“

Eine Angelrute für Bagdad. Randall legt den Brief auf irgendeinen Stapel anderer Dinge, wo er vermutlich bald versinkt.

Glücklicherweise haben sie das kleine Haus bereits abbezahlt, auch ihre beiden Autos sind bezahlt. So leben sie von 245 Dollar die Woche, das geht schon. Der größte Posten sind die 50 Dollar, die er jeden Monat für den alten College-Kredit von Chad bezahlen muss. Auch eine gestorbene Hoffnung. Was übrig bleibt, reicht zum Leben. Sie dürfen natürlich nicht krank werden, sagt er. Vielleicht repariert er den Truck, sagt er, um ein bisschen Kontrolle vorzutäuschen. Den guten alten Dodge, leider frisst er mehr Benzin, als sie sich erlauben können. Er könnte auch die alte Hundehütte wegschaffen, denn ihr Collie ist ja nun auch schon zwölf Jahre tot. Sie könnten einen neuen Hund kaufen oder ein bisschen Ordnung schaffen. Randall steht da, mit schwingenden Armen, bereit mitzumachen, aber hilflos. Überfordert.

In diesem Moment erinnert er an sein Land.

Draußen vor dem Haus fährt die Norfolk Southern Railway auf ihrem Weg von Atlanta nach Washington DC vorbei. Es sind vielleicht 30 Meter bis zu den Gleisen. Es klingt wie ein kurzer Trommelwirbel. Seit sie die Gleise erneuert haben, fährt der Zug leiser und mit höherer Geschwindigkeit durch Kannapolis hindurch.

Am 12. September, in der Woche, in der Randall Keller sein letztes Semester begann, kam David Murdock mit guten Nachrichten in die Stadt. Murdock ist ein Milliardär aus Kalifornien, ihm gehört der Konzern Dole, wo Säfte, Früchte und Blumen produziert werden. Murdock ist 82 Jahre alt. Er will im Zentrum von Kannapolis, auf den Ruinen der Spinnerei, ein modernes Forschungszentrum für sein Unternehmen errichten, Tausende Arbeitsplätze soll es geben. In dem Forschungszentrum soll über gesunde Ernährung nachgedacht werden. Amerika muss sich gesünder ernähren, sagt er. Tausende Arbeitsplätze für seine Mission. Ein Zufall, aber irgendwie ist das ein gutes Ende für eine amerikanische Geschichte.

David Murdock kam mit seinen guten Nachrichten nicht allein nach Kannapolis. Er brachte den Gouverneur von North Carolina mit, drei Senatoren und einen Kongressabgeordneten. Auf den Bildern sehen sie aus wie seine Angestellten.

Der Staat ist an Kannapolis gescheitert. Es sieht so aus, als sei ein neuer König da. ◆

IMKE LASS

Arbeitersiedlung in Kannapolis: *Einmal im Jahr wurden ihre Holzhäuser neu gestrichen*

Der Regenmacher

Ortstermin: Bei einer Lesung in einem Berliner Kulturkaufhaus wagt man den Blick ins Morgen.

Dem Mann vom Verlag zittert ein bisschen die Stimme. Das kann an den Menschen liegen, die vor ihm sitzen. Es sind viele. Vielleicht 100. Oder 150. Das ist nicht sehr genau, aber an diesem Abend geht es auch nicht sehr genau zu. Es ist ein Abend der Möglichkeiten, Vorstellungen und Schätzungen. Es geht um die Zukunft.

Der Mann vom Verlag sagt: „Matthias Horx ist der einflussreichste Zukunftsforscher in Deutschland. Also im deutschsprachigen Raum sogar.“ Dann legt er das Mikrofon zur Seite, sieht erleichtert aus, und Matthias Horx steht auf der kleinen Bühne im Kulturkaufhaus Dussmann, kahlköpfig, groß, im schwarzen Anzug, neben ihm die Leinwand, auf der ein Satz projiziert ist: „The short history of futuring“.

Futuring. Horx hat viele solcher Wörter. Sie schwimmen durch seine Bücher und Vorträge wie Treibholz. Femi-Geneering. Gen-Matching. Google-Minds. Blobjects. Kosmokratisch-globolistische Allianz. Man könnte sagen, die Wörter passen zu ihm. Sie sind futurig. Morgen-Wörter. Horx ist ein Star im Future-Geschäft, und in Deutschland wollen gerade viele wissen, was kommt. Es ist nicht mehr so gemütlich im Jetzt. China sieht bedrohlich aus, der neue europäische Osten, die ganze Globalisierung. Wir wollen Zukunft, sagen deutsche Politiker.

Das Problem mit Horx ist, dass niemand genau weiß, was ein Zukunftsforscher ist oder was er macht. Es gibt nur eine Erwartungshaltung, so wie früher an den Regenmacher, an Nostradamus, an Handleserinnen und heute an die Meinungsforschungsinstitute vor Bundestagswahlen. Einige sagen, Horx packe banale Wahrheiten in aufgeregte Wörter. Andere lassen ihn lange Artikel in Zeitungen schreiben, interviewen ihn zur Steuer- und Gesundheitsreform, große Unternehmen kaufen seinen Rat, buchen seine Seminare. Er hat von „Gärtnern“ als neuem Trend gesprochen, er sagt immer irgendwas, wenn man ihn fragt. Insofern funktioniert er ähnlich wie Franz Beckenbauer.

Das neueste Buch, das Horx geschrieben hat, heißt: „Wie wir leben werden. Unsere Zukunft beginnt jetzt“. Das klingt, als stünde alles drin.

Bevor Matthias Horx Zukunftsforscher wurde, war er Comiczeichner. Er schrieb Science-Fiction-Romane, er studierte Soziologie, er war Journalist, schließlich gründete er Anfang der neunziger Jahre das „Trendbüro Hamburg“. Es ging um Konsum-Trends. Es gab plötzlich Trend-Scouts, Leute, die herausfinden konnten, was andere Leute bald kaufen wollen. Ein paar Jahre später gründete er das „Zukunftsinstitut“, eine Art Expertenkommission. Ein „Think-Tank“, sagt Horx. Sie suchen dort Daten, Ergebnisse von Studien, Erkenntnisse der Soziologie, der Marktforschung und interpretieren sie. Am Ende entstehen Szenarien. Die Zukunft. Think-Tank, es gibt in Berlin gerade ziemlich viele, die das sein wollen.

FOTOS: NORBERT MICHALKE

Autor Horx: *„Unser Körper fühlt das“*

Matthias Horx hat eine Fernbedienung in der Hand, er rollt sanft mit dem Daumen auf ihr hin und her, auf der Leinwand wechseln die Bilder und Diagramme. Horx rollt sich durch sein Buch. Das Publikum ist jung, zukunftsfähig. „Down-Aging“ könnte es noch erleben. Aber am Anfang steht die Geburt, auch in der Zukunft.

Es wird Reproduktionsrestaurants geben, sagt Horx. Wir können die Art und Weise der Fortpflanzung wählen wie auf einer Speisekarte. Die Überbevölkerung wird nicht kommen. Im Jahre 2060 wird die Menschheit den zahlenmäßigen Zenit erreichen. Neun Milliarden. Vor Klonen braucht niemand Angst zu haben. Klone werden sich nicht durchsetzen. Menschen sind individualistisch, sie lieben Unikate. Wir werden klüger. Der IQ steigt. Wir werden eine Hochbildungsgesellschaft. Wir erreichen das „Knowledge-Age“. Der Anteil der Hochgebildeten liegt bald bei 50 Prozent. Fortpflanzungssex wird zur Wiederentdeckung. Die Liebesregel der Zukunft ist 12,7. So viele Partner braucht man, um den idealen zu finden. Die Formel sei erstaunlich verlässlich, sagt Horx. Das Publikum grummelt. 12,7 – niemand versteht das. Horx schüttelt leicht den Kopf, weise, gütig. Er kann alles erklären. „Sie denken jetzt, das ist ja Mathematik, die kann man nicht anwenden auf die Liebe. Aber Mathematik hat Liebe und Liebe hat Mathematik.“

Dann rennt er weiter.

Die Arbeit wird nicht ausgehen. Nur anders werden. Das „Creative Age“ kommt. Die größten Krisen in Afrika werden in diesem Jahrhundert gelöst. Der Anteil der hungernden Bevölkerung bald halbiert. Der Islam wird Mitte des 21. Jahrhunderts schwächer. Therapeutische Religionen sind im Kommen. Die Erde überaltert nicht.

„Wo steht denn, wie alt wir werden dürfen?“, sagt Horx. Ende des Jahrhunderts liegt die Lebenserwartung bei rund hundert Jahren. „Nach allen Zahlen, die wir kennen.“ Er sagt das oft an diesem Abend. Niemand kennt alle Zahlen. Das „probabilistische Alter“ wird sich durchsetzen. Entscheidend wird nicht mehr sein, wie lange wir schon gelebt haben, sondern wie lange wir noch leben werden. Aber woher weiß man das?

„Wir alle wissen das im Inneren, fühlen das. Unser Körper fühlt das“, sagt Horx.

Er spricht anderthalb Stunden. Die Zukunft im Saal ist schön und rund. Man braucht keine Angst haben. Zukunft macht Spaß. Zukunft ist für alle gut. Möglich, das am Ende dann eine andere kommt. „Ich denke, das Beste, was die Zukunftsforschung leisten kann, sind doch frische, spannende Irrtümer“, sagt Matthias Horx. Er lacht und schlägt sein Buch zu.

JOCHEN-MARTIN GUTSCH

GASPREISE

„Interesse an rascher Klärung“

Daniel Zimmer, 45, Direktor des Instituts für Handels- und Wirtschaftsrecht der Uni Bonn, über den Streit zwischen Bundeskartellamt und Gaskonzernen

SPIEGEL: Das Bundeskartellamt will den deutschen Gasimporteuren das Festhalten an langfristigen Lieferverträgen mit den Stadtwerken untersagen, um den Wettbewerb zu beleben. E.on Ruhrgas droht nun mit Klage. Wie lange könnte sich ein Rechtsstreit hinziehen?
Zimmer: Eine solche Auseinandersetzung würde relativ zügig beginnen – der Streit ginge direkt zum Oberlandesgericht Düsseldorf und dann zum Bundesgerichtshof. Trotzdem könnten da, wenn man alles addiert, drei bis fünf Jahre zusammenkommen.
SPIEGEL: Gibt es keine Aussicht auf ein schnelleres Ergebnis?
Zimmer: Nicht, wenn beide Seiten sich sträuben. Eine vorläufige Klärung könnte es aber schon in ein paar Monaten geben, wenn die Gerichte darüber entschieden haben, ob die vom Kartellamt angedrohte „sofortige Vollziehung“ der Untersagungsverfügung Bestand hat – ob also die Importeure zumindest bis zu einem rechtskräftigen Urteil an ihren langfristigen Verträgen nicht mehr festhalten dürfen.

FRANK DARCHINGER

Zimmer

SPIEGEL: Die Stadt Dinkelsbühl hat ihren Gaslieferungsvertrag gekündigt und bei einem anderen Unternehmen zu günstigeren Konditionen abgeschlossen. Könnte das Schule machen?
Zimmer: Sicher. Unabhängig vom Vorgehen des Bundeskartellamts könnten die Kunden der Gasimporteure, also vor allem die Stadtwerke, sich auf deutsche und europäische Vorschriften berufen, die die Abschaffung von Märkten und den Missbrauch einer marktbeherrschenden Stellung verbieten.
SPIEGEL: Ein solcher Streit dürfte sich aber auch über Jahre hinziehen?
Zimmer: Nicht unbedingt. Die Beteiligten könnten sich da auch auf ein wesentlich schnelleres Schiedsverfahren einigen; und die Vergangenheit hat gezeigt, dass Versorgungsunternehmen ein Interesse an einer raschen und sicheren Klärung ihrer langfristigen Lieferbeziehungen haben.

HARTMUT SCHWARZBACH / ARGUS

Seniorin mit Betreuerin

SOZIALKASSEN

Neue Löcher

Der anhaltende Abbau von sozialversicherungspflichtigen Jobs bringt die Sozialkassen schon bald in neue Finanznöte. So drohen die vorgeschriebenen Reserven der gesetzlichen Rentenversicherung laut internen Prognosen des zuständigen Dachverbandes bereits im Jahr 2007 unter das Niveau von 20 Prozent einer Monatsausgabe zu fallen. Ursache sind die geringen Beitragseinnahmen, die derzeit monatlich um rund 200 Millionen Euro niedriger ausfallen als geplant. Hält der Trend an, so prognostizieren Experten der Versicherungsträger, müssten die Rentenbeiträge bereits zum Jahresanfang 2007 erhöht werden. Neue Finanzprobleme zeichnen sich auch bei der Pflegeversicherung ab. Obwohl Kinderlose dieses Jahr erstmals einen deutlich höheren Beitragssatz von 1,95 Prozent des Bruttolohns zahlen müssen, macht die Pflegekasse Verluste. Spitzenministeriale rechnen für 2005 mit einem Defizit von etwa 300 Millionen Euro. Eigentlich hatten sie ein annähernd ausgeglichenes Ergebnis erwartet. Das Sozialministerium fürchtet, dass die Finanzreserven der Pflegeversicherung bereits im kommenden Jahr unter das gesetzlich vorgeschriebene Mindestmaß fallen könnten, sollte sich die negative Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt fortsetzen.

FORSCHUNG

Plattner geht stiften

SAP-Mitbegründer Hasso Plattner, 61, steckt weitere Millionen aus seinem Milliardenvermögen in die Wissenschaft. Nach dem seit 1998 in Potsdam ansässigen Forschungsinstitut für Computer-Software eröffnet Plattner am kommenden Montag im Silicon Valley ein Institute of Design. Die neue Denkfabrik, die vom Stifter zunächst mit 35 Millionen Dollar ausgestattet wird, soll eng mit der Stanford University zusammenarbeiten. Projektgruppen aus Ingenieuren, Pädagogen sowie Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlern sollen dort, so Plattner, „Innovationen hervorbringen, die einen noch höheren Nutzen für den Menschen haben als bisher, und drängende Probleme in Wirtschaft und Gesellschaft lösen“. Plattner nennt als Beispiel die Entwicklung einer robusten und preiswerten Leuchtdiodenlampe für Entwicklungsländer, die sich tagsüber mit Sonnenenergie auflädt und nachts sehr lange Licht abgibt. Auch in Potsdam verstärkt der SAP-Gründer seine Aktivitäten. Ausstaffiert mit gut 50 Millionen Euro Startkapital, von denen Plattner mindestens die Hälfte beisteuert, startet dort im nächsten Jahr ein weiteres Projekt, bei dem junge Firmengründer unter Anleitung neue Software-Produkte entwickeln sollen.

Plattner

UTA RADEMACHER

AUTOINDUSTRIE

Schwieriger Jobabbau trotz Rekordabfindung

Der geplante Stellenabbau bei Mercedes-Benz wird möglicherweise schwieriger als erwartet. Dieter Zetsche, Chef der Mercedes Car Group, will 8500 Stellen in Deutschland streichen und insgesamt 950 Millionen Euro dafür einsetzen, die Mitarbeiter zum freiwilligen Ausscheiden zu bewegen. Die Abfindungen können im Einzelfall bis zu 250 000 Euro betragen. Es ist damit das wohl lukrativste Programm, mit dem ein Konzern in Deutschland seine Mitarbeiterzahl verringern will. Aber es basiert auf dem Grundsatz der sogenannten doppelten Freiwilligkeit: Das Unternehmen kann es ablehnen, einen bestimmten Mitarbeiter mit Abfindung gehen zu lassen, wenn es ihn dringend benötigt, und ein Beschäftigter muss seinen Arbeitsplatz nicht aufgeben, wenn er nicht will. Besonders im Mercedes-Benz-Werk Bremen dürften sich nur schwer genügend Freiwillige finden, die ihren Job aufgeben, weil die Chancen auf einen neuen Arbeitsplatz in der Stadt mit hoher Arbeitslosigkeit eher gering sind. Die Arbeitnehmervertreter bezweifeln auch, dass der Konzern tatsächlich so viele Mitarbeiter zu viel beschäftigt. Dabei unterstellt Zetsche, dass die Produktivität deutlich steigt. In den vergangenen Jahren aber hat Mercedes-Benz die vom Management eingeplanten Effizienzsteigerungen kaum einmal erreicht.

INGO WAGNER / DPA

Mercedes-Mitarbeiter in Bremen

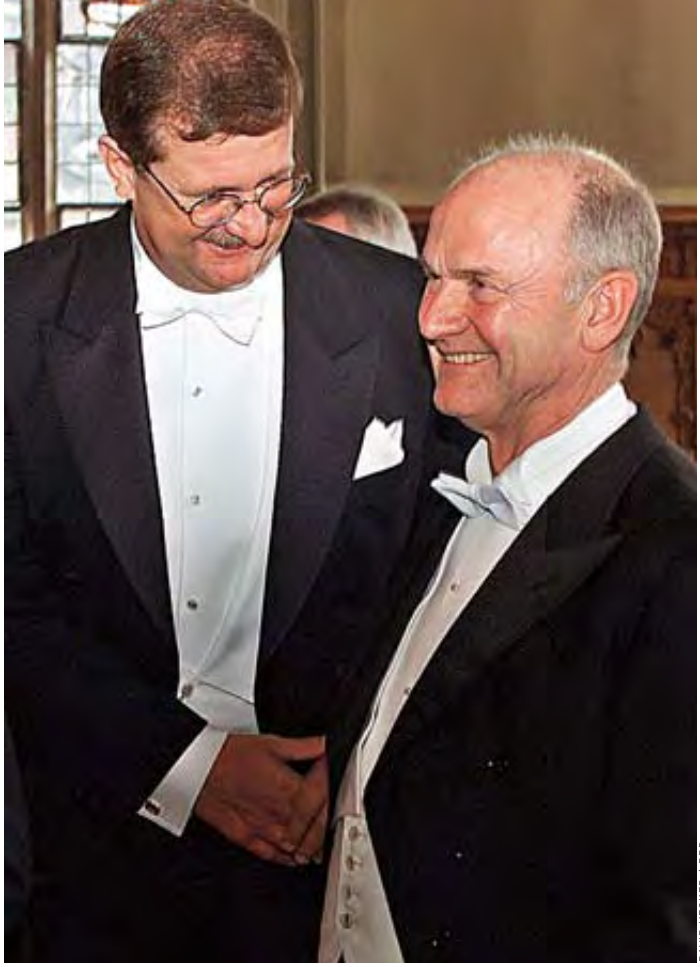
WIRTSCHAFTSKRIMINALITÄT

Ermittlungen gegen Ex-HDO-Investor

Im Zusammenhang mit dem Verkauf des skandalumwitterten Trickfilmstudios High Definition Oberhausen (HDO) ermittelt die Düsseldorfer Staatsanwaltschaft für Wirtschaftsstrafsachen unter dem Aktenzeichen 130 Js 26/05 gegen dessen ehemaligen Manager und Anteilseigner Ligad Rotlevy „und andere“ wegen des Verdachts der Untreue. Dem israelischen Geschäftsmann, der 1998 zusammen mit drei weiteren Investoren aus den USA und England das mit weit mehr als 100 Millionen Mark Steuergeldern subventionierte Ruhrpott-Hollywood übernommen hatte, soll, so vermuten die Ermittler, mehrere Millionen Euro landesverbürgte Kredite aus dem Unternehmen abgezogen haben – mit teils äußerst zwielichtigen Methoden. So flossen zwischen 1999 und 2000 sechsstellige Summen für Beratungsleistungen an Firmen Rotlevys und der anderen Investoren (SPIEGEL 38/2005). Eine von „Titanic“-Star-Regisseurs James Cameron mitgegründete Firma erhielt insgesamt mehr als drei Millionen Mark für fragwürdige Software-Lieferungen. Rotlevy hat sich bislang zu den Vorwürfen nicht geäußert. Im Zusammenhang mit der Affäre waren auch der damalige Oberbürgermeister von Oberhausen und heutige RAG-Immobilien-Vorstand Burkhard Drescher sowie der damalige NRW-Ministerpräsident und derzeitige Wirtschaftsminister Wolfgang Clement und sein Staatssekretär Georg Wilhelm Adamowitsch in die Kritik geraten. Bislang jedoch werde gegen keinen der am HDO-Verkauf beteiligten Politiker ermittelt, heißt es aus Fahndungskreisen.

JENS DIETRICH / NETZHAUT

HDO-Gebäude in Oberhausen



DAVID HECKER / DDP

Porsche-Chef Wiedeking, Porsche-Miteigentümer Piëch, VW-Autostadt: *Die Sportwagenfirma kam mit ihrem überraschenden Einstieg einer*

AUTOINDUSTRIE

Umstrittene Doppelrolle

Nach dem Einstieg von Porsche bei VW droht dem Wolfsburger Konzern ein Machtkampf seiner Großaktionäre: Der Stuttgarter Autobauer will Ferdinand Piëch auf dem Posten des Aufsichtsratsvorsitzenden belassen – und dürfte dabei auf den Widerstand Niedersachsens stoßen.

Für die Experten von Merrill Lynch, die derzeit auch die Übernahme von Exel durch die Deutsche Post planen, war es ein Deal unter vielen, und sie bereiteten ihn vor wie stets. Gleich zu Beginn erhielt jedes der beteiligten Unternehmen ein Codewort. Wie so oft wählten die Investmentbanker Städtenamen, deren Anfangsbuchstabe mit denen der beteiligten Konzerne übereinstimmen. „Paris“ sollte 20 Prozent von „Venedig“ übernehmen, Porsche ein Fünftel der Volkswagen-Aktien.

Als der konspirativ vorbereitete Coup am vergangenen Samstag vorzeitig durch eine Vorabmeldung des SPIEGEL bekannt wurde, behielten die Experten von Merrill Lynch die Ruhe. Die Veröffentlichung war aus ihrer Sicht ärgerlich, aber sie würde das Projekt kaum stoppen können.

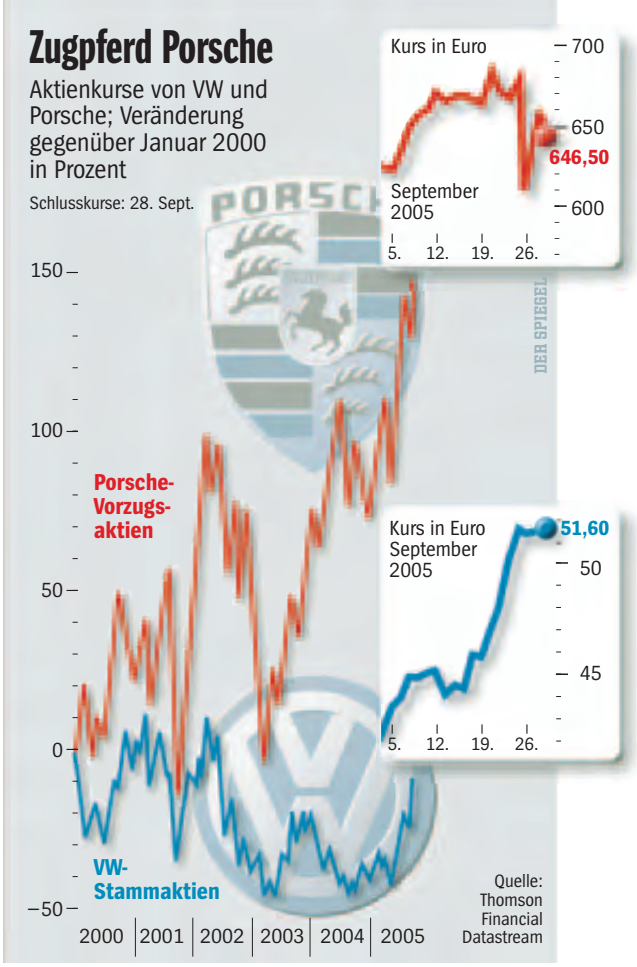
Von Politikern und Gewerkschaftern gab es einhellig Applaus. Kanzler Gerhard Schröder sah im Engagement Porsches, mit dem eine möglicherweise drohende feindliche Übernahme des Volkswagen-Konzerns verhindert wird, „ein Zeichen dafür, dass sich ein erfolgreiches Unternehmen für den Standort Deutschland engagiert“. Und Ministerpräsident Christian Wulff, der den bislang mächtigsten VW-Aktionär, das Land Niedersachsen, im Aufsichtsrat vertritt, sagte: „Den Einstieg von Porsche kann ich nur begrüßen.“

Zumindest im Grundsätzlichen, denn im Detail hat Wulff durchaus Vorbehalte. Kaum ist die Gefahr gebannt, dass ein Finanzinvestor bei den Wolfsburger Autobauern einsteigt, das Unternehmen zerlegt und beispielsweise die Tochter Audi abspaltet, da droht eine neue Machtprobe im VW-Konzern: die Auseinandersetzung zwischen den Großaktionären Niedersachsen, mit 18,2 Prozent derzeit noch größter Anteilseigner, und dem Einsteiger Porsche, der 20 Prozent erwerben will, um die Macht und die Kontrolle beim viertgrößten Autokonzern der Welt.

Der Streit ist programmiert, denn Ministerpräsident Wulff legt großen Wert darauf, dass VW den Corporate Governance Kodex, die Selbstverpflichtung deutscher Konzerne zu guter Unternehmensführung, strikt einhält. In diesem Kodex steht, dass Aufsichtsratsmitglieder dem Unternehmensinteresse verpflichtet sind und bei ihren Entscheidungen keine persönlichen Interessen verfolgen. Wesentliche und nicht nur vorübergehende Interessenkonflikte eines Aufsichtsratsmitglieds sollen zur Beendigung des Mandats führen.

Bei strikter Auslegung des Kodex müsste Ferdinand Piëch von sich aus den Aufsichtsratsvorsitz beim VW-Konzern abgeben, weil nach dem Einstieg von Porsche die Interessenkonflikte zwischen den privaten Unternehmensbeteiligungen Piëchs und seiner Aufgabe als oberster Kontrol-

HARTMUT SCHWARZBACH / ARGUS



geplanten Allianz zwischen dem Volkswagen-Konzern und DaimlerChrysler zuvor

leur des VW-Konzerns noch größer werden. Piëch ist privat sowohl an Porsche als auch an Europas größtem Autohandelshaus, der Porsche Holding, beteiligt, die in vielen Ländern als Generalimporteur für mehrere Marken des VW-Konzerns arbeitet.

Schon jetzt muss der VW-Vorstand jährlich in sogenannten Abhängigkeitsberichten klären, ob die Zusammenarbeit des Wolfsburger Konzerns mit Porsche beispielsweise bei den Geländewagen Touareg und Cayenne verdeckte Hilfe für den Sportwagenbauer ist oder ein Geschäft auf Gegenseitigkeit, das auch VW nutzt. Die Berichte werden dann den Wirtschaftsprüfern vorgelegt.

„Es gab all die Jahre keine einzige Beanstandung“, verteidigte Piëch erst vor kurzem seine umstrittene Doppelrolle, „ich selbst habe mich bei allen Entscheidungen über mögliche Verträge der Stimme enthalten.“

Solche Prüfungen würden künftig aber noch viel intensiver, wenn Porsche an VW beteiligt ist und beide Unternehmen weitere Kooperationsprojekte vereinbaren wollen. Wirtschaftsprüfer müssen dann in jedem Fall untersuchen, ob es sich nicht um eine Unterstützung von Porsche und damit um eine verdeckte Gewinnausschüttung an diesen einen Aktionär handelt, durch die andere Aktionäre benachteiligt würden.

Nach den Corporate-Governance-Regeln käme auch Porsche-Chef Wendelin Wiedeking kaum als Aufsichtsratschef bei VW in Frage. Den Vorsitz des Kontrollgremiums müsste ein Neutraler übernehmen, der weder die Interessen des Landes Niedersachsen noch die von Porsche vertritt.

Piëch und Wiedeking werden dieser Interpretation kaum folgen. Piëch will auf jeden Fall bis zum Ablauf seines Vertrags 2007 Chef des Kontrollgremiums bleiben. Und nach dessen Abgang will Wiedeking die Funktion übernehmen. Ein juristisches Gutachten bescheinigt ihm, dass dies durchaus möglich wäre.

Von einem sogenannten neutralen Manager als Oberkontrolleur halten beide nichts. Porsche will, um sein Investment zu kontrollieren, mindestens zwei Plätze im VW-Aufsichtsrat besetzen, wobei die Stuttgarter Piëch nicht mitzählen, denn der sei wegen seiner früheren Arbeit als Vorstandsvorsitzender von VW in das Gremium berufen worden. Für Porsche soll neben Wiedeking dessen Finanzvorstand Holger Härter das Management in Wolfsburg kontrollieren.

Härter hat Analysten, denen er den Deal erläuterte, bereits verraten, dass Porsche von seinem Investment eine zweistellige Rendite erwartet. Er glaubt zwar nicht daran, dass der VW-Konzern in absehbarer Zeit derart profitabel wird, aber für Porsche könnte sich diese hohe Verzinsung ergeben, wenn die Stuttgarter Dividendenzahlungen aus Wolfsburg, mögliche Steigerungen des Aktienkurses von VW und die Vorteile der Zusammenarbeit beider Firmen addieren.

Durch seine Vertreter im VW-Aufsichtsrat will Porsche dafür sorgen, dass die Wolfsburger ihre Renditeziele erreichen. Ins Tagesgeschäft, versicherte Härter, wolle man den Kollegen von Volkswagen selbstverständlich nicht hineinreden.

Doch trotz der Mahnung von Vorstandschef Wiedeking, jetzt bloß nicht aufzutrumpfen, verrieten einige Porsche-Manager schon mal, was sich in Wolfsburg alles ändern soll. Die Absicherung gegen Wechselkursrisiken sei schwach, der Vertrieb mangelhaft und vor allem in der Produk-

RAINER JENSEN / DPA

VW-Aufsichtsrat Wulff: *Der Streit ist programmiert*

tion sehen die Stuttgarter bei Volkswagen noch Rationalisierungspotential.

Mit solchen Äußerungen wollten Porsche-Manager die Analysten überzeugen. In Wolfsburg aber kommen die Sprüche alles andere als gut an. „Die haben nach eigenen Angaben noch nicht einmal alle Aktien“, schimpft ein VW-Manager, „und tönen schon rum wie die neuen Herren im Hause.“ Am 10. Oktober sollen VW-Vorstände und -Kontrolleure in einer Sondersitzung des Aufsichtsrats die Folgen des Porsche-Einstiegs diskutieren.

VW-Chef Bernd Pischetsrieder ist zwar froh über den neuen Anteilseigner, der ihm und seinen Volkswagen-Markenchef Wolfgang Bernhard Rückenwind bei der Sanierung geben kann. Doch die beiden sind überzeugt, dass sie selbst wissen, wo die Baustellen im Konzern liegen.

Bernhard hat gerade in dieser Woche bewiesen, dass die Zeit der faulen Kompromisse in Wolfsburg vorbei ist. Mit Betriebsratschef Bernd Osterloh hat er vereinbart: Der neue Geländewagen in der Golf-Klasse wird zwar in Wolfsburg gebaut, aber nicht von Beschäftigten, die nach dem Haustarif entlohnt werden, sondern in der Auto 5000 GmbH. Die Belegschaft dort, die schon den Touran montiert, verdient rund 20 Prozent weniger.

Für den einstigen Chrysler-Sanierer Bernhard ist das „nur ein erster Schritt auf einem langen Weg“. Die meisten Fabriken in Deutschland arbeiten nach wie vor unrentabel, über 10 000 Arbeitsplätze muss der Konzern noch abbauen, und trotz gesenkter Investitionsausgaben will Bernhard zusätzliche Modelle entwickeln. Wenn VW dem verschärften Wettbewerb nicht Rechnung trage, so Bernhard, dann „gibt es uns langfristig nicht mehr“.

Die Ungewissheit über die Zukunft des VW-Konzerns führte vergangene Woche dazu, dass Analysten noch immer Zweifel am Sinn der Porsche-Beteiligung anmeldeten. Thomas Aney von Dresdner Kleinwort Wasserstein kritisierte zudem, dass Porsche mit dem Drei-Milliarden-Investment seine bisherige Strategie aufgebe, möglichst viel Geld zu horten, um gewappnet zu sein, falls mal ein Modell nicht zum Verkaufsrenner werde oder der Dollar-Kurs noch weiter absacke und die Kurssicherung auslaufe.

Autoexperten dagegen leuchtet die Strategie Wiedekings ein, die Zukunft des kleinen Sportwagenherstellers, der in weiten Teilen von der Zusammenarbeit mit dem VW-Konzern abhängt, durch eine Unternehmensbeteiligung abzusichern.

Den Geländewagen Cayenne konnte Porsche nur durch die Kooperation mit VW entwickeln und produzieren. Andere Partner standen nicht zur Verfügung. BMW (X5) und Mercedes-Benz (M-Klasse) sind direkte Konkurrenten. BMW wollte den Stuttgartern nicht den Start in dieses Wachstumssegment ermöglichen. Mercedes-Benz war nur zur Zusammenarbeit bereit, wenn Porsche im Gegenzug Daimler-Chrysler eine Beteiligung an der Sportwagenfirma einräumt.

Künftig könnte Porsche die Zusammenarbeit mit dem VW-Konzern noch deutlich ausweiten. Neben der bereits vereinbarten Kooperation bei der Entwicklung eines Hybridantriebs könnten beide Unternehmen gemeinsam Elektronikplattformen für ihre Modelle entwerfen und Teile einkaufen, wodurch Porsche, das wegen der kleinen Stückzahlen oft hohe Preise zahlen muss, ernorme Vorteile erzielen könnte.

Auch beim geplanten viertürigen Sportcoupé Panamera bietet sich eine Kooperation mit VW an. Wenn Porsche beim Panamera ähnlich wie beim Cayenne eine zusammengeschweißte und lackierte Karosserie aus einem VW-Werk beziehen könnte, müssten die Stuttgarter keinen zusätzlichen Rohbau und keine Lackiererei im Werk Leipzig errichten. Allein dies brächte eine Einsparung von mehr als einer halben Milliarde Euro – sofern Wirtschaftsprüfer, die solche Projekte jetzt noch stärker kontrollieren müssen, darin keine Bevorteilung von Porsche sehen.

Eines aber hat Porsche mit seinem Überraschungs-Coup bereits erreicht: Die klei-

RAINER JENSEN / DPA

VW-Verhandlungspartner Osterloh, Bernhard: *„Nur ein erster Schritt“*

ne Sportwagenfirma hat vorerst zumindest eine ganz andere Allianz deutscher Autokonzerne verhindert – die des VW-Konzerns mit DaimlerChrysler.

Beide Unternehmen arbeiten schon seit langem in der Produktion von Transportern zusammen und prüfen derzeit, ob Volkswagen auf der Basis eines Chrysler-Familienvans in den USA ein eigenes Modell entwickelt, das dann in einer nicht ausgelasteten Fabrik der US-Marke produziert wird. VW könnte damit die Abhängigkeit vom Dollar-Kurs verringern.

Doch DaimlerChrysler hat mit den Wolfsburgern bereits über ein viel weiterreichendes Zusammengehen gesprochen: eine wechselseitige Kapitalbeteiligung des VW-Konzerns mit DaimlerChrysler, die bei weniger als 20 Prozent liegen sollte und damit kartellrechtlich wohl unbedenklich gewesen wäre. Auch wollten beide keine Vertreter in den Aufsichtsrat des jeweils anderen Unternehmens entsenden, um Interessenkonflikte zu vermeiden.

Hauptmotiv der geplanten Überkreuzbeteiligung: Dadurch hätten sich die beiden Autokonzerne vor einer feindlichen Übernahme schützen können, die auch DaimlerChrysler droht, weil Hauptaktionär Deutsche Bank sich zurückzieht. Der VW-Konzern hält bereits eine Minibeteiligung an DaimlerChrysler, die allerdings unterhalb des meldepflichtigen Fünf-Prozent-Anteils liegt.

Dass DaimlerChrysler und der VW-Konzern mit der diskutierten Überkreuzbeteiligung noch nicht weiter vorangekommen sind, hängt vor allem mit dem plötzlichen Führungswechsel in Stuttgart zusammen. Jürgen Schrempp, der am Jahresende ausscheidende Konzernchef, ist schon fast weg und sein designierter Nachfolger Dieter Zetsche noch nicht richtig da.

Anfang nächsten Jahres sollte das Projekt weiter diskutiert werden. Doch jetzt preschte erst einmal Porsche vor. Ob die Pläne von DaimlerChrysler damit gestorben sind oder ob es gar zur Verflechtung der drei deutschen Autokonzerne miteinander kommt, ist derzeit völlig offen. Sicher ist nur: Den Investmentbankern wird die Arbeit kaum ausgehen.

Dietmar Hawranek

KONZERNE

Die Rache der Vertreter

Der geplante Totalumbau der Allianz sorgt in der Belegschaft für helle Aufregung: Viele Mitarbeiter bangen um ihren Job – und um ihre Provisionen.

THOMAS KOEHLER / PHOTOTHEK

Allianz-Chef Diekmann: *„Wir verschleißen zu viel Energie“*

Hansjörg Cramer ist mit Leib und Seele das, was in der edlen, seltsam stillen Zentrale der Allianz halb bewundernd, halb despektierlich „ein Frontschwein“ genannt wird. Er muss als Vertriebschef die großen Strategieentwürfe aus der Münchner Königinstraße den über 16 000 deutschen Allianz-Vertretern erklären.

Weil Allianz-Chef Michael Diekmann den radikalsten Umbau in der 115-jährigen Geschichte des größten Versicherers Europas angezettelt hat, ist Cramer in diesen Tagen besonders gefordert. Die Provisionen blieben unangetastet, der Vertrieb werde ausgebaut, in Zukunft ginge alles schneller, versicherte er vorvergangenen Montag den Delegierten der mächtigen Interessengemeinschaft der Vertreter. Kein Grund zur Aufregung, das war die Botschaft.

Verunsicherte Mitarbeiter kann sich die Allianz nicht leisten. Die über 10 000 selbständigen Versicherungsagenturen bilden das Rückgrat des Konzerns; das Risiko, dass davon eine größere Anzahl abwandert, ist groß. Expansive Wettbewerber, wie die Continentale oder LVM, locken die Allianz-Vertreter mit einem garantierten Einkommen und haben zunehmend Erfolg. Die Konkurrenz ist auf die Allianz-Kunden scharf, die die Vertreter mitbringen.

Die Unruhe hat den gesamten Konzern erfasst. Während die Vertreter um ihre Provisionen fürchten, bangen die Festangestellten um ihren Job. Bei Treffen der Betriebsräte in den vergangenen Wochen war die Stimmung gereizt. Gerhard Rupprecht, der künftige Deutschland-Chef der Allianz, wollte keine Standort- und Beschäftigungsgarantien über 2006 hinaus für die Standorte abgeben.

Die Allianz wolle bei der Vertriebsgesellschaft gar aus dem Flächentarifvertrag aussteigen, mutmaßen die Gewerkschafter. Wilde Gerüchte von 5000 bis 8000 weniger Jobs machten die Runde.

Sicher ist nur: Nach zweieinhalb Jahren im Amt bricht Allianz-Chef Diekmann radikal mit den Traditionen im Konzern. „Wir verschleißen zu viel Energie und vergeben uns Marktchancen, weil wir in Strukturen arbeiten, die nicht aus einem Guss sind“, begründet Diekmann den Aufbruch.

Als erster deutscher Großkonzern überhaupt wandelt sich die Allianz deshalb in eine „Societas Europaea“ (SE). Die deutsche Gesellschaft wird mit ihrer italienischen Versicherungstochter RAS zu der neuen Europa-AG mit Sitz in München verschmolzen.

„Es geht um die Reduzierung von Komplexität“, hat Diekmann als Generallinie ausgegeben. Viele Aktivitäten werden künftig direkt von München aus gesteuert.

Eine zweite und viel riskantere Baustelle eröffnete Diekmann auf dem Heimatmarkt. Die Allianz ordnet ihr deutsches Versicherungsgeschäft mit seinen 38 000 Beschäftigten komplett neu. Lebens-, Kranken- und Sachversicherer verlieren einen Teil ihrer Eigenständigkeit. „Wir hatten nicht mal eine durchgängige Adressdatei“, sagt Vertriebsprofi Cramer, der künftig eine gemeinsame Vertriebsgesellschaft leitet.

Rupprecht soll als neuer Deutschland-Chef die bisher sehr autonomen Sparten zusammenführen.

Der heutige Chef der Allianz Leben mit Sitz in Stuttgart ist gleichzeitig für die Informationstechnologie wie für das Personal in Deutschland verantwortlich. Große Investitionen sind erforderlich, um die unterschiedlichen IT-Plattformen der Sparten zusammenzuführen.

Zusätzlich sorgt eine weitere Organisationsreform für Unruhe. Bisher leistete sich die Allianz mit der Frankfurter Versicherungs-AG und der Bayerischen Versiche-

rungsbank zwei rechtlich selbständige Einheiten, die teilweise als Zweigniederlassung der Allianz fungierten, teilweise aber auch in Konkurrenz zum normalen Allianz-Vertrieb bundesweit auf Kundenfang gingen. Die beiden Aktiengesellschaften mit jeweils mehreren 1000 Mitarbeitern werden aufgelöst und in die Allianz-Strukturen überführt.

Natürlich hat die Umstrukturierung letztlich das Ziel, Personalkosten zu sparen. „Der Kostensatz in der Schadenversicherung soll unter 20 Prozent sinken“, wird in München als Fernziel ausgegeben. Doch dass es bereits fertige Pläne für den Personalabbau gibt, wird vom Allianz-Vorstand heftig dementiert.

Nun sollen schnell Entscheidungen fallen. „Bis zum Jahresende brauchen wir eine ziemlich klare Landkarte, an welchen Standorten was gemacht wird“, hat sich der Vorstand vorgenommen. Anhand betriebswirtschaftlicher Kennziffern treten die über 100 Geschäftsstellen gegeneinander an, nicht alle wird es im Jahr 2007 noch geben.

Stärker noch als die Strukturreform beunruhigt die Allianz-Vertreter eine Tarifreform bei der Autoversicherung. Die Allianz verliert in diesem Kerngeschäft immer mehr Kunden und hat deshalb zum 1. September einen sogenannten Kompakttarif aufgelegt, der weniger bietet, aber auch deutlich billiger ist. Unschöner Nebeneffekt für die Vertreter: Sie erhalten 40 Prozent weniger Provisionen.

Die neue Strategie in der Kfz-Versicherung und die zu erwartenden negativen finanziellen Auswirkungen auf alle Allianz-Vertretungen hätten in der Vertreterschaft einen Sturm der Empörung ausgelöst, heißt es in Nummer 185 der IG Blitz, dem Mitteilungsblatt der Vertretervereinigungen. Die erfolgreich praktizierte Zusammenarbeit der Vergangenheit sei in Frage gestellt, das Geschäftsmodell gefährdet.

Besonders aufgebracht sind die Vertreter über einen Online-Tarif der Allianz, der Mitte September freigeschaltet wurde. Der darf nur im Internet abgeschlossen werden und ist noch einmal deutlich preiswerter. Provision für den Vertreter: null Euro.

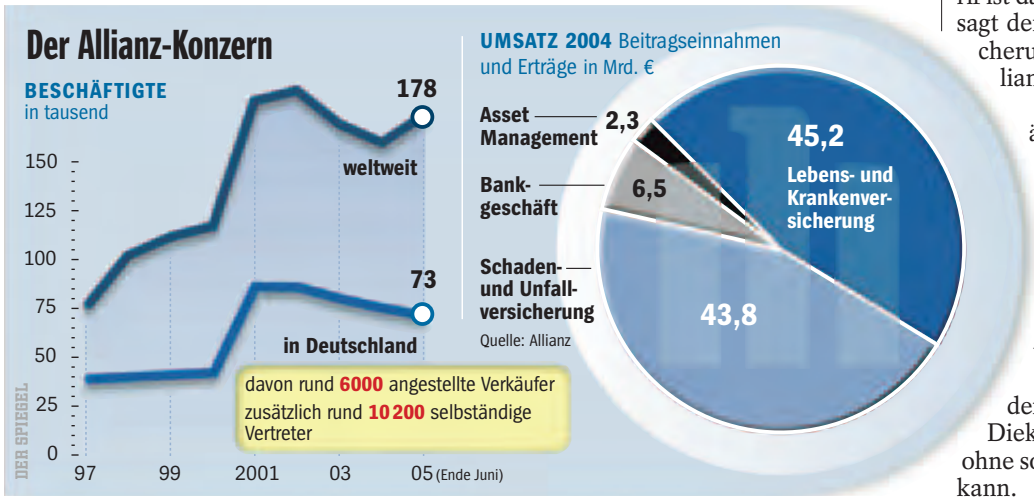
„Da ist die letzte Bastion in Deutschland gefallen“, jubelt Albrecht Kiel, der Vorstandsvorsitzende von Direct Line. Die Versicherungstochter der Royal Bank of Scotland ist einer der Billiganbieter, auf die die Allianz nun reagiert hat. Doch Kiel muss nicht die Rache seiner Vertreter fürchten, er hat keine.

Bei der Allianz hagelte es dagegen Proteste und Boykottaufrufe. „Das war ein Schlag ins Gesicht“, sagt einer der Vertreter der IG. Autoversicherungspolicen gelten zwar als nicht besonders gewinnträchtig, bilden aber oft die Basis der Kundenbeziehung. Da sei eine Zusage aus dem April 2004 gebrochen worden, keinen Direktversicherer gegen den eigenen Vertrieb zu positionieren. „Wir empfehlen, von der Allianz dahingehend zu lernen, die eigene Gewinnmaximierung rigoros in den Vordergrund zu stellen“, schreibt die IG an ihre Mitglieder. Man solle sich auf den Verkauf provisionsstarker Produkte konzentrieren und keinesfalls konzerneigene Dresdner-Bank-Produkte wie Konten oder Kreditkarten verkaufen. „Der Internet-Tarif ist das Todesurteil für viele Agenturen“, sagt der Besitzer einer bayerischen Versicherungsagentur, der bereits von der Allianz zur Continentale gewechselt ist.

Die Axa-Gruppe hat gerade eine ähnliche Radikalkur hinter sich, wie sie die Allianz noch vor sich hat. Bei der deutschen Tochter der französischen Versicherung wurden ebenfalls Prozesse vereinfacht, Kosten gesenkt und Niederlassungen heruntergestuft, dabei aber auch Vertreter brüskiert und die Kunden vergessen.

Für die zukünftige Entwicklung der Allianz hängt viel davon ab, ob Diekmann sein ehrgeiziges Programm ohne solche Reibungsverluste durchsetzen kann.

CHRISTOPH PAULY



OBERHAEUSER / CARO

Banker Fischer
„Heuchelei und Tabubrüche“

BANKEN

Unheilvolle Mischung

Dem Sparkassenverbund droht der schleichende Zerfall. Die Suche der WestLB und anderer Landesbanken nach neuen Ertragsquellen sorgt für erbitterte Grabenkämpfe.

Im Lager der öffentlich-rechtlichen Landesbanken und Sparkassen wirkt Thomas Fischer wie ein Paradiesvogel: Der Chef der WestLB ist weltgewandt und eloquent, er bevorzugt knallige Schlipse und Hosenträger – und er geht keinem Konflikt aus dem Weg.

Der ehemalige Deutsche-Bank-Vorstand, der im Januar 2004 den Vorsitz der angeschlagenen Landesbank übernahm, hat seither viele Altlasten beseitigt. Jetzt will er das Institut fit für die Zukunft machen.

Doch was immer er anpackt: Vertreter aus dem eigenen Lager lassen ihn auflaufen. Seine Pläne, eine eigene Direktbank aufzubauen, wurden ebenso torpediert wie seine Kooperationsabsichten mit den Sparkassen. Und seine Fusionswünsche mit anderen Landesbanken stoßen auf politischen Widerstand. Fischer steckt in der Sackgasse. Auf der Aufsichtsratssitzung seines Instituts am vorvergangenen Montag appellierte er an die Eigentümer, die Sparkassen, Kommunen und das Land Nordrhein-Westfalen, die Herausforderungen des Wettbewerbs anzunehmen.

Jahrzehntelang betrieben Sparkassen und Landesbanken ihr Geschäft im Schutze des Regionalprinzips und der Haftung der öffentlichen Hand. Doch seit die Staatsgarantien im vergangenen Juli auf Anordnung der EU-Kommission fielen, gelten für die öffentlich-rechtlichen Banken ähnliche Kapitalmarktbedingungen wie für ihre privaten Konkurrenten. Die Zeiten, in denen größenwahnsinnige Projekte billig refinanziert werden konnten, sind Geschichte. Die elf Landesbanken suchen deshalb hektisch nach neuen Ertragsquellen.

Gleichzeitig müssen sich die Sparkassen einer immer aggressiveren Konkurrenz erwehren. Mit hochverzinsten Tagesgeldkonten, attraktiven Baufinanzierungen und Konsumentenkrediten verführen Wettbewerber wie etwa die ING-Diba die Kunden. Seit geraumer Zeit verlieren die Sparkassen in ihrem Privatkundengeschäft Marktanteile an die Konkurrenz.

Doch eine zielführende Strategiediskussion findet nicht statt. Wenn es nach dem Willen von Dietrich Hoppenstedt, dem Präsidenten des Deutschen Sparkassen- und Giroverbandes (DSGV), geht, dann soll alles beim Alten bleiben. Eine Zerlegung der Sparkassenfamilie ist sein persönlicher Alptraum. „Wir werden alles tun, um zu verhindern, dass hier eine Fragmentierung einsetzt“, sagte er am Rande der Jahrestagung von Weltbank und Internationalem Währungsfonds in Washington.

Hoppenstedt will die alte Rollenverteilung im Verbund um jeden Preis erhalten. Sparkassen machen das Privatkundengeschäft, Landesbanken liefern Produkte wie etwa Firmenkredite. Nur Fusionen auf Landesbankebene kann er sich vorstellen.

Bei einer Integration von Sparkassen in Landesbanken zerfällt dagegen in seinen Augen der Verbund in mehrere Regionalinstitute, womit „mehrmals Commerzbanken entstehen würden“, umschreibt Hoppenstedt das Horrorszenario bei jeder Gelegenheit. Großbanken und Landesbanken verstünden die Befindlichkeiten der Men-

Die Sparkassen-Finanzgruppe

Der Verbund

670 Unternehmen
384 000 Mitarbeiter
ca. **3200 Mrd. €** Bilanzsumme

Sparkassen	Landesbanken	DekaBank	Landesbausparkassen	Öffentliche regionale Erstversicherer
477 Institute	**11** Institute		**11** Institute	**13** Institute
265 000 Mitarbeiter	**50 600** Mitarbeiter	**3400** Mitarbeiter	**9500** Mitarbeiter	**32 000** Mitarbeiter
1002 Mrd. € Bilanzsumme	**1624 Mrd. €** Bilanzsumme	**128 Mrd. €** Bilanzsumme	**49 Mrd. €** Bilanzsumme	**16,1 Mrd. €** Bruttobeitragseinnahmen

zusätzlich 2 Factoringgesellschaften, 8 Leasinggesellschaften, 80 weitere Finanzunternehmen, 603 Stiftungen

Stand: Ende 2004

DER SPIEGEL

ROLF BRAUN

Verbandschef Hoppenstedt
Zerlegung verhindern

schen vor Ort nicht, „und sie sollten es auch gar nicht erst versuchen“.

Doch die Auflösungstendenzen sind nicht mehr zu kaschieren. In einem vertraulichen Brief an seine wichtigsten Aufsichtsräte präsentierte WestLB-Chef Fischer bereits am 28. Juni eine schonungslose Analyse der Situation. „Während offiziell der Katechismus der reinen Lehre hergebetet wird, wird de facto auf allen Ebenen den Fliehkräften nachgegeben“, beklagte Fischer. Es fehle ein in sich schlüssiges und „solidarisch getragenes Gesamtkonzept“. In der Organisation herrsche eine unheilvolle Mischung „aus Realitätsverlust, Heuchelei und heimlich vorbereiteten Tabubrüchen“.

Tabus gibt es tatsächlich keine mehr. Obwohl Hoppenstedts Funditruppe lautstark die alten Strukturen als sakrosankt hinstellt und die interne Kannibalisierung mit einer eiligst für den 7. November einberufenen Strategietagung verhindern will, arbeiten die Regionalfürsten längst an neuen, individuellen Modellen oder profitieren von regionalen Ausnahmesituationen.

So übernahm die Landesbank Hessen-Thüringen (Helaba) kürzlich die Frankfurter Sparkasse (Fraspa). Weiter südlich verwirklichte die Landesbank Baden-Württemberg schon viel früher ein ähnliches Modell. Die Stuttgarter schluckten zudem die Landesbank Rheinland-Pfalz und die private BW-Bank. Die WestLB kaufte im Mai die Berliner Weberbank und will nun in der ganzen Republik reiche Privatkunden ködern. Die HSH Nordbank flirtet mit der Hamburger Sparkasse.

Als Sündenfall schlechthin gelten aber die Expansionsgelüste zweier landesbankeigener Direktbanken. Während die BayernLB mit ihrer DKB bundesweit auf Kundenfang gehen will, ärgern die Hessen Sparkassenmanager anderer Bundesländer mit der Fraspa-Tochter 1822direkt.

Die Frankfurter bekamen deshalb bereits harte Sanktionen zu spüren. Viele Sparkassen außerhalb Hessens verrechnen der Fraspa für Bargeldbezüge an ihren Geldautomaten seit längerem intern pro Transaktion hohe Strafgebühren. Und den Bayern soll mitgeteilt worden sein, dass ihre DKB nicht durch den sparkasseneigenen Haftungsverbund abgedeckt sei.

Solches Säbelrasseln ist ganz nach dem Geschmack von Hoppenstedt, denn von einer bundesweit agierenden Direktbank will er offiziell nichts wissen. Doch hinter den Kulissen des DSGV-Präsidiums wird ein neues Modell diskutiert. So kursiert die Idee, die Direktbankaktivitäten von Fraspa und DKB in einem Gemeinschaftsunternehmen zu bündeln, an dem sich alle Sparkassen beteiligen könnten. Diese neue Direktbank würde aber nicht das Logo der Sparkassen verwenden, sondern entweder die Marke 1822direkt oder DKB.

WestLB-Chef Fischer kann von solch konkreten Projekten nur träumen. Seine Pläne für eine NRW Direktbank schafften es nicht einmal bis in die Aufsichtsratssitzung vom 19. September. Die Verbände schossen das Vorhaben vorher ab.

Als treibende Kraft im Lager der Fischer-Feinde gilt nicht nur der rheinische Sparkassenpräsident Karlheinz Bentele, der schon seit 1996 den mächtigen Prüfungsausschuss der WestLB leitet und in der Vergangenheit so manche verhängnisvolle Entscheidung mitgetragen hat. Auch Aufsichtsrat Gustav Adolf Schröder, Chef der Großsparkasse KölnBonn und zugleich Bundesobmann der deutschen Sparkassenvorstände, bockt gern.

„Man darf nicht vergessen, wer in diesem Zusammenspiel Mutter und wer Tochter ist“, attackierte er Fischer vor kurzem auf einer Bankentagung, die Sparkassen seien die Eigentümer der Landesbanken, „somit sind die Rollen hier eindeutig verteilt“.

Fischer setzt darum auf die klammen Kommunen als faktische Eigentümerinnen der Sparkassen, er hofft, dass sie seine Pläne unterstützen, weil sie das Geld aus einem Verkauf der Sparkassen brauchen. Der Oberbürgermeister von Düsseldorf denkt bereits laut über eine Annäherung nach – öffentlich begleitet von Hoppenstedts Dauerkritik.

Denkbar ist auch, dass Fischer am Ende den Durchbruch schafft, weil das Land NRW seinen WestLB-Anteil an eine private Großbank wie die Commerzbank abgibt – sofern die Sparkassen nicht zugreifen.

Es kann also sein, dass die Zeit für Fischer spielt. Aber ob er über die nötige Geduld verfügt?

Einer, der ihn gut kennt, sagt, Fischer sei äußerst frustriert. Überall stoße er bei seinen Vorschlägen im Sparkassenlager an Grenzen. Wenn nichts mehr voranginge, werde er seinen Job hinschmeißen.

Einer wie Fischer gebe nicht auf, halten andere dagegen. Der WestLB-Chef kokettiert gern mit seiner Vergangenheit als Boxsportler. Ein Kämpfer ist er noch immer.

Beat Balzli

HARTMUT SCHWARZBACH / ARGUS

NEWSCAST

Tank & Rast-Anlage Auetal Nord (an der A2 zwischen Hannover und Dortmund), Finanzinvestor Hands: *„Relativ aggressive Geschäftspolitik“*

INVESTOREN

Auf der Überholspur

Seit der Finanzjongleur Guy Hands das einstige Staatsunternehmen Tank & Rast übernommen hat, klagen Pächter über unzumutbare Bedingungen. Frisst sich hier eine Heuschrecke satt?

Das Schreiben war knapp, die Aussage unmissverständlich: „Hiermit kündigen wir den Pachtvertrag zum 31. 12. 2005. Wegen der Übernahme des Betriebs wird sich unsere Vertriebsregion rechtzeitig mit Ihnen in Verbindung setzen.“ Absender des Briefs: das Bonner Unternehmen Tank & Rast, Hüter über 720 Rast- und Tankanlagen an deutschen Autobahnen.

Bernhard Holthöfer, seit sieben Jahren Pächter eines Betriebs an der A2 zwischen Hannover und Dortmund, war mehr als nur verwirrt. Lieferte er nicht seit Jahren beste Ergebnisse?

Holthöfer fragte nach. Acht Wochen später erreichte ihn ein weiteres Schreiben. Nein, nein, alles richtig verstanden. Er sei verpflichtet, „das Pachtobjekt mit Ablauf der Kündigungsfrist zu räumen und an uns herauszugeben“, so die Tank & Rast. Zusätzlich machte das Unternehmen „darauf aufmerksam, dass die Möglichkeit besteht, auch vor Ablauf der Kündigungsfrist auf zukünftige Räumung zu klagen“.

Es herrscht ein neuer, scharfer Ton zwischen den Gastwirten und ihrem Verpächter Tank & Rast. Seit das ehemalige Staatsunternehmen im November des vergangenen Jahres zum zweiten Mal den Besitzer wechselte, geht es auch am Rand der Fernstraßen zwischen Flensburg und Garmisch-Partenkirchen drunter und drüber.

„Tank & Rast steht unter enormem Druck, Rendite zu erwirtschaften. Weil sie ihren Umsatz nur schwer anderweitig steigern können, pressen sie die Pächter aus oder kündigen ihnen, um beim nächsten noch höhere Pachten durchzusetzen“, sagt Peter Gehring, ein ehemaliger Tankwart, der inzwischen verbitterte Pächter berät.

Einem von Gehrings Klienten kündigte Tank & Rast etwa eine Pachterhöhung von derzeit 14 000 Euro monatlich auf 21 000 Euro an, nicht ohne darauf hinzuweisen, dass von 2007 an 35 000 Euro fällig werden.

Bereits 1998 privatisierte der Bund die Gesellschaft für Nebenbetriebe der Bundesautobahnen (GfN), wie Tank & Rast damals noch hieß, und verkaufte sie für rund 630 Millionen Euro an ein Konsortium aus Allianz Capital Partners, Lufthansa und dem Private-Equity-Unternehmen Apax Partners. Schon diese drei machten einen hervorragenden Schnitt, als sie Tank & Rast vor zehn Monaten für rund 1,1 Milliarden Euro an das Unternehmen Terra Firma des britischen Finanzinvestors Guy Hands weiterreichten.

Doch auch der will sein Investment ordentlich verzinsen. Jährliche Renditen von 25 Prozent sind für Finanzinvestoren, die sich fortwährend auf der Überholspur sehen, das Mindeste. Spätestens nach fünf Jahren will der Brite den Kaufpreis für die Gaststätten mit angeschlossenen Zapfsäulen wieder drinhaben, ließ er bei seinem Einstieg verlauten. Doch dieses ehrgeizige Ziel lässt sich nur erreichen, wenn die Kosten massiv sinken, die Gewinne steigen, das Unternehmen also wertvoller wird.

Was das bedeutet, bekommen die Pächter nun mit Wucht zu spüren. Von den rund 380 im Jahr 1998 sind gegenwärtig noch etwa 240 übrig – so die offiziellen Zahlen. Die Zielvorgabe liegt inoffiziell bei 100.

Der Trend geht zu Mehrfachverpachtungen. Grund: Betriebsgewinne, die bisher den Pächtern als eigenständigen Unternehmern zufielen, fließen künftig in die Kassen der Bonner. Der Trick: Während die Pächter beispielsweise bei fünf einzeln verpachteten Anlagen auch fünf Betriebsgewinne für sich erwirtschaften, kündigt das Unternehmen stattdessen vier von ihnen und drückt die freigewordenen Anlagen dem verbliebenen Pächter aufs Auge – meist sogar zu schlechteren Konditionen als zuvor. Der hat dann das vierfache Risiko, doch sein Gewinn erhöht sich durch die zusätzlichen Anlagen nur minimal, da das hinzugewonnene Gewinnpotential der vier Anlagen von Tank & Rast abgeschöpft wird. „Wer sich gegen Mehrfachverpachtung wehrt, wird gekündigt und verliert seine Existenzgrundlage“, sagt Gehring.

Tank & Rast geht offenbar sogar so weit, dass es Einfluss auf die persönlichen Vermögensverhältnisse seiner Pächter nimmt. Einem, der schon mehrere Jahrzehnte dabei ist, gestand man maximal 50 000 Euro Jahresgewinn zu. Alles, was er darüberhinaus verdiente, ging durch anschließende Pachterhöhungen wieder verloren. „Sobald

HARTMUT SCHWARZBACH / ARGUS

Tank & Rast-Pächter Holthöfer: *Neuer, scharfer Ton*

ein Pächter zu viel verdient, kommt einer von Tank & Rast vorbei, meist in Begleitung, und sagt, wir müssen uns mal wieder über Pachtanpassungen unterhalten. Den Vertrag haben sie schon unterschriftsreif dabei“, klagt einer.

Schon 2002 ließ der einstige Staatsbetrieb einem Pächter nur ein Grundgehalt. „Privatentnahmen werden in Höhe der festgelegten Summe von 36 000 Euro zuzüglich der Steuerzahlungen nicht überschritten“, heißt es in einem Protokoll. Laufende Leasingverträge für seine Privatfahrzeuge durften noch bedient werden, „die Neuanschaffung eines weiteren Pkw, Kauf oder Leasing findet nicht statt, da hierfür keine Notwendigkeit gegeben ist“, so das Protokoll.

Selbst Lebensversicherungen musste der Pächter als Sicherheit an Tank & Rast abtreten. „Unternehmer sind die Pächter nur noch im Hinblick auf das finanzielle Risiko – tatsächlich sind sie weisungsgebundene Arbeitnehmer ohne soziale Absicherung“, sagt ein Pächter, der aus Angst vor Repressalien anonym bleiben will.

Das Unternehmen selbst weist derartige Vorwürfe weit von sich. „Der Pächter ist frei in seinen unternehmerischen Entscheidungen und kann entsprechend agieren“, sagt Karl-Heinrich Rolfes, Vorsitzender der Geschäftsführung. „Wir stellen strategisches und betriebswirtschaftliches Know-how zur Verfügung, nehmen aber keinen Einfluss auf geschäftliche Entscheidungen der Pächter“, so Rolfes.

Die Realität sieht anders aus. Als Pächter Holthöfer einen Suppenautomaten der Firma Unilever aufstellen wollte, teilte ihm der Vertrieb des Lebensmittelkonzerns mit, dass „es bis heute keine Listung bei Tank & Rast in Bonn gibt, und somit ist es uns als Handelsvertretung nicht erlaubt, Kunden auf dezentraler Ebene, die Tank & Rast angeschlossen sind, anzusprechen“.

Auf der anderen Seite dient Tank & Rast seinen Pächtern sogenannte Empfehlungslieferanten an, die zum Teil deutlich teurer sind als Konkurrenten. Das Unternehmen wiegelt ab: „Es ist Fakt, dass wir bei Verhandlungen mit potentiellen Lieferanten im Einzelhandel keine Exklusivität in Aussicht stellen oder vertraglich vereinbaren“, sagt Rolfes. Das Gegenteil sei richtig. Ebenso gebe es „keine Preisfestlegungen der Tank & Rast. Auch in dieser Frage sind die Pächter natürlich frei“.

Doch auch hier klafft eine Lücke zwischen Rolfes’ Darstellung und den Erfahrungen der Pächter. So berichtet etwa der Handelskonzern Rewe, von Tank & Rast „den Zuschlag für die Bereiche Gastronomie, Shop sowie für den gesonderten Bereich Zigaretten“ bekommen zu haben, der letztlich auch die Pächter bindet. In einem internen Rewe-Protokoll heißt es, „alle mit der Tank & Rast vereinbarten Preise sind der Preisliste 71, die für alle Kunden (also Pächter) zu hinterlegen ist … weiter gültig“. Von freier Preisgestaltung durch die Pächter keine Spur.

Der größte Coup zur Umsatzmaximierung steht aber offenbar noch bevor. Von den 340 Autobahntankstellen existieren derzeit etwa 140 Anlagen, die separat von einem dazugehörigen Rasthaus bestehen. Tank & Rast erwägt, jene Anlagen nach Kündigung der jetzigen Pächter direkt an die Mineralölkonzerne zu verpachten, und plant dabei, zwei Drittel des Gesamtmietzinses von 15 Jahren direkt bei Vertragsabschluss zu kassieren. Beide Seiten hätten enorme Vorteile: Die Spritmultis wollen schon lange eigene Präsenz an den deutschen Autobahnen, Tank & Rast hätte mit einem Schlag seine Bilanz dermaßen aufgebläht, dass ein neuer Besitzer deutlich tiefer in die Tasche greifen müsste als der jetzige im November 2004.

Derweil spart das Unternehmen, wo es nur kann. In der Zentrale in Bonn werden zum Beispiel altgediente Mitarbeiter entlassen, deren Verträge hochdotiert sind. Seit Hands das Ruder übernommen hat, summieren sich die gerichtlichen Auseinandersetzungen bereits auf 14. Im gesamten Jahr 2003 waren dagegen nur 2 Arbeitsgerichtsverfahren anhängig.

Der Prozess mit dem größten Furor fand allerdings nicht vor einem Arbeitsgericht, sondern vor dem Bonner Schöffengericht statt. Im Frühjahr 2004 versetzte ein Mann Tank & Rast in Angst und Schrecken, indem er die Firma erpresste und verlangte, alle Kündigungen gegen Pächter zurückzuziehen und jedem 400 000 Euro als Schadensersatz zu zahlen. Ansonsten seien Anschläge zu befürchten.

Schnell stellte sich heraus, dass der Erpresser Geschäftsführer eines gekündigten Pächters war. Das Gericht verurteilte ihn, hob aber ausdrücklich hervor, dass der Angeklagte nicht aus Habgier handelte, sondern eher als „Opfer einer relativ aggressiven Geschäftspolitik“. JANKO TIETZ

MATTHIAS HIEKEL / DPA

A-380-Belastungstest (in Dresden): *„Ungeahnte Herausforderungen“*

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Abgerechnet wird zum Schluss“

Der neue Airbus-Chef Gustav Humbert über deutsch-französische Kleinkriege im Mutterkonzern EADS, die Startprobleme seines Supervogels A380 und den Kampf gegen die Boeing-Konkurrenz

SPIEGEL: Herr Humbert, ist Airbus ein normales Unternehmen?

Humbert: Airbus ist ein normales, aber in vieler Hinsicht auch ein ganz besonderes Unternehmen. Wenn Sie unsere multinationale Firmenkultur, unsere technologische Spitzenposition und die grenzüberschreitende Vernetzung der Standorte nehmen, dann sind wir ohnehin einzigartig. Aber Entscheidungen und Produkte entstehen bei uns wie überall nach wirtschaftlichen Kriterien.

SPIEGEL: Wir haben einen anderen Eindruck. In der ersten Hälfte des Jahres schien sich Airbus in monatelangen deutsch-französischen Machtkämpfen um die Führung geradezu selbst zu zerfleischen.

Humbert: Reden Sie von Airbus selbst oder von unserer Muttergesellschaft EADS?

SPIEGEL: Sowohl als auch, zumal Airbus ja den Löwenanteil der EADS-Umsätze und Gewinne liefert. Das ist ein bisschen wie der Schwanz, der mit dem Hund wedelt.

Humbert: Sicher haben die öffentlichen Personaldebatten niemandem gefallen, auch mir nicht. Doch die politische Diskussion um Personen ist vorbei, und ich bin froh, dass die wirtschaftlichen Interessen des Unternehmens auch diesmal wieder Vorfahrt bekamen. Außerdem kenne ich keine strategische Diskussion innerhalb unseres Hauses, die primär politisch betrieben war. Wir haben immer rein wirtschaftlich entschieden.

SPIEGEL: Politikferne sieht anders aus. In kaum einem anderen Unternehmen wachen vor allem deutsche und französische Anteilseigner so eifersüchtig darüber, dass die Machtverhältnisse immer fein austariert sind: Wo ein Deutscher führt, muss

Gustav Humbert

hat fast sein ganzes Berufsleben in der Luftfahrtbranche verbracht. Nach einem Studium des Maschinenbaus und der Fertigungstechnik heuerte der gebürtige Niedersachse 1980 bei einer Tochter der bayerischen Flugzeug- und Rüstungsschmiede MBB an, die später im europäischen EADS-Konzern aufging. Nach Stationen als Chef des Hamburger Airbus-Werks und Vize beim wichtigsten EADS-Ableger rückte der 55-Jährige im Juni als erster Deutscher an die Spitze des Flugzeugbauers. Vorausgegangen waren heftige Querelen zwischen deutschen und französischen Anteilseignern um die Zukunft des Konzerns.

JOSE GIRIBAS

auf der nächsten Etage ein Franzose regieren und umgekehrt.

Humbert: Das stimmt so nicht. Und bei Airbus schon gar nicht. Ich könnte mir sogar vorstellen, dass auf meinem Stuhl auch mal ein Amerikaner oder Asiate sitzen könnte.

SPIEGEL: Ist das Ihr Ernst?

Humbert: Durchaus. Dass es bislang meist Franzosen oder Deutsche sind, liegt sicher an der Historie von Airbus mit mehrheitlich französischen und deutschen Anteilseignern, aber auch an unserer guten Personalpolitik. Wir haben einfach eine Menge fähiger Europäer im Management.

SPIEGEL: Auch Ihrer Ernennung Ende Juni ging eine hochpolitische Diskussion voraus, in die sich sogar Frankreichs Staatschef Jacques Chirac eingeschaltet hat.

Humbert: Und? Heute führt ein Deutscher ein Unternehmen, das in Frankreich als Perle der Industrie gilt. Sie sehen also, am Ende war der Pass nicht entscheidend …

SPIEGEL: … weil Ihre Inthronisation auch ein Beleg dafür ist, dass Ihr französischer Vorgänger Noël Forgeard zu hoch gepokert hat: Er wollte alles kontrollieren und findet sich nun auch bei der EADS in einer Doppelspitze wieder – mit dem Deutschen Thomas Enders.

Humbert: Zunächst: Noël Forgeard hat Airbus in den letzten sieben Jahren zu einem Erfolg geführt, um den uns viele beneiden. Das wäre nie möglich gewesen, wenn Entscheidungen, wie Sie sagen, nur von der Farbe der Pässe abhängig wären. Sicher war in der jetzigen Situation klar, dass nur ein Europäer an die Airbus-Spitze kommen konnte, denn davon haben wir bei Airbus und unseren Shareholdern EADS und BAE Systems eine gute und reiche Auswahl. Wie auch immer: Ich fühle mich nach 25 Jahren Airbus bestens in der Lage, dieses faszinierende Unternehmen erfolgreich in die Zukunft zu führen.

SPIEGEL: Sie empfanden sich noch nie als Figur in einem großen Standort-und-Posten-Schachspiel?

Humbert: Dieses subjektive Empfinden hat wohl jeder Manager mal im Leben. Aber ich habe hier weder einen politischen noch einen nationalen, sondern einen reinen Airbus-Auftrag.

SPIEGEL: Hat sich das monatelange Postengeschacher zwischen deutscher und französischer Eignerseite auf Ihr Tagesgeschäft ausgewirkt?

Humbert: Nein. Wir haben ganz andere Prioritäten. Wir müssen uns auf unsere Kunden und unsere Produkte konzentrieren.

SPIEGEL: Die Entwicklungskosten für Ihre A 380 zum Beispiel schwollen stark an. Der Supervogel kostet deutlich mehr als ursprünglich veranschlagt. Viele Ihrer Airline-Kunden sind zudem verärgert, dass sich die geplante Auslieferung um mindestens ein halbes Jahr verzögern wird.

Humbert: Das will ich gar nicht kleinreden: Wir werden begrenzte Überschreitungen bei den Entwicklungskosten haben und rund sechs Monate Verzögerung bei den ersten Auslieferungen. Und ich sage ganz offen: Wir haben das unseren Kunden nicht optimal kommuniziert. Aber wenn man, wie wir, das größte Passagierflugzeug der Welt baut, dann stößt man bei all der Komplexität des Projekts eben auch immer wieder auf ungeahnte Herausforderungen.

SPIEGEL: Welche konkret?

Humbert: Anfangs war die A 380 – wie in dieser Branche nicht unüblich – schlicht zu schwer. Da mussten wir wesentliche Teile von vorn wieder neu, nämlich leichter entwickeln. Daraus resultierten etwa die Hälfte unserer Verzögerungen, aber eben auch Mehrkosten. Zweitens haben unsere Kunden uns mit viel mehr Detailfreude und Innovationswünschen bei der Gestaltung des Innenraums überrascht.

SPIEGEL: Wollen Sie etwa sagen, die Airlines mischen sich zu sehr ein?

Humbert: Nein, im Gegenteil, dazu ermuntern wir sie sogar. Für unsere Kunden ist die A 380 Flaggschiff und Prestigeobjekt. Besonders in der First- und Business-Klasse wollen die Airlines zeigen, was sie haben und können. Da haben wir uns verschätzt, was deren Wunsch nach Kreativität und Luxus angeht. Aber die gute Botschaft daran ist ja: Unsere Kunden sehen in der Gestaltung der A-380-Kabine ein ungeheures Potential. Das bewältigen wir jetzt mit zusätzlichen Ingenieurteams. Und das werden wir auch schaffen, denn das sind anfassbare Themen, die man mit entsprechendem Einsatz in den Griff bekommen kann. Es gibt keine Unklarheiten mehr. Trotzdem: Es wird bei einer Verzögerung von sechs Monaten bleiben, denn die ersten Maschinen werden bis Ende 2006 ausgeliefert. Nicht früher, aber auch nicht später.

SPIEGEL: Manche Airlines drohen, die Zeitprobleme finanziell geltend zu machen. Um welche Größenordnung geht es dabei?

Humbert: Das hängt von jedem einzelnen Vertrag ab. Das tut uns zwar weh, bringt uns aber nicht um.

SPIEGEL: Haben Sie schon Rückstellungen bilden müssen?

Humbert: Nein. Dazu gibt es keine Notwendigkeit. Das werden wir intern kompensieren.

SPIEGEL: Einer der wichtigsten Tests steht der A 380 noch bevor: Innerhalb von 90 Sekunden muss eine mit der maximal möglichen Zahl von 873 Passagieren besetzte Maschine evakuiert werden …

Humbert: … und das auch noch durch die Hälfte der Türen. Alle Flieger müssen diesen Test im Rahmen der Zulassung mitmachen und bestehen. Nach unseren Berechnungen und Simulationen wird das auch bei der A 380 klappen.

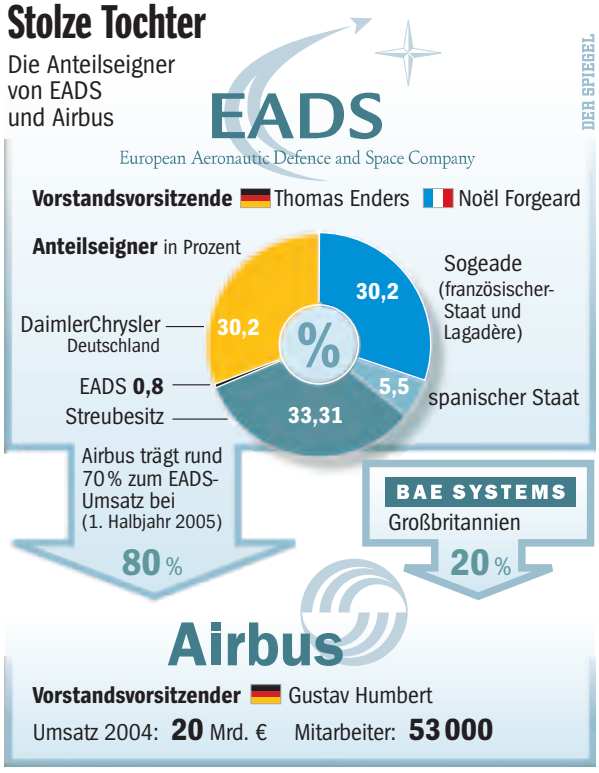
SPIEGEL: Und praktisch …

Humbert: … werden wir es im Januar oder Februar sehen. Nehmen wir an, es läuft nicht alles nach Plan, und wir bestehen den Test in den 90 Sekunden nur mit 750 Personen, dann wird die Maschine zunächst für bis zu 750 Passagiere zugelassen. Bislang planen unsere Airline-Kunden aber, die A 380 mit nur 440 bis 480 Sitzen zu bestuhlen. Das dürfte also kein größeres Problem sein, auch wenn wir natürlich die Maximalauslastung beweisen wollen und werden.

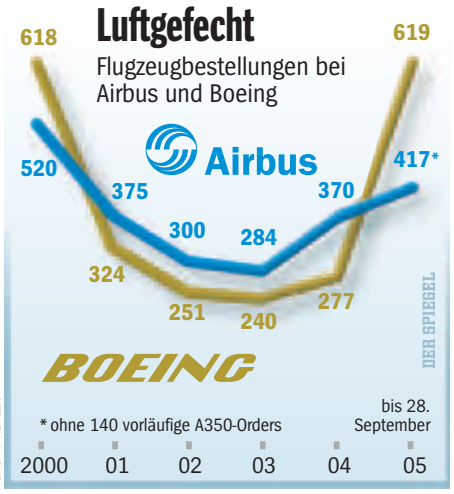
SPIEGEL: Airbus muss mindestens 250 dieser Riesenjumbos ausliefern, um in die Gewinnzone zu fliegen. Wie viele haben Sie bislang verkauft?

Humbert: Wir haben bereits 159 Kaufverträge und Absichtserklärungen, was für ein derartiges Flugzeug einen Rekord darstellt, mehr als ein Jahr vor der Erstauslieferung. Und wir rechnen mit einem weltweiten Bedarf von rund 1650 Flugzeugen in den nächsten 20 Jahren. Selbst wenn unser Wettbewerber noch ein Konkurrenzmodell bauen würde, was er selbst vorläufig als unwahrscheinlich bezeichnet, und wir nur die Hälfte davon liefern würden, wäre es also ein gutes Geschäft. Bedenken Sie zudem die gewaltigen Wachstumsraten in Ländern wie China, Indien und Russland.

SPIEGEL: Boeing glaubt an das Wachstum von Punkt-zu-Punkt-Verbindungen und



ABACA / REFLEX



EADS-Chef Forgeard: *„Die politische Diskussion um Personen ist vorbei“*

baut deshalb den deutlich kleineren „Dreamliner“ 787 …

Humbert: … während wir sagen, dass das Passagierwachstum sowohl mit Punkt-zu-Punkt-Verbindungen als auch über Drehkreuze mit der dafür gebauten, größeren A 380 Erfolg verspricht.

SPIEGEL: Hängt die Existenz der beiden weltgrößten Flugzeugbauer also letztlich von einer Glaubensfrage ab?

Humbert: Sicher nicht. Dazu gibt es ja genaue Berechnungen. Wir sind mit unserer Modellpalette einfach besser aufgestellt, um beide Anforderungen der Airlines künftig bedienen zu können.

SPIEGEL: An US-amerikanische und japanische Fluglinien haben Sie noch keinen Ihrer fliegenden Giganten verkaufen können.

Humbert: An Japan arbeiten wir, und da spielt in der Tat der politische Einfluss der USA eine Rolle. In den USA gibt es überhaupt nur zwei Fluggesellschaften, die bislang die einzig vergleichbare 747 von Boeing fliegen: United und Northwest. Der größte Markt für die A 380 liegt sowieso in Asien und im Mittleren Osten sowie in Europa. Und da stehen wir sehr gut da.

SPIEGEL: Angeblich gibt es auch Verzögerungen bei Ihrem neuen, kleineren Langstreckenjet A 350. Woran liegt das?

Humbert: Nein, da sind wir voll im Plan. Aber wir haben eine spannende Phase hinter uns. Zunächst dachten wir, eine verlängerte Version der A 330 würde reichen. Jetzt hat sie 90 Prozent neue Einzelteile, völlig neue Materialien, neue Triebwerke. So wie es von der 787 von Boeing zwei Typen geben wird, werden auch wir zwei Modelle anbieten, die sich um rund 40 Sitze unterscheiden. Unsere sind größer, schneller und günstiger als die der Konkurrenz aus Seattle …

SPIEGEL: … die aber auch zwei Jahre Entwicklungsvorsprung hat. Ihnen wird von Großkunden wie der Lufthansa vorgeworfen, dass man für das Prestigeprojekt A 380 die Weiterentwicklung vieler inzwischen angejahrter Modelle vernachlässigt habe, weil einfach die Ingenieure fehlten.

Humbert: Abgerechnet wird zum Schluss. Aber auch diese Kritik nehme ich ernst, obwohl sie mit Blick auf eine alte Produktpalette viel eher Boeing trifft als uns. Wir haben bereits massiv Leute eingestellt und wollen allein in den nächsten 18 Monaten weitere 1200 zusätzliche erfahrene Entwickler gewinnen. Es ist aber zum Beispiel in Deutschland gar nicht so leicht, Nachwuchs zu bekommen. Wir haben deshalb Ingenieurzentren in den USA, Russland und jetzt China aufgebaut und werden auch nach Indien gehen.

SPIEGEL: Auch für die A 350 erwarten Sie sich Milliardensubventionen. Dagegen klagt nun die US-Regierung im Interesse von Boeing vor der Welthandelsorganisation.

THOMAS RUSCH

Humbert (2. v. l.), SPIEGEL-Redakteure*
„Meine Nationalität ist Airbus“

Humbert: Stopp: Wir bekommen keine Subventionen, sondern Darlehen für die Entwicklungskosten. Diese werden dann verzinst an die Regierungen zurückgezahlt. Zur WTO-Klage: Beide Seiten können kein Interesse an so einem Verfahren haben, das am Ende nur Scherben produziert und allenfalls Anwälte glücklich macht. Wir setzen weiter auf eine außergerichtliche Lösung und haben uns nichts vorzuwerfen, zumal Airbus und die europäischen Regierungen sich eins zu eins an geltende Verträge halten. Boeing hingegen erhält staatliche Milliarden-Zuschüsse, die sie außerdem niemals zurückzahlen müssen …

SPIEGEL: … wogegen die Europäer wiederum per Klage konterten. Wie wird der Krach ausgehen?

Humbert: Noch mal: Es hat keinen Sinn, sich wie die Ziegenböcke gegenseitig die Köpfe einzurennen. Hier muss eine Verhandlungslösung her, die eine Gleichbehandlung der europäischen und der amerikanischen Flugzeugindustrie sicherstellt. Denn heute gibt es ein Ungleichgewicht zu Lasten von Airbus.

SPIEGEL: Und trotz all dieser Auseinandersetzungen glauben Sie wirklich, ausgerechnet auf dem Heimatmarkt Ihres Konkurrenten überzeugen zu können – etwa mit Ihrem neuen Tankflugzeug?

Humbert: Klar. Wir haben weltweit bei jeder Ausschreibung bisher mit unseren Tankern gegen Boeing gewonnen. Warum also nicht auch in den USA? Ich bin sehr zuversichtlich, dass wir – gemeinsam mit unserem Kooperationspartner Northrop Grumman – in den USA bestens aufgestellt sind.

SPIEGEL: Wie lange wird Airbus eigentlich noch europäisch sein? DaimlerChrysler könnte 2007 steuergünstig sein 30-prozentiges Aktienpaket verkaufen. Auch die Briten erwägen angeblich einen Rückzug. Dann hätten die Franzosen am Ende doch gewonnen, und Sie wären womöglich der erste und zugleich letzte deutsche Airbus-Chef.

Humbert: Jetzt bringen Sie schon wieder das nationale Vorurteil. Schauen Sie sich lieber unsere Zahlen an! Mit rund zehn Prozent Rendite liefern wir unseren Aktionären gute Gewinne – und unseren Kunden bieten wir mit Erfolg die modernste Familie von Flugzeugen an. Das macht uns attraktiv für unsere Shareholder. Wir konzentrieren uns darauf, dass dies auch so bleibt. Darüber hinaus steht es mir nicht an, über die Absichten unserer Aktionäre zu spekulieren.

SPIEGEL: Was Industriepolitik angeht, sind die Franzosen jedenfalls nicht zimperlich.

Humbert: Warum sprechen Sie hier nur von den Franzosen und nicht von den Deutschen? Airbus Deutschland hat heute etwa 20 000 Mitarbeiter; das sind rund 2000 mehr als bei Airbus France. Und nur, weil die Zentrale, die ja nicht unmittelbar an der industriellen Wertschöpfung beteiligt ist, in Toulouse sitzt, haben wir in Frankreich insgesamt mehr Leute.

SPIEGEL: Seit fünf Jahren sitzen Sie für Airbus schon in Toulouse. Denken Sie eigentlich noch deutsch oder schon französisch?

Humbert: Mein Pass ist deutsch, meine Wurzeln sind deutsch. Ich liebe es, in Deutschland zu sein, und ich lebe gern in Frankreich. Aber meine Nationalität ist Airbus.

SPIEGEL: Herr Humbert, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Thomas Tuma, Dinah Deckstein und Stefan Aust in Paris.

POLEN

„Gegen Reformen gestimmt“

POZNIAK / MSF / REPORTER / EASTWAY

Der Danziger Schriftsteller Pawel Huelle, 48, ein engagierter Streiter gegen Nationalismus und Populismus, über den Machtwechsel in seinem Land

SPIEGEL: Die Brüder Kaczyński und ihre Partei Recht und Gerechtigkeit haben trotz anderslautender Vorhersagen die Parlamentswahl gewonnen – gegen den Favoriten, die liberale Bürgerplattform. Was ist passiert?

Huelle: Die Kaczyńskis haben mehr soziale Versprechungen gemacht als die Bürgerplattform. Das kam beim polnischen Wähler an – und müsste vor allem den Deutschen bekannt vorkommen.

SPIEGEL: Sind diese Verheißungen denn einzuhalten?

Huelle: Auf keinen Fall. Woher soll das Geld kommen? Die müssten die Steuern erhöhen, und das wäre ein Verbrechen an der polnischen Wirtschaft.

SPIEGEL: Recht und Gerechtigkeit und die Bürgerplattform haben sich schon vor den Wahlen für eine Koalition ausgesprochen. Doch unterscheiden sie sich ganz wesentlich in der Wirtschaftspolitik. Die Bürgerplattform will eine Flat Tax und setzt auf neoliberale Rezepte. Wie soll es weitergehen?

Huelle: Wir sehen derzeit alle gespannt nach Deutschland – man kann sich ja kaum vorstellen, dass SPD und CDU eine haltbare Koalition schließen. Ich glaube, dass in Polen nach langen Verhandlungen ein Bündnis zustande kommt, das jedoch nach etwa einem Jahr zerbricht. Die Kaczyńskis könnten sich dann im Parlament auf die Partei des Bauernführers Andrzej Lepper und die nationalistische Liga der polnischen Familien stützen.

SPIEGEL: Oder es gibt Neuwahlen?

Huelle: Von denen würden auch wieder die radikalen und populistischen Kräfte profitieren. Auf jeden Fall sehe ich nicht, dass die kommende Regierung in der Lage sein wird, die Reformen in der Wirtschaft, im Gesundheits- und im Rentensystem durchzusetzen, die unser Land dringend nötig hat. Wie in Deutschland wurde bei uns zwar die regierende Linke abgewählt, doch haben die polnischen Wähler auch gegen einen klaren Reformkurs gestimmt.

SPIEGEL: Die Kaczyńskis operieren mit Law-and-Order-Parolen. Sie sind für die Todesstrafe, sie wollen das Amt des Präsidenten erheblich stärken. Droht ein neuer Autoritarismus?

Huelle: Davor fürchte ich mich nicht. Das Gute an diesem Wahlergebnis ist, dass die Brüder zwar gewonnen haben – aber keine Mehrheit für Verfassungsänderungen besitzen. Die können reden, was sie wollen.

SPIEGEL: Deutschland und der EU gegenüber haben die Zwillinge einen scharfen Ton angeschlagen. Wird sich das Verhältnis Warschaus zu Berlin und Brüssel verschlechtern?

Huelle: Das wäre sehr schlimm für Polen und Deutsche. Doch ich habe Vertrauen: Sowohl in Deutschland als auch in Polen gibt es eine starke öffentliche Meinung, die solchen Stimmungen eine klare Absage erteilen wird. Übertreiben wir nicht: Die Kaczyńskis sind Pragmatiker und keine nationalistischen Teufel.

CZAREK SOKOLOWSKI / AP

Kaczyński-Brüder Lech, Jaroslaw

GOLFSTAATEN

Ohrfeige für Ausbeuter

Mit ungewöhnlicher Härte hat das Emirat Dubai einen sich anbahnenden Arbeitskampf entschärft. 850 Gastarbeiter, die mit dem Bau der berühmten künstlichen Palmen-Inseln vor der Küste der Vereinigten Arabischen Emirate beschäftigt sind, protestierten vorige Woche gegen ihren Arbeitgeber – der hatte ihnen zum Teil seit einem halben Jahr keine Löhne mehr gezahlt. Das Arbeitsministerium, vor dem sich die Demonstranten versammelten, reagierte prompt: Es verpflichtete die Baufirma Hamid, innerhalb von 24 Stunden alle ausstehenden Gelder (insgesamt sieben Millionen Dollar) zu zahlen. Das Unternehmen wurde gleichzeitig bis auf weiteres von allen Regierungsaufträgen ausgeschlossen. Der Schritt erregte Aufsehen, weil die Firma von einem namhaften Emirater geleitet wird: Scheich Chalid Ibn Ahmed al-Hamid. Es war nicht der erste, aber der bislang massivste Protest der zu Hunderttausenden aus Indien, Pakistan und Bangladesch heranströmenden Gastarbeiter, die auf den Baustellen der Tourismus- und Shopping-Projekte am Golf beschäftigt sind. Ihre Arbeitsbedingungen sind katastrophal. Sie hausen in primitiven Lagern, schuften bei Temperaturen von bis zu 50 Grad und verdienen im Schnitt kaum mehr als 200 Dollar pro Monat. In Dubai beging im Dezember ein indischer Arbeiter Selbstmord, weil ihm seine Firma 13 Dollar für einen Arztbesuch verweigerte – nachdem sie ihm bereits fünf Monate lang keinen Lohn mehr gezahlt hatte.

JORGE FERRARI / DPA

Baustelle der Palmen-Inseln

SERGI CAMARA / WORLDPICTURENEWS

Sperrzaun, Afrikaner vor einer spanischen Polizeistation in Melilla

MAROKKO

Ansturm der Verzweifelten

Sie kommen aus halb Afrika, denn jenseits des Nato-Drahtes, der die spanischen Enklaven Ceuta und Melilla auf dem Boden Marokkos umzäunt, erhoffen sie einen Hauch von Wohlstand. Zu Tausenden warten Elendsflüchtlinge auf Zugang zur Europäischen Union, und in der Nacht zum Donnerstag versuchten es rund 600 auf eigene Faust: Sie enterten die Festungen, zerschnitten sich Gliedmaßen, stürzten auf der anderen Seite hinunter, etwa 100 Personen verletzten sich, zwei kamen in Ceuta ums Leben, drei auf marokkanischem Boden. Sowohl Ceuta (71500 Einwohner) als auch Melilla (66000) dienen Spanien als Militärstützpunkte, Einnahmequellen der Bevölkerung sind Schmuggel und der Handel mit Marokko, das immer wieder Anspruch auf beide Gebiete erhebt.

Es war die dritte derartige Aktion binnen weniger Tage, die 25. seit Jahresbeginn, aber dieser letzte Ansturm der Verzweifelten mit ihren selbst gebauten Leitern war so heftig „wie nie zuvor“, so ein spanischer Radiosender. Die Sicherheitskräfte seien regelrecht „überrumpelt worden“, erklärte Jerónimo Nieto, der Repräsentant Madrids in Ceuta.

Sogleich wirkten die Ereignisse auf das für Donnerstag anberaumte Treffen des spanischen Ministerpräsidenten José Luis Rodríguez Zapatero und seines marokkanischen

ERALDO PERES / AP

Landlosen-Protest in Brasília (mit Stang-Plakat)

BRASILIEN

Lasche Haltung

Präsident Luiz Inácio „Lula“ da Silva, durch einen Korruptionsskandal schwer angeschlagen, steht jetzt auch vor einer internationalen Blamage. US-amerikanische Menschenrechtler, Kongressabgeordnete und Familienangehörige der vor acht Monaten im Amazonasgebiet ermordeten amerikanischen Nonne Dorothy Stang wollen die Visite von US-Präsident George W. Bush in Brasilien Anfang November nutzen, um die Regierung wegen ihres laschen Vorgehens gegen Gewaltverbrechen anzuprangern. Stang, 73, war von Auftragskillern regelrecht hingerichtet worden, weil sie gegen Abholzung und illegale Landnahme entlang der Transamazonas-Straße vorgegangen war. Sie hatte die Landlosen organisiert und beim Widerstand gegen die „grileiros“ beraten, wie die Mafia der Landräuber genannt wird. Von den Armen wurde die Nonne, die dem Orden Notre Dame de Namur angehörte, deswegen wie eine Heilige verehrt. Der Prozess gegen die Mörder und ihre Hintermänner, eine Gruppe mächtiger Großgrundbesitzer, ist noch nicht eröffnet worden. Er wird vor einem Provinzgericht verhandelt, dem Experten kein unparteiisches Verfahren zutrauen. Präsident „Lula“ hatte zwar die Aufklärung des Verbrechens gefordert und Militär in die Gegend entsandt, dann jedoch kein Interesse mehr an dem Thema gezeigt. Geistliche und Gewerkschaftler, die ihren Kampf in der besonders gewalttätigen Region weiterführen, werden nach wie vor bedroht und verfolgt. Stangs Bruder David immerhin, der den Kreuzzug seiner Schwester weiterführt, hat jetzt eine einflussreiche Verbündete gewonnen: Ethel Kennedy. Die Witwe des ermordeten US-Justizministers Robert F. Kennedy, Leiterin einer starken Menschenrechtsorganisation, will bei „Lula“ auf die Aufklärung des Verbrechens drängen.

LAUREANO VALLADOLID / DPA

Pendants Driss Jetou. Schuldzuweisungen wurden erhoben, konservative Politiker in Spanien warfen der Regierung in Rabat mangelhafte Ausrüstung ihrer zuständigen Polizeikräfte sowie Tatenlosigkeit vor. Marokko wiederum fühlt sich überfordert und sieht die EU in der Pflicht, Auffanglager einzurichten und die illegalen Zuwanderer wieder abzuschieben. Von spanischem Boden aus geht das nicht mehr; es gibt keinen juristisch wirkungsvollen Auslieferungsmechanismus in die schwarzafrikanischen Herkunftsländer.
Nieto hofft derweil, dass die bereits im Gang befindlichen Verstärkungen der Grenzanlagen und der Patrouillen Wirkung zeigen – weitere Soldaten aus Spanien werden auch in Marsch gesetzt.

TSCHECHIEN

Späte Wende

Sechzehn Jahre nach der „samtenen Revolution“ bahnt sich bei der Kommunistischen Partei Böhmens und Mährens (KSČM) die überfällige Öffnung an. Auf innerparteilichen Druck hin versprach Miroslav Grebeníček jetzt, den Vorsitz der einzigen nicht gewendeten kommunistischen Partei in den neuen EU-Ländern niederzulegen. Der 58-Jährige hatte in der Vergangenheit streng darüber gewacht, dass die KSČM der reinen Lehre die Treue hielt. Unter seiner Führung fuhr die Kadertruppe beachtliche Wahlergebnisse ein, sie stellt derzeit immerhin die drittstärkste Fraktion im Prager Parlament. Doch nun stürzen die Umfragewerte. „Die Gesellschaft hat sich verändert, wir brauchen neue Menschen“, fordert die kommunistische Abgeordnete Květoslava Čelišová. Dichterpräsident Václav Havel hatte die Partei in den neunziger Jahren stigmatisiert und jede Zusammenarbeit mit ihr scharf verurteilt. Doch immer wieder hatten andere Parteien die kommunistische Fraktion als Mehrheitsbeschafferin genutzt. Selbst der konservativ-liberale Präsident Václav Klaus ließ sich mit kommunistischen Stimmen auf den Hradschin wählen. Mit Blick auf die Parlamentswahl im kommenden Jahr hoffen die Kommunisten, nun auch offiziell koalitionsfähig zu werden. Die derzeit mit sehr knapper Mehrheit regierenden Sozialdemokraten zeigen bereits Interesse. Doch zuerst, so Premier Jiří Paroubek, 53, müsse die KSČM ihre strikte Ablehnung von Nato und EU revidieren und sich aufrichtig für die blutige Niederschlagung des Prager Frühlings 1968 entschuldigen.

JAROSLAV SYBEK / AFP

Grebeníček (l.)

FRANKREICH

Nur bedingt gläubig

Unterwandern muslimische Immigranten das Land, sind radikale Islamisten auf dem Vormarsch? Solche Ängste sind bei den Nachbarn weit verbreitet – zu Unrecht allerdings, wie eine Studie des Forschungszentrums für französische Politik (Cevipof) feststellt: Jenseits des Rheins, wo die Trennung von Staat und Kirche zum Erbe der Französischen Revolution gehört, bekennen sich die vornehmlich aus Nordafrika oder der Türkei stammenden muslimischen Bürger in ihrer großen Mehrheit zu Demokratie und säkularer Kultur. Das Prinzip des Laizismus, seit 1905 gesetzlich verankert und von Präsident Jacques Chirac als „Grundpfeiler“ der französischen Gesellschaft beschrieben, wird ausdrücklich befürwortet. Die Cevipof-Umfrage belegt, dass Religion im Alltag der Muslime afrikanischer oder türkischer Abstammung keine vorrangige Rolle spielt: Gerade mal 21 Prozent der Befragten gehen „mindestens ein- bis zweimal pro Monat“ in die Moschee. Ein Fünftel gibt an, ganz „ohne Religion“ zu leben, nur fünf Prozent wollen ihre Kinder auf eine Koranschule schicken. Die meisten muslimischen Bürger halten dennoch an Traditionen wie dem Fastenmonat Ramadan, der Pilgerfahrt nach Mekka und dem Bann von Alkohol fest. Zur islamischen Identität „à la française“ gehört auch, dass Muslime zu 76 Prozent den Linksparteien nahe stehen – obwohl Präsident Chirac auf der Beliebtheitsskala der Politiker den ersten Platz einnimmt. In einem Punkt unterscheiden sich die muslimischen Bürger von ihren Landsleuten: Antisemitische Vorurteile sind bei ihnen stärker verbreitet. „Die Juden haben in Frankreich zu viel Macht“, glauben 39 Prozent der Muslime – beim Rest der Bevölkerung sind 20 Prozent dieser Ansicht.

MICHEL EULER / AP

Musliminnen in Paris

TÜRKEI

Scheidung vor der Hochzeit?

Verbittert und illusionslos startet Ankara in die Beitrittsgespräche mit der Europäischen Union. Die Zustimmung für den Gang nach Westen schwindet, alte EU-Gegner melden sich zurück. Doch die Empörung über die zaudernden Europäer birgt Risiken – nicht nur für die Türken.

Vielleicht liegt es an seinem eigenen häuslichen Glück, vielleicht an den vielen prominenten Ehen, die er als Bürgermeister und höchster Standesbeamter von Istanbul geschlossen hat – der türkische Premier Recep Tayyip Erdogan betrachtet Außenpolitik jedenfalls gern unter dem Blickwinkel der Heiratspolitik.

Wie eine „katholische Hochzeit“ stelle er sich den Beitritt seines Landes zur Europäischen Union vor, hat er dem italienischen Ministerpräsidenten Silvio Berlusconi einmal anvertraut. Der Christ verstand sofort, worauf der Muslim aus war: ein rauschendes Fest, ein großes Brimborium – und ein Bündnis, bis dass der Tod es scheide.

Das war vor knapp drei Jahren, die Europa-Euphorie am Bosporus hatte ihren Höhepunkt erreicht. 85 Prozent der Türken sprachen sich für den EU-Beitritt aus. Berlusconi kam als Trauzeuge für Erdogans Sohn Bilal nach Istanbul, sein griechischer Kollege Konstantinos Karamanlis folgte später, um bei der Hochzeit von Bilals Schwester Esra dabei zu sein.

Inzwischen sinken die Umfragewerte für Europa mit jeder Woche, nur noch gut 60 Prozent der Türken haben sich ihre Vorfreude auf einen Beitritt bewahrt. Und wieder hat Erdogan ein Ehegleichnis gefunden, das die Lage trefflich schildert: Die ständig neuen Auflagen der Europäer so kurz vor Beginn der Beitrittsgespräche, ja gar das Trostpflaster einer „privilegierten Partnerschaft“ – das alles sei, als „wenn man an der Hochzeitstafel sitzt und plötzlich sagt: ‚Lass uns Freunde bleiben.‘“

Verbittert und illusionslos gehen die Türken in die Verhandlungen, die nun in Luxemburg beginnen. Es scheint ein trostloser Polterabend für eine womöglich nie stattfindende Hochzeit zu werden. Man werde das Beitrittsgesuch zurückziehen, warnte Außenminister Abdullah Gül, falls Europa neue Bedingungen stelle oder das Verhandlungsziel der Vollmitgliedschaft verwässere. Ein solcher Abschied, so Gül, wäre dann endgültig.

Selbst der Ausgang der deutschen Bundestagswahl, den die türkische Presse als das „Begräbnis der privilegierten Partnerschaft“ feierte, hat die Stimmung nicht wirklich gewendet. „Auch wenn die Verhandlungen am 3. Oktober beginnen – wer weiß schon, was am 4. Oktober passiert oder welche Krise uns in sechs Monaten wieder an den Abbruch der Beziehungen treibt“, orakelt die Tageszeitung „Sabah“.

REUTERS

Premierminister Erdogan
Die Euphorie ist verflogen

Warum diese Trübsal am Vorabend eines Tages, auf den Ankaras Diplomaten seit 50 Jahren hingearbeitet haben und der nach herkömmlicher Staatsdoktrin die Vollendung eines historischen Auftrags einläuten soll? „Wir Türken gehen immer nur in eine Richtung“, hatte der Republikgründer Mustafa Kemal, genannt Atatürk, seinen Landsleuten hinterlassen – „nach Westen“.

Äußerlich könnte der Grund der Verstimmung kaum prosaischer sein. Es ist die vertrackte Lage auf der geteilten Mittelmeerinsel Zypern. Ankara sträubt sich, die Regierung des griechischen Südteils als Vertretung der gesamten Insel anzuerkennen und verweigert Schiffen und Flugzeugen aus der Republik Zypern die Benutzung türkischer See- und Flughäfen. Europa aber besteht auf einer offiziellen Anerkennung des EU-Mitglieds im Zuge der nun beginnenden Verhandlungen. Ohne diesen Schritt und ohne Aufnahme des freien Warenverkehrs, so Brüssels Verkehrskommissar Jacques Barrot, könnten die Beitrittsgespräche nicht zu einem Erfolg führen, ja „viele Kapitel“ erst gar nicht eröffnet werden.

Die Türken seien stur, Brüssel aber vielleicht zu formalistisch, sagt selbstkritisch ein westlicher Diplomat in Ankara. Dass Erdogan den starrsinnigen Führer der Inseltürken, Rauf Denktaş, entmachtet habe, hätten die Europäer bis heute nicht ausreichend gewürdigt – so wenig wie die begeisterte Annahme des Uno-Plans zur Wiedervereinigung der Insel im April 2004 durch die nordzyprischen Türken.

Tatsächlich ist der Zypern-Konflikt in der Türkei inzwischen zu einer Chiffre für das wachsende Unbehagen am gesamten Europa-Projekt geworden. Von einem „Genug-ist-genug-Gefühl“ spricht der Kolumnist Semih Idiz. „Wenn die Regierung heute erklären würde, sie breche die Beziehungen zur Europäischen Union ab, würde sie dafür große Zustimmung ernten.“

Wie aus einem politischen Koma sind in den vergangenen Monaten die alten EU-Gegner wiedererwacht. Unterstützt von soliden Signalen aus Brüssel, hatte Erdogan sie nach seinem Amtsantritt an die Wand

REUTERS

Außenminister Gül (l.), EU-Kollegen*
Ein Abschied wäre endgültig

* Per Stig Møller (Dänemark; hinten), Javier Solana (außenpolitischer EU-Sprecher), Michael Frendo (Malta), Georgios Iacovou (Zypern) am 2. September im südwalisischen Newport.

FATIH SARIBAS / REUTERS

Nationalistischer Aufruhr vor der Bilgi-Universität in Istanbul*: *„Kein Land kann sich so gut wie die Türkei ins Knie schießen“*

gedrückt: die rechten Ultras von der Partei der Nationalistischen Bewegung (MHP), die Hardliner im türkischen Generalstab und die Beton-Kemalisten im Staatsapparat – die „bürokratischen Oligarchien“, wie der Premier sie abschätzig nannte.

Seit in Europa der Wind drehte und mit den Referenden gegen die EU-Verfassung in Frankreich und den Niederlanden auch der Beitritt der Türkei in die Kritik geriet, wächst am Bosporus der Eindruck, gemobbt zu werden. Bunkerstimmung hat sich breit gemacht.

„Ich würde die Türkei auch nicht in die Union aufnehmen, wenn ich Europäer wäre“, sagt Emin Çölaşan spöttisch. Der stramm nationalistische Kolumnist der Tageszeitung „Hürriyet“ gilt als Sprachrohr des konservativen Offizierscorps. Vor einem Jahr, als Erdogan mit dem festen Datum für Beitrittsgespräche aus Brüssel zurückkam, machten Kollegen noch Witze über den alten Haudegen aus Ankara: „Emin wettert gegen Europa, er hat den Zug der Zeit verschlafen.“

Inzwischen haben Çölaşans Kommentare wieder Hochkonjunktur. Die EU habe sich die Türkei wie ein unmündiges Kind „auf den Schoß gesetzt“, schreibt er. Die Reformgesetze, welche die Regierung unter europäischem Druck durchgesetzt habe, schwächten den türkischen Staat: Sie würden eine effiziente Bekämpfung des Terrorismus unmöglich machen, den kurdischen Separatismus fördern und den Einfluss der Islamisten. „All das“, sagt Çölaşan, „ist im Interesse der Europäer – es hat unsere nationale Ehre zerstört.“

Andere Kritiker zählen als Argumente auf, dass die EU Ankara kolonisieren und ausplündern wolle, dass Brüssel ständig lüge und der Türkei ausschließlich christliche Werte aufzudrücken versuche. Istanbuls MHP-Chef Ihsan Barutçu verglich die EU gar mit einem Pferd: „Man darf es nur besteigen, wenn man es lenken kann.“

Der Türke habe keinen Freund außer dem Türken, lautet ein Leitsatz dieser Denkschule, die vor allem seit der jüngsten Debatte um den Völkermord an den Armeniern Anhänger gewinnt. Drastisch bekam das der international renommierte Romancier Orhan Pamuk zu spüren, der dieses Jahr den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhält. Für seine Bemerkung, im Osmanischen Reich seien eine Million Armenier ermordet worden und in der modernen Türkei 30 000 Kurden, erhielt er nicht nur Todesdrohungen: Vom 16. Dezember an muss er sich vor einem Strafgericht verantworten.

Die Organisatoren einer wissenschaftlichen Konferenz zur Armenierfrage wurden vom Justizminister als „Vaterlandsverräter“ verunglimpft; danach verbot ein Gericht die Tagung. Vergangene Woche setzte sich eine Privatuniversität über das Urteil hinweg – die Teilnehmer, darunter ein ehemaliger Außenminister, wurden von Demonstranten mit Eiern beworfen.

Schlechte Erfahrungen mit dem Staatsapparat machen derzeit auch wieder religiöse Minderheiten. Die Aleviten, eine aus der Schia hervorgegangene Glaubensgemeinschaft in der überwiegend sunnitischen Türkei, beklagen, der Staat fördere ausschließlich den sunnitischen Islam; man werde notfalls vor den Europäischen Gerichtshof ziehen, um eine Gleichstellung mit den Sunniten durchzusetzen.

Als „unangemessen“ bezeichnete der stellvertretende Regierungschef Ali Şahin, dass der in Istanbul residierende orthodoxe Patriarch Bartholomäus I. kürzlich den Papst in die Türkei einlud. Derlei sei dem türkischen Staat vorbehalten; der Pontifex (der sich als Kardinal Ratzinger gegen einen EU-Beitritt der Türkei ausgesprochen hatte) müsse schon mit einer Einladung aus dem Präsidentenpalast vorlieb

* Protestkundgebung am 24. September gegen eine Konferenz über den türkischen Völkermord an den Armeniern.

nehmen. „Kein Land ist so gut wie die Türkei darin, sich selbst ins Knie zu schießen“, bemerkte Außenminister Gül flapsig.

Erdogan stemmt sich bislang wacker gegen die Welle des Chauvinismus im Land. Er missbillige das Gerichtsverbot der Armenien-Konferenz, sagte er vergangene Woche, „denn ich will in einer Türkei leben, in der die Meinungsfreiheit umfassend gilt“. Das Kurdenproblem müsse mit „mehr Demokratie, mehr Bürgerrechten und mehr Wohlstand“ gelöst werden. Nicht einmal der Attentatsversuch eines irregeleiteten Nationalisten vor zwei Wochen brachte ihn aus der Ruhe.

Tatsächlich, berichten Diplomaten in Ankara, habe der Premier den Glauben an das Ziel des EU-Prozesses bereits aufgegeben. Noch hoffe er, vor Ablauf der Ankara gewogenen britischen EU-Präsidentschaft ein oder zwei unproblematische Verhandlungskapitel zu eröffnen – Statistik und Umwelt etwa, zwei Disziplinen, in denen die Türkei schon heute mit europäischen Standards arbeitet. Im Januar übernehmen dann die Türkei-kritischen Österreicher die Präsidentschaft, von da an rechnen die Türken mit einem praktischen Stillstand der Verhandlungen.

Zumindest zwei Jahre noch will Erdogan den offenen Bruch mit Brüssel vermeiden, denn bis 2007 läuft das milliardenschwere Türkei-Programm des Internationalen Währungsfonds. Danach gilt, was er in schwierigen Phasen immer wieder betont hat, ohne konkret zu werden: Die Türkei habe „Alternativen“ zu Europa.

Die freilich sind auch für die Europäer bedenklich, rechnet der Türkei-Experte Bülent Aliriza vom Center for Strategic and International Studies in Washington vor: Außenpolitisch könnte dies die Annäherung an Russland, Iran und Syrien bedeuten, auf die hohe Militärs bereits offen drängen. Insbesondere Erdogans Verhältnis zu Wladimir Putin ist ausgezeichnet; dessen Machtfülle soll dem türkischen Premier sehr imponieren.

Vor allem im Inneren sei aber mit Rückschritten zu rechnen, sagt Aliriza. Der wieder aufflammende Kurdenkonflikt drohe sich ohne Europas mäßigenden Einfluss weiter zu verschärfen, der Generalstab könnte etwa in einigen Kurdenprovinzen erneut den Ausnahmezustand verhängen. „Es ist nicht selbstverständlich, dass die Reformen weitergehen, denn sie waren eindeutig ein Ergebnis des Europa-Prozesses.“

Die Erwartungen sind bescheiden am Vorabend der Beitrittsverhandlungen. „Was ist die EU?“, wollte die englischsprachige „Turkish Daily News“ vorige Woche in einer Internet-Umfrage wissen. Fast 800 Leser antworteten, und zwar eindeutig: 2,6 Prozent hielten sie für „ein Modernisierungsprojekt“, 46,9 Prozent aber kreuzten die Rubrik an, die EU sei nichts weiter als „ein christlicher Club“. Bernhard Zand

QUIDU NOEL / GAMMA / STUDIO X

Bosnien-Verwalter Ashdown: *„Die Militäraktion gegen Karadžić wird der nächste Schritt“*

BOSNIEN-HERZEGOWINA

„Das ist ein Wunder“

Paddy Ashdown, Hoher Repräsentant der Internationalen Gemeinschaft, über zehn Jahre Wiederaufbau, die schwierige Aussöhnung und das Ringen um eine neue Verfassung

Der Bosnien-Krieg wurde mit dem am 21. November 1995 beschlossenen Dayton-Abkommen beendet. Seither wacht ein von EU und Uno bestellter Hoher Repräsentant über die Einhaltung des Friedensschlusses. Der 64-jährige Brite Lord Ashdown, ausgebildet bei den Royal Marines, später als Politiker der britischen Liberaldemokraten aktiv, hat das Amt seit Mai 2002 inne.

SPIEGEL: Knapp zehn Jahre nach Abschluss des Dayton-Abkommens funktioniert Bosnien immer noch nicht als einheitlicher Staat. Sind Sie enttäuscht?

Ashdown: Ich wollte zweierlei: Das Land zu einem normalen Staat machen, und es auf den Weg nach Europa bringen. Wir haben immerhin schon ein einheitliches Justiz- und Zollwesen, die Grundlage für ein einheitliches Steuersystem gelegt und drei verschiedene Geheimdienste zu einem vereint.

SPIEGEL: Dennoch wird Bosnien als Staat vor allem von serbischen Politikern weiter abgelehnt. Ist das multiethnische Projekt eines Zusammenlebens von Serben, Kroaten und Muslimen gescheitert?

Ashdown: Wenn man einen Schotten fragt, ob er Brite ist oder Schotte, wird er ihnen antworten, er sei Schotte. Und genauso ist es auch hier. Die Loyalität der Serben und Kroaten gegenüber dem bosnischen Staat ist äußerst gering, aber man kann die Leute nicht zwingen, die Nationalhymne von Bosnien-Herzegowina zu singen. Das Ganze braucht Zeit.

SPIEGEL: Kritiker wie Johan Galtung, Inhaber des Alternativen Nobelpreises, sehen Bosnien nach wie vor im Zustand des Kalten Krieges.

Ashdown: Man muss Bosnien mit anderen Friedensmissionen vergleichen. In Nordirland etwa ist 35 Jahre nach dem Bürgerkrieg kein einziger Flüchtling zurückgekehrt. Auch in Deutschland konnten nach den Vertreibungen im Zweiten Weltkrieg Millionen Menschen nicht nach Hause. Hier sind eine Million Flüchtlinge zurückgekehrt. So etwas hat es nie zuvor gegeben.

SPIEGEL: Dennoch leben die drei ethnischen Gruppen heute separierter denn je, beinahe wie in Ghettos.

Ashdown: Natürlich ist der Weg zum endgültigen Frieden lang, aber in Bosnien werden schon jetzt regelmäßig Wahlen abgehalten,

und anders als etwa auf Zypern existiert vollständige Bewegungsfreiheit. Zudem haben wir hier mit die stabilste Währung des gesamten Balkans. Die Zahl der nach dem Krieg stationierten Soldaten sank von 60 000 auf mittlerweile 6600. Bosnien ist weit davon entfernt, ein schwarzes Loch zu sein. Es ist die erfolgreichste Friedensmission, die die Welt je gesehen hat.

SPIEGEL: Verschließen Sie da nicht die Augen vor der Realität? 90 Prozent der Serben würden wohl bei einem Referendum für einen Anschluss an Belgrad votieren.

Ashdown: Das mag sein, gleichzeitig glauben aber auch nur zehn Prozent, dass ein solches Szenario realistisch ist. Natürlich gibt es Spannungen zwischen den drei Ethnien, aber sie sind wesentlich geringer als noch vor fünf Jahren, und das Wichtigste: Sie nehmen weiter ab. Die wahren Helden in diesem Land sind die einfachen Menschen, die an jene Orte zurückkehrten, von denen sie zuvor vertrieben worden waren. Heute leben sie dort wieder miteinander, etwa in Srebrenica. Das ist ein Wunder.

SPIEGEL: Der meistgesuchte Kriegsverbrecher, Radovan Karadžić, ist weiter auf der Flucht. Wie groß ist sein Einfluss auf die Republika Srpska?

Ashdown: Die Zahl seiner Anhänger sinkt. Er war zum Beispiel dagegen, die Armeen der Republika Srpska und der kroatisch-muslimischen Föderation zu vereinigen, aber wir haben das durchgeboxt. Noch vor Jahren hätte er eine solche Entscheidung von seinem Versteck in den Bergen aus verhindern können.

SPIEGEL: Carla Del Ponte, Chefanklägerin beim Jugoslawien-Tribunal, bezweifelt, dass es den ernsthaften Willen gibt, ihn zu fassen.

Ashdown: Der Wille ist da, aber bis Anfang des Jahres haben die Institutionen der Republika Srpska, die Polizei, kriminelle Netzwerke und viele Politiker, die Verhaftung Karadžićs noch aktiv verhindert. Das hat sich geändert. Nicht zuletzt auf Grund meines massiven Drucks.

SPIEGEL: Zum Beispiel nachdem Sie im vergangenen Sommer auf einen Schlag 59 serbische Offizielle aus ihren Ämtern entfernten.

Ashdown: Wofür ich heftige Kritik einstecken musste. Doch es hat sich gelohnt. Neun Jahre lang hat die Republika Srpska keinen einzigen Kriegsverbrecher nach Den Haag geschickt. In diesem Jahr wurden gleich neun der wichtigsten ausgeliefert. Damit sitzen Karadžićs engste Mitarbeiter hinter Gittern, er ist nun mehr und mehr auf sich gestellt. Um ihn zu fangen, mussten zwei Voraussetzungen erfüllt sein: Erstens musste die öffentliche Meinung geändert werden. Deshalb habe ich die Serben gezwungen, einen Bericht über das Massaker von Srebrenica zu verfassen, in dem sie die begangenen Kriegsverbrechen einräumen. Zweitens musste politischer Druck ausgeübt werden, um die Republika Srpska zur Kooperation mit Den Haag zu bewegen. Die Militäraktion gegen Karadžić wird der nächste Schritt sein.

ARND WIEGMANN / REUTERS

Waffenzerstörung in Sarajevo: *„Dies ist kein schwarzes Loch“*

SPIEGEL: Um das Unterstützernetzwerk trockenzulegen, müsste sympathisierenden serbischen Polizisten das Handwerk gelegt werden. Doch die Polizeireform, mit der man mehr Kontrolle über die serbische Polizei bekommen würde, droht am Widerstand der Serben zu scheitern.

Ashdown: Die Serben, die das Dayton-Abkommen gehasst haben, nutzen es nun, um einen Fortgang der Reformen zu verhindern. Dem Parlament der Republika Srpska wurde der Schlüssel zum Tor nach Europa gereicht – es hat ihn weggeworfen. Bosnien hat die Chance verpasst, zum zehnjährigen Jahrestag von Dayton Gespräche für ein Stabilisierungs- und Assoziierungsabkommen mit der EU aufnehmen zu können. Damit hält ein Teil des Landes den anderen mutwillig zurück.

SPIEGEL: Hat nicht gerade Ihre Politik der harten Hand die Spaltung zwischen den ethnischen Gruppen vertieft?

Ashdown: Viele haben mich kritisiert, weil ich gegenüber den Serben zu harsch vorgegangen bin. Aber ich will an den Ergebnissen gemessen werden. Der Widerstand in Banja Luka gegen die Zusammenarbeit mit dem Internationalen Kriegsverbrechertribunal jedenfalls ist heute geringer als je zuvor.

SPIEGEL: Auch in der Bildung ist die Teilung des Landes noch nicht überwunden. In der Föderation, also bei Kroaten und Muslimen, gibt es wieder getrennte Schulen.

Ashdown: Das ist eine Konsequenz aus der Geschichte dieses Landes. Ich akzeptiere die Trennung nicht, in Zukunft müssen die Schulen integriert werden.

SPIEGEL: In Diplomatenkreisen wird hinter vorgehaltener Hand die Aufhebung der beiden Entitäten und die Bildung eines starken Gesamtstaats gefordert.

Ashdown: Dies wird nie ein zentralisierter Staat wie Frankreich oder Großbritannien sein. Er wird eher dezentrale Strukturen aufweisen – wie etwa Belgien oder die Schweiz –, um den ethnischen und religiösen Unterschieden gerecht zu werden. Die Republika Srpska und die kroatisch-muslimische Föderation sind im Dayton-Vertrag festgeschrieben worden. Wenn sie irgendwann abgeschafft werden sollen, müsste das durch den Willen der bosnischen Bevölkerung geschehen.

SPIEGEL: Als Sie vor drei Jahren das Amt des Hohen Repräsentanten übernahmen, sagten Sie, Sie wollten der letzte internationale Bosnien-Verwalter sein. Haben Sie die Widerstände unterschätzt?

Ashdown: Wir sind nah an dem Punkt, an dem das Land keinen Hohen Repräsentanten mehr braucht. Ich schließe nicht aus, dass ab Oktober nächsten Jahres ein spezieller Vertreter der Europäischen Union diese Aufgabe übernimmt, dann aber mit verminderten Befugnissen. Es wird einige Jahre dauern, aber dieses Land wird es in die EU schaffen – Europa ist seine einzige Zukunft. Das gilt nicht nur für Bosnien-Herzegowina, sondern für den gesamten Balkan.

INTERVIEW: RENATE FLOTTAU, MARION KRASKE

LORETI / EMBLEMA / ROPI

Premier Berlusconi (r.), Ministerkollegen Pisanu, Fini: *Absetzbewegung der Paladine*

ITALIEN

„Gewöhnt an Finsternisse“

Die Ära Berlusconi neigt sich dem Ende zu, der Kampf um seine Nachfolge hat schon eingesetzt – und die Rechte des Landes gruppiert sich neu.

Er will aufstehen. Die Pressekonferenz ist beendet, alles gesagt. „Ihnen allen vielen Dank“, meint Silvio Berlusconi noch und drückt sich aus dem Sessel hoch. Er sieht aus, als sei er in Gedanken schon beim nächsten Termin. Da passiert es.

„Nein“. Marco Follini hat sein Mikrofon angeschaltet, der Chef der Christdemokraten, zwei Sitze neben ihm. „Einen Moment noch“, sagt er. Und Berlusconi muss sich wieder setzen. „Unter uns gibt es manche, die Berlusconi für den bestmöglichen Kandidaten halten“, fängt Follini an. Er trägt eine Nickelbrille und wird gern mit Harry Potter verglichen. Aber Follini ist kahl. Und er ist kein Zauberer.

Berlusconi sitzt versteinert. Follini führt seinen Satz zu Ende: „Andere – darunter ich – glauben das nicht.“

Berlusconi wird gehört, wie er seinen Vertrauten zuflüstert: „Wir sind gewöhnt an Stürme und an Finsternisse.“ Aber selten wurde der Mächtige von einem politischen Verbündeten derart bloßgestellt wie im Pressesaal des Palazzo Chigi, am Donnerstag vergangener Woche. Wenn auch seither demonstrativ versucht wird, die Wogen zu glätten – geschehen ist geschehen, Berlusconi ist zum Auslaufmodell erklärt, der Kampf um die Nachfolge eröffnet.

Seit mehr als einem Jahrzehnt beherrscht Berlusconi Italiens politische Landschaft. Er ging in die Politik, als ihm die Justiz zu Leibe rückte, erst wegen Korruption, dann wegen einiger Geschäfte seines Konzerns Finninvest. Er kreierte einen neuen Politikertypus: der Medienherrscher und Fußballvereinschef als Ministerpräsident, der Gesetze durchs Parlament winkt, die ihn vor Strafverfolgung schützen. Seine Fernsehsender und Zeitungen mussten ihm zu Diensten sein. Er war darauf aus, sich den Staat wie ein Zweigunternehmen zu halten. Berlusconi, das war immer auch der Putsch von oben.

In ihrer Ohnmacht hatten seine Gegner lange Zeit gehofft, schiere Peinlichkeit würde diesen Mann zu Fall bringen. Vergebens. Alle Prozesse und Finanzskandale sind an Berlusconi abgeperlt, er hat die Lächerlichkeiten ausgegrinst.

Zu fürchten hat ein Padrone wie er allein die Respektlosigkeit der Klientel. Von Autoritätsbankrott kann ihn kein Richter freisprechen. Und bei Abgang des Gefolges hilft auch kein fünfter oder sechster oder siebter Fernsehkanal.

Nach dem schlechten Ergebnis bei den Regionalwahlen im April, bei denen seine Forza Italia in 11 von 14 Regionen verlor und die Mitte-links-Koalition Triumphe feierte, begannen demonstrative Absetzbewegungen. In Kleinstädten Umbriens gehen Bürgermeister von der Fahne. In Sizilien, wo Berlusconi bei der Parlamentswahl 2001 noch 60 von 61 Mandaten erobert hatte, suchen sich die Notablen ein neues Dach, fern von der Berlusconi-Partei.

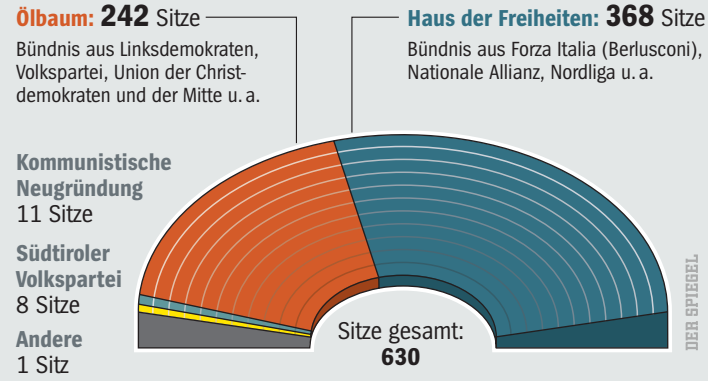
Das ist kein politisches Erdbeben, nur ein feines, aber stetes Verschieben tektonischer Platten.

Nicht zufällig sind in Rom die deutschen Wahlen sehr aufmerksam verfolgt worden. Berlusconi, der ohne demoskopisches Orakel keinen Schritt vor die Tür macht, schöpfte aus dem Ergebnis den Trost, dass auch desolate Umfragewerte kein Grund zur Panik sein müssen. Nach der jüngsten Erhebung soll die Forza ein Drittel ihrer Anhänger verloren haben und bei kläglichen 18,3 Prozent liegen.

Na, dann mach uns den Schröder, rufen ihm jetzt die Christdemokraten zu. Sie wollen vorgezogene Wahlen. Oder zumindest parteiinterne Vorwahlen nach amerikanischem Vorbild am 10. und 11. Dezem-

Sitzverteilung

im italienischen Abgeordnetenhaus, Wahlergebnis vom 13. Mai 2001



Die politischen Lager

in der September-Umfrage

Mitte links/links	**50,8 %**
davon:	
Linksdemokraten	21,4
Margerite	13,0
Kommunistische Neugründung	8,2
Mitte rechts	**43,2 %**
davon:	
Forza Italia	18,3
Nationale Allianz	13,0
Nordliga	4,6

Quelle: Umfrage für „La Repubblica“ vom 13. bis 15. September; rund 1500 Befragte

ber, um die Kandidatenfrage zu klären. Alles lieber als diese bleierne Zeit.

Die bürgerliche Rechte steht jetzt vor der Aufgabe, Ersatz für einen Mann zu finden, der Politik immer nur nach Gutsherrenart betrieben hat. Für Berlusconi zeugt jede abweichende Meinung von Undankbarkeit, wenn nicht von Verrat. Er ist überzeugt davon, zur Herausbildung einer programmatischen Identität genüge es, Abgeordneten zum Beispiel teure Uhren oder Perlenketten zu schenken.

Seine Forza Italia ist als Fanclub organisiert, ein Instrument zum Machterwerb, keines zum Regieren. In den zwölf Jahren ihrer Existenz hat die Partei kein Personal herausgebildet, das mehr wäre als eine Koterie von Paladinen des „Cavaliere“, wie Berlusconi genannt wird.

Die Schwäche des Starken wird nun von den Christdemokraten ungeniert ausgenutzt. Marco Follini und sein Parteifreund, der Parlamentspräsident Pier Ferdinando Casini, gehen seit Wochen ihrem eigenen Spiel nach. Mal sorgt der eine für Provokationen, die vom anderen gleich wieder abgeschwächt werden, mal läuft es umgekehrt. Mal wird mehr Hilfe für den Süden gefordert, mal ein neues Wahlgesetz, alles stets ultimativ und im Tonfall dessen, der nichts zu verlieren, doch alles zu gewinnen hat.

Die Forza Italia ist als Fanclub organisiert, ein Instrument zum Machterwerb, keines zum Regieren.

Follini und Casini geht es um den Aufbau eines rechtsliberalen Gegenpols. Kirchennah, wirtschaftsliberal, europäisch soll er sein. Sie träumen von einem Wiederauferstehen der alten Democrazia Cristiana, der christlichen Volkspartei, die ein halbes Jahrhundert lang Italien regierte, ehe sie Anfang der Neunziger in einem Intrigen- und Skandalwirbel zerfiel.

Die Chancen auf Renaissance sind nicht einmal schlecht. Die Bischöfe haben wieder Geschmack an der Politik gefunden und mischen sich lautstark in jede Debatte ein. In weite Ferne gerückt ist dagegen Berlusconis Plan, sein Regierungsbündnis selbst in eine moderne Volkspartei umzubauen. Die sollte dann von einem Statthalter geführt werden, während er, der „Cavaliere“, sich in den Präsidentenpalast Quirinale zurückziehen wollte, als Pater patriae und allen Ermittlungen enthoben.

Aus der Traum. Wie soll aus der Firmenpartei Forza Italia zusammen mit notgedrungen gewendeten Postfaschisten der Nationalen Allianz und einem Separatistenbund wie der Lega Nord jetzt noch eine seriöse, rechtsliberale Kraft werden? Die Interessen sind zu verschieden, die Koalitionspartner sich spinnefeind.

Nur die Nationale Allianz hält bislang still, in der nicht unberechtigten Hoffnung, ihr Führer Gianfranco Fini könnte von Berlusconi selbst noch zum Nachfolger und Statthalter ernannt werden. Außenminister Fini ist ein geläuterter Neofaschist, ein Mann, mit dem vor zehn Jahren noch niemand im Restaurant gesehen werden wollte. Inzwischen ist er zum populärsten Politiker der Rechten aufgestiegen und hätte vermutlich bessere Chancen, in einem Duell mit dem spröden Oppositionsführer Romano Prodi zu bestehen.

Der „Cavaliere“ hat nicht nur an Autorität verloren, seine Regierung zeigt offene Zerfallserscheinungen. Aus Protest gegen den „immobilismo“, die Untätigkeit, reichte Finanzminister Domenico Siniscalco vorige Woche seinen Rücktritt ein – mitten in den Beratungen über den neuen Haushalt.

Siniscalco hatte wochenlang zusehen müssen, wie der Zentralbankchef Antonio Fazio das ohnehin nicht große Ansehen des italienischen Finanzwesens aufs Spiel setzte. Berlusconi schaute zu, tatenlos.

Gegen Fazio laufen Ermittlungen wegen des Verdachts auf Amtsmissbrauch. Er steht unter Feuer, seit er bei zwei Bankübernahmen angeblich unzulässig intervenierte. In einem Fall hatten die Banca Popolare Italiana und der holländische Finanzkonzern ABN Amro miteinander konkurriert. Fazio sprach sich, gegen den geballten Rat seiner Fachleute, für die weniger liquiden Italiener und gegen die potente fremde Heuschrecke aus.

Fazio ist ein Sympathisant des Opus Dei und erfreut sich großer Freiheiten. Nach den Statuten der Zentralbank ist er auf Lebenszeit ernannt und daher niemandem untertan.

Auch wegen solcher Eskapaden gehört der Unternehmerverband Confindustria mittlerweile zu den schärfsten Kritikern der Regierung Berlusconi. Sein Präsident, der Fiat-Chef Luca Cordero di Montezemolo, benutzt jede Gelegenheit, dem Premier Unfähigkeit vorzuwerfen. Die Verschwörer Casini und Follini können auf die Unterstützung der Confindustria zählen. Das erklärt das Selbstbewusstsein, mit dem sie Berlusconi gegenüber auftreten.

Und der „Cavaliere“, was macht er nun? Berlusconi wartet offenbar ab, anstatt Schröder nachzuahmen. Im Umfeld des Premiers heißt es, der habe nur noch den Ehrgeiz, als erster Ministerpräsident eine volle Amtszeit durchzustehen.

Am Dienstagabend sprach der Regierungschef noch einmal vor dem Senat, im Palazzo Madama. Er erzählte, wie gut es Italien gehe, wobei ihm die wachsende Zahl der Handys als Beweis diente. Dann machte er einen Witz: „Die Opposition sagt, wir hätten das Land an den Rand des Abgrunds geführt. Jetzt wollen sie, dass wir einen Schritt vorwärts gehen.“ Berlusconi lachte so laut, dass er Mühe hatte, ins Redemanuskript zurückzufinden.

Niemand lachte mit ihm. Im Saal blieb es ganz still.

ALEXANDER SMOLTCZYK

Gefallene chinesische Soldaten im Korea-Krieg (1951)*: *Hekatomben von Toten*

Der große Zerstörer

Noch immer gilt Mao Zedong seinen Landsleuten, aber auch vielen Westlern als großer Revolutionär und Philosoph. Die KP ehrt ihren Gründer als bedeutenden Staatsmann. Nun belegt eine neue spektakuläre Biografie, dass Mao mehr Menschen umgebracht hat als Hitler und Stalin.

Das Gesicht des einbalsamierten Leichnams ist gelblich verfärbt, eine blutrote chinesische Fahne bedeckt die Beine des geschrumpften Körpers. Kübel mit Zierpflanzen säumen den Kristallsarg, auf den das kalte Dämmerlicht von Neonröhren fällt. Ordner drängen die Besucher weiterzugehen, denn ununterbrochen wollen Tausende dem Verstorbenen in seinem Mausoleum ihre Reverenz erweisen.

Tagein, tagaus, als wäre der Volksheld gerade erst aus dem Leben gerissen worden, kommen die Massen, weil sie die Überreste des wohl berühmtesten Chinesen aller Zeiten sehen wollen; sein Name lautet: Mao Zedong.

Mehr als 25 Jahre lang – von der Gründung der Volksrepublik China 1949 bis zu seinem Tode 1976 – hat er als Diktator die Geschichte seines riesigen Landes weitgehend selbst geschrieben und so das Leben von gut einem Fünftel der Erdbevölkerung geprägt.

Zu Lebzeiten ließ er sich von der KP mit einem monströsen Personenkult als großer Revolutionär feiern, der China dem sozialistischen Paradies näher gebracht habe. Heute ehren ihn die chinesischen Kommunisten – ungleich verhaltener – vor allem als Staatsgründer und Vater der Nation.

Sein Konterfei prangt noch immer auf Banknoten, seine Gedichte sind auf hauchfeinen Blättern aus 24-karätigem Gold erhältlich. Das über 30 Quadratmeter große Porträt Maos am Tor des Himmlischen

* Schlachtfeld bei Chunchon, inspiziert von südkoreanischen und US-Soldaten.

Mao-Kult während der Kulturrevolution (um 1968):

AP (L.); SOVFOTO (R.)

Katastrophe für China und die Welt

Friedens in Peking ist nach wie vor die bekannteste Ikone des Landes. Das Mao-Mausoleum auf dem größten Platz der Hauptstadt ist jenem Memorial in Washington nachempfunden, in dem die Amerikaner ihren großen Präsidenten Abraham Lincoln ehren. Die Marmorstatue in der Vorhalle zeigt einen milde lächelnden Mao in staatsmännischer Pose.

Auch in den westlichen Industrieländern hat der Chinese Anerkennung gefunden, denn er brach mit der Sowjetunion und öffnete sein Land Anfang der siebziger Jahre sogar ein wenig zum Westen hin. Mit Hilfe von Mao versuchte US-Präsident Richard Nixon, die Moskauer Rivalen um die Macht auszustechen. Politiker unterschiedlicher Nationalität und Couleur rühmten den chinesischen Despoten nach seinem Ableben als „Leuchtturm des Weltgeistes“ (Frankreichs Präsident Valéry Giscard d’Estaing), „Herz und Motor Chinas“ (der CSU-Vorsitzende Franz Josef Strauß) oder „Titan unserer Zeit“ (US-Außenminister Henry Kissinger).

Eine ganze Generation – die derzeit im Westen abdankenden 68er – sah in dem „Großen Vorsitzenden“ einen Helden des sogenannten antiimperialistischen Befreiungskampfes. Während der Demonstrationen gegen den Vietnam-Krieg der Amerikaner zogen Hunderttausende unter dem Banner Maos durch die Straßen westlicher Metropolen und skandierten Sprüche aus der Mao-Bibel, einer Sammlung seiner oft zynischen historischen Aussprüche und Aphorismen. Mao wurde zum großen Anführer einer permanenten Revolution stilisiert – angeblich unkompromittierbar und durch keinen Sachzwang von seinem leuchtenden Pfad abzubringen.

Spätestens mit Andy Warhols farbigen Mao-Drucken stieg er sogar zur Pop-Ikone auf – und ist es bis heute geblieben. Mao-Memorabilien bringen Rekordpreise in den großen Auktionshäusern der Welt: 13 000 Dollar für einen Aschenbecher aus seinem Besitz, 50 000 für eine Suppenschüssel. Dafür finden sich inzwischen sogar chinesische Käufer.

Auch im Westen gelten T-Shirts oder Anstecker mit Mao-Porträts weiterhin als schick, während andere Tyrannen, Josef Stalin etwa oder Pol Pot, die Gunst der Massen längst – und zu Recht – verloren haben.

Für Mao dagegen finden manche noch immer große Worte: Erst kürzlich rief die „Zeit“ ihn wieder zum „Einiger Chinas“ und „Philosophen des asiatischen Sozialismus“, kurz einem „Giganten des 20. Jahrhunderts“ aus. Mitglieder einer Delegation des Deutschen Bundestags unter Präsident Wolfgang Thierse (SPD) besuchten noch im Frühjahr das Mausoleum und erwiesen dem Diktator damit ihre Reverenz.

Das könnte allerdings das letzte Mal gewesen sein, dass Berliner Politikern ein sol-

cher Fauxpas unterläuft. Denn nun ist eine Biografie über den „Großen Steuermann“ auf den Markt gekommen, der zuzutrauen ist, was Historiker seit Jahren vergebens versuchen: den Mao-Mythos ein für alle Mal zu zertrümmern. Die fulminante, knapp 1000-seitige Anklageschrift bringt alle Voraussetzungen mit, Maos Bild zumindest im Westen auf breiter Basis neu zu definieren. Sie wurde nämlich nicht im akademischen Elfenbeinturm verfasst, sondern von der Chinesin Jung Chang – einer der erfolgreichsten Autorinnen der Welt.

Allein ihre Familiensaga „Wilde Schwäne“ über das Leben und Leiden dreier Frauengenerationen in China im 20. Jahrhundert wurde über zehn Millionen Mal gekauft und in 30 Sprachen übersetzt. Und ihre Darstellung des Weges Maos vom Bauernjungen zum Herrscher über fast eine Milliarde Menschen ist auf dem Wege, ein ähnlicher Renner zu werden. Schon jetzt steht das Werk der in London lebenden Chinesin auf den Bestsellerlisten in Großbritannien, Australien und Neuseeland ganz oben. Diese Woche kommt es auch in Deutschland auf den Markt*.

Chang und ihr Mitautor und Ehemann, der britische Historiker Jon Halliday, haben für ihre Recherchen Hunderte Zeitzeugen befragt und Dutzende Archive besucht. Zwar sind die Unterlagen der KP-Zentrale weiterhin bestenfalls linientreuen Wissenschaftlern zugänglich. Doch in den Provinzen kann man inzwischen relativ uneingeschränkt forschen. Vor allem aber lässt sich in ehemals sowjetischen Archiven mancher Fund machen. Bis zum Bruch zwischen Mao und Kreml-Chef Nikita Chruschtschow, Anfang der sechziger Jahre, war niemand über die Lage in China so gut informiert wie die sowjetischen Genossen.

Vom romantisch verklärten Bild des Bauernführers Mao, der China in die Moderne katapultierte und die Grundlagen für den Wiederaufstieg des uralten Reichs zur Großmacht legte, bleibt nach Changs und Hallidays Recherchen nichts übrig. Sie zeigen vielmehr einen machtbesessenen Egomanen, der seine Erfüllung in der Zerstörung fand: Auf beinahe jeder Station seines Weges an die Macht hinterließ Mao Hekatomben von Toten.

Seinen Aufstieg finanzierte er mit Drogenhandel; Rivalen wurden schon in den dreißiger Jahren auf brutalstmögliche Weise beiseite geräumt. Später, als Diktator, opferte er beträchtliche Teile jener Massen, deren Glück zu wollen er vorgab, und zerstörte vielerorts die jahrtausendealte chinesische Kultur.

Ein Netz aus vielen hundert Strafgefangenenlagern überzog das Land, in denen die Inhaftierten in Orwellscher Manier umerzogen werden sollten. Auf über 70 Millionen schätzen Chang und Halliday die Zahl derjenigen, die der Tyrann erschießen, erschlagen oder verhungern ließ. Mao übertrifft damit Hitler und Stalin – die anderen großen Schlächter des 20. Jahrhunderts – bei weitem.

Bis heute sind viele Chinesen von Maos Herrschaft traumatisiert. Obwohl beinahe jede Familie Opfer zu beklagen hat, wird über das Leid der Vergangenheit selbst in den eigenen vier Wänden wenig gesprochen. „Meide Politik, kümmere dich nur um dein Fortkommen, hinterlasse nichts Schriftliches, was einmal gegen dich Verwendung finden könnte“ – junge Chinesen berichten, dass so die Empfehlungen ihrer Eltern lauten. Es sind Rat gewordene Erfahrungen einer Generation, die unter Mao die Staatsmacht fürchten lernte.

Die Familie der Biografin Chang hat selbst unter dem Terror-Regime gelitten (siehe Seite 143); mit entsprechendem Furor ist das Buch verfasst. Nicht alle Thesen werden wohl Bestand haben. Gelegentlich tun die Autoren den Quellen sogar Gewalt an, indem sie Zitate sinnentstellend aus dem Zusammenhang reißen. Doch es gibt keinen Grund, an dem Gesamtbild zu zweifeln.

Mao war eine Katastrophe für China und die Welt, und vermutlich ist die Welt sogar noch gut davongekommen: Hätte sich die Kreml-Führung um Chruschtschow nach Maos Rat gerichtet, wäre womöglich die halbe Menschheit ausgelöscht worden. Denn Mao riet, den Westen herauszufordern, auch wenn ein solcher Schritt zum Atomkrieg zwischen Ost und West führen sollte. Im schlimmsten Fall würden zwar große Teile der Erde verwüstet, aber dafür würde „der Imperialismus ausgelöscht und die ganze Welt sozialistisch“.

Das sozialistische Paradies, jetzt und sofort, das war immer Maos Traum gewesen.

NATIONAL ARCHIVES

Demütigung von Landbesitzern Anfang der fünfziger Jahre: *Prügeln, ertränken, steinigen*

* Jung Chang, Jon Halliday: „Mao. Das Leben eines Mannes, das Schicksal eines Volkes“. Karl Blessing Verlag, München; 976 Seiten; 34 Euro.

Chinas Tragödie

Der junge Mao (1919)

1893 Mao Zedong, wird in Shaoshan, Provinz Hunan, geboren.

1912 China wird Republik. Der sechsjährige Kaiser Puyi dankt ab.

1916 bis 1928 Die Republik zerfällt. „Warlords“ beherrschen mit Privatarmeen die Provinzen.

1921 Mao nimmt am Gründungskongress der Kommunistischen Partei Chinas (KPCh) in Shanghai teil.

1927/1928 General Chiang Kai-shek von der Nationalen Volkspartei (Kuomintang) bildet in Nanjing eine Nationalregierung und steigt zum führenden Staatsmann Chinas auf. Er bricht die Macht der „Warlords“ und verfolgt die Kommunisten.

1931 Japanische Truppen besetzen die zu China gehörende Mandschurei.

1934/1935 Vier kommunistische Armeen retten sich vor den Kuomintang-Truppen mit dem „Langen Marsch“ in den Norden.

1937 bis 1945 Im Chinesisch-Japanischen Krieg kommen mindestens 15 Millionen Chinesen um.

1943 Mao wird Vorsitzender des Zentralkomitees der KPCh. Der Personenkult setzt ein.

DER SPIEGEL

Und je weiter sich die Welt von diesem Traum entfernte, desto grausamer und bitterer wurde der Diktator.

Die Suche nach den ersten Spuren des „Großen Vorsitzenden“ führt in die Provinz Hunan im Süden Chinas – in eine Landschaft, so schön wie ein Bilderbuch. Maos Heimatdorf Shaoshan mit den wenigen Lehmhäusern erstreckt sich zwischen Reisfeldern in einem kleinen Tal, eingeschlossen von bewaldeten Hügeln. Der Vater bringt es als Reisbauer und Schweinehändler zu Wohlstand. Am 26. Dezember 1893 wird Mao geboren.

Der Vorname Zedong bedeutet „Im Osten schimmern“ und spiegelt die Hoffnung der Eltern wider, ihr Sohn werde einst als kaiserlicher Beamter in Peking Karriere machen. Aber der hochbegabte – und aufsässige – Junge fliegt von mehreren Schulen; Mao senior lässt ihn schließlich auf dem Hof mitarbeiten.

Ein Buch des Schriftstellers Zheng Guanying über Chinas Rückständigkeit weckt dann doch noch das Interesse des lesewütigen Jugendlichen an einer umfassenden Ausbildung. Den inzwischen 17-Jährigen zieht es in das 60 Kilometer entfernte Changsha, die weltoffene Hauptstadt der Provinz. Zahlreiche amerikanische und europäische Unternehmen haben hier Niederlassungen.

Maos Altersgenossen in Changsha träumen von einer nationalen Erhebung. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts ist China der Schauplatz blutiger Aufstände. Millionen Chinesen fallen Hungersnöten zum Opfer, immer wieder rebellieren die Bauern. Derweil nutzen die europäischen Kolonialmächte die Schwäche des „kranken Mannes am Gelben Meer“ und erzwingen sich große Einflusssphären.

1912 wird China schließlich Republik; der letzte Kaiser, ein sechsjähriger Junge, tritt zurück.

AKG

Pop-Ikone Mao*
Im Westen verehrt und bewundert

In Changsha berauscht sich Mao an der revolutionären Stimmung und meldet sich zur republikanischen Armee. Aber das neue China versinkt schon bald wieder im Chaos. Regionale Militärbefehlshaber, sogenannte Warlords, errichten in den Provinzen ihre Reiche. China hört de facto auf, als Staat zu existieren. Entnervt vom Drill quittiert Mao den Dienst bei der Armee und wendet sich wieder der Lektüre von Büchern zu.

Der großgewachsene, gutaussehende junge Mann lässt sich zum Lehrer ausbilden. Noch heute weist ein Schild im damaligen Lehrsaal der Hochschule in Changsha Maos Pult aus. Im Juni 1918 erhält er seinen Abschluss. Er verdient fortan sein Brot mit Zeitungsartikeln, unterrichtet Geschichte an einer Schule, betreibt einen Buchhandel.

Dann lernt er bei einem Aufenthalt in Peking einige marxistisch beeinflusste Studentenzirkel kennen und ist tief beeindruckt.

Die Intellektuellen suchen nach einem Weg, um Chinas Rückständigkeit zu überwinden, und schauen nach Russland, wo nach der Oktoberrevolution gerade das Land umgekrempelt wird. Schon bald rühmt Mao die Sowjetunion als die „Nummer eins unter den zivilisierten Nationen“. Als 1921 Chinas KP ihren Gründungskongress in Shanghai abhält – angeleitet und finanziert durch zwei Abgesandte Moskaus –, ist Mao dabei. Er wird Berufsrevolutionär.

Das bürgerkriegsähnliche Chaos der zwanziger Jahre ist wohl *die* prägende Erfahrung des jungen Mao. Die Kämpfe zwischen Warlords, Kommunisten, rebellierenden Bauern und Soldaten der zunehmend mächtigen Nationalen Volkspartei (Kuomintang) um den konservativen General Chiang Kai-shek werden mit archaischer Brutalität geführt. Als Mao aufständische Bauern in seiner Heimatprovinz Hunan aufsucht, wird er Zeuge, wie Gegner der Rebellen gefoltert und massakriert werden – und begeistert sich für den revolutionären Terror: „Es ist notwendig, eine Schreckensherrschaft in jedem Bezirk zu errichten.“

Im April 1927 gibt Chiang Kai-shek seinen Männern Order, die Kommunisten zu verfolgen. Mao rettet sich mit einigen Getreuen in ein schwer zugängliches Hochtal in der Jiangxi-Provinz in Zentralchina. Es ist eine wilde Ansammlung aus Parteikadern, desertierten Soldaten, Lumpenproletariern und Banditen, die sich zum Leben nimmt, was sie bekommen kann. „Bevor die Rote Armee kam, war alles hier friedlich und glücklich“, notiert ein enttäuschter Genosse, nun sei die Gegend „völlig bankrott“.

Mao zeigt erstmals jene letzte, von aller Rücksichtnahme freie Entschlossenheit, die ihn später an die Spitze Chinas bringen wird und die auf viele seiner Getreuen eine geradezu magische Anziehungskraft ausübt. Im Auftrag Moskaus greift er 1930 feindliche Einheiten in Changsha an – obwohl dort seine Ehefrau und die drei gemeinsamen Kinder leben. Das Unterfangen ist aussichtslos und scheitert kläglich. Maos Frau bezahlt die Militäraktion mit ihrem Leben; Soldaten erschießen sie.

Es ist eine von vielen Tragödien in Maos Familie. Er heiratet insgesamt viermal und wird Vater von zehn Kindern. Fast alle erleiden ein schreckliches Schicksal. Sein äl-

* Siebdruck von Andy Warhol, 1973.

Mao und Chiang Kai-shek (1945)

1945 bis 1949 Nach dem Sieg über Japan verhandeln Mao und Chiang ergebnislos über die Verteilung der Macht. Im anschließenden Bürgerkrieg siegen die Kommunisten. Chiang flieht mit seinen Truppen nach Taiwan.

1946 bis 1952 Radikale Landreform der KP. Schätzungen zufolge werden bis zu fünf Millionen Chinesen umgebracht.

1950 Die chinesische Volksbefreiungsarmee marschiert in Tibet ein.

1958 bis 1961 In der Kampagne „Großer Sprung nach vorn“ sterben zwischen 30 und 40 Millionen Menschen. Mao verliert an Einfluss.

1959 Blutige Niederschlagung des Aufstands in Tibet. Der Dalai Lama flieht nach Indien.

1964 Erster chinesischer Atombombentest.

1966 Beginn der „Großen Proletarischen Kulturrevolution“, bei der bis zu 10 Millionen Menschen umkommen. Mao wird wieder zum unangefochtenen Herrscher.

1969 Schwere Zusammenstöße zwischen sowjetischen und chinesischen Truppen am Ussuri.

9. September 1976 Tod Maos.

Aufgebahrter Leichnam Maos

tester Sohn fällt im Korea-Krieg 1950, ein anderer Sohn wird geisteskrank. Fünf weitere Kinder müssen Mao und seine dritte Frau in den bürgerkriegsartigen Wirren der dreißiger Jahre bei Bauern oder Verwandten zurücklassen; sie sind verschollen. Glaubt man, was Maos Entourage den Biografen Chang und Halliday erzählt hat, muss er darauf mit kaum zu fassender Kälte reagiert haben.

Selbst Maos schärfste Kritiker räumen ein, dass er über einen außergewöhnlichen Machtinstinkt verfügt. Die Absichten seiner Gegner schätzt Mao fast immer richtig ein und die eigenen Möglichkeiten auch. Es gelingt ihm, im Bergland von Jiangxi einen Stützpunkt zu errichten, der bald die Größe Brandenburgs erreicht und in dem etwa sechs Millionen Menschen leben.

Nur wenige können sich für seinen Brutalokommunismus begeistern: Die Männer werden eingezogen oder müssen in Wolfram-Minen schuften. Gemäß der Parole „Revolutionäre Massen, leiht der Roten Armee Getreide“ presst Mao die Bauern aus. Dieser habe, räumt sein langjähriger Begleiter Zhou Enlai ein, „Furcht und Schrecken verbreitet“.

Wie Chang und Halliday nun dokumentieren, beschreiben Zeitgenossen schon damals Mao als „extrem hinterhältig und verschlagen, selbstsüchtig und voller Größenwahn“. Viele Genossen, die aus der Gegend stammen, lehnen den radikalen Kurs ab. Mao lässt sie liquidieren.

1934 ist die Rebellenrepublik nicht mehr zu halten. Mit zehnfacher Übermacht hat General Chiang Kai-shek das Gebiet eingekreist; auch die anderen Basen der Kommunisten in Süd- und Mittelchina geraten unter Druck durch die Kuomintang-Truppen. Die KP-Führung beschließt die Flucht.

Nicht alle Genossen können mitkommen, und mancher von ihnen möchte auch Mao am liebsten zurücklassen. Doch Mao ist dabei, als am 16. Oktober 86 000 Männer sowie 35 Frauen von Jiangxi aus aufbrechen.

Nun beginnt der „Lange Marsch“. Er zählt zur Gründungslegende der chinesischen Revolution, vergleichbar dem Sturm auf die Bastille zum Auftakt der Französischen Revolution. Aber was die maoistische Geschichtsschreibung zu einem heroischen, von Sieg gekrönten Unternehmen verklärt, ist, wie Chang und Halliday zeigen, in Wirklichkeit ein häufig ungeordneter, panischer Rückzug.

Bombardiert von den Kampfflugzeugen der Armee Chiangs, ausgehungert und von Krankheiten geplagt, legen die ausgemergelten Kämpfer 10 000 Kilometer zurück – eine Strecke wie von Berlin nach Johannesburg. Nur jeder Zehnte überlebt den Gewaltmarsch, der durch die gefährlichen Sümpfe von Gansu und über Bergmassive führt, die von ewigem Eis bedeckt sind.

Dass die Kommunisten sich überhaupt retten können, erklären die Mao-Biografen mit einer neuen These. Sie glauben, dass Chiang die Rumpftruppe Maos entkommen lässt, weil Stalin den Sohn des Generals in der Sowjetunion festhält – eine gewagte Behauptung. Wenn Chiang wirklich erpressbar ist, wieso bringt er dann fast alle Kommunisten um und lässt nur einen kümmerlichen Rest ziehen?

Im Oktober 1935 erreichen Mao und die anderen Überlebenden die dünn besiedelte Lößhochebene in Nordchina. Dort sind sie in Sicherheit, denn Chiang stellt die Verfolgung ein.

Während des Langen Marsches ist es zwischen den Parteiführern zu erbitterten Ränkespielen gekommen, aus denen der inzwischen 41-jährige Mao als einer der Sieger hervorgeht. Später schreibt er: „Der stinkende Buddha, der ich war, nahm langsam wieder Wohlgeruch an.“

Mao richtet sein Hauptquartier in dem Provinznest Yan’an ein. Heute ist die immer noch ärmliche Stadt am Yanhe-Fluss ein Pilgerort für Mao-Anhänger; ungefähr zehn Jahre hält sich der Revolutionär hier auf.

Die Zeit von Yan’an wird später zur kommunistischen Musterära verklärt. Denn Mao, der sich in der Welt der chinesischen Bauern wie kein Zweiter auskennt, setzt nun seine Vorstellungen auf weniger drakonische Weise um und versucht, die Landbevölkerung mit vorsichtigen Reformen für sich zu gewinnen, was auch gelingt. Dass sich die Kommunisten um die Dorfbewohner verdient machen, verschafft ihnen Ansehen.

Chang und Halliday können allerdings belegen, dass Maos Kommunismus light nur überlebt, weil Moskau mit erheblichen Mitteln hilft und – noch wichtiger – Mao in großem Umfang Mohn anbauen lässt. Bis zu 40 Prozent der Einkünfte stammen aus dem Drogenhandel. Ohne das Geld aus dem Rauschgiftgeschäft „hätten wir unsere Krise nicht überstanden“, räumt Mao später ein.

Den Aufstieg zum unumschränkten Herrscher der Partei verdankt der als Redner nur mäßig begabte Mao einer Mischung aus Intelligenz, Härte, Machtinstinkt und Glück. Es gelingt ihm, Verbündete in Moskau zu platzieren, die dafür sorgen, dass er bei Stalin nicht in Ungnade fällt. Der wohl wichtigste Konkurrent – der Dogmatiker Wang Ming – wird durch einen mit Mao befreundeten Arzt vergiftet. Er überlebt mit knapper Not und flüchtet später ins Moskauer Exil.

Während Mao in Yan’an seine Macht ausbaut, tobt in China der Zweite Welt-

XINHUA

Mao mit bewaffneten Bauern 1947: *Gründungslegende der chinesischen Revolution*

krieg. Zwar bombardiert die japanische Luftwaffe das abseits gelegene Hauptquartier der KP, aber näher als bis auf 100 Kilometer rücken die Truppen des Tennos nicht heran.

Die meisten Opfer haben die Streitkräfte der Kuomintang zu beklagen, doch auch kommunistische Einheiten und Partisanen wehren sich in vielen Teilen des Landes erbittert gegen die japanischen Besatzer, die so hausen wie deutsche Einheiten in Osteuropa. Grund genug für Parteichef Mao, sich als Sieger über Tokio feiern zu lassen – auch wenn am Ende die Amerikaner und nicht die Chinesen die Japaner zur Aufgabe zwingen.

Japanischen Besuchern gegenüber, die sich später für die Invasion entschuldigen, entgegnet Mao, er sei den Japanern dankbar. Hätten sie nicht große Teile Chinas besetzt, „wären wir heute noch in den Bergen".

Tatsächlich ist zu Anfang des Chinesisch-Japanischen Krieges 1937 die Rote Armee den Truppen Chiang Kai-sheks hoffnungslos unterlegen. Doch als Japan am 2. September 1945 kapituliert, kann Mao auf mehr als eine Million kampferfahrener Soldaten zurückgreifen. Schon bald beginnt der Bürgerkrieg erneut.

Mao verspricht den Bauern Land und verlangt im Gegenzug Unterstützung für seine Kämpfer – die er auch bekommt. Ob die Bauern die Hilfe freiwillig leisten, weil sie sich etwas davon versprechen, ist allerdings umstritten. Chang und Halliday verweisen auf den Terror und die daraus resultierende Angst der Landbewohner.

Überall ziehen Kadertrupps in die Dörfer und wiegeln die Menschen gegen angebliche Großgrundbesitzer auf. Gemessen an europäischen Standards sind so gut wie alle Bauern Chinas arm. Und so trifft es jene, die nur etwas mehr als das Minimum besitzen, oder die Außenseiter im Dorf. Sie müssen vor der Dorfversammlung antreten. Manche kommen mit einer Tracht Prügel davon, andere werden in Salzwasser ertränkt, mit heißem Öl übergossen oder gesteinigt. Nach Schätzungen

Mao glaubt, Sex mit mehreren jungen Frauen gleichzeitig verlängere sein Leben.

sterben bei der Landreform, die erst 1952 endet, bis zu fünf Millionen Menschen.

Die rotchinesischen Truppen haben ungleich größeren Rückhalt bei den Dörflern als die oft korrupten Kuomintang-Einheiten. Mehrfach geschlagen, die Heere durch massenhafte Desertion geschwächt, muss sich Chiang schließlich auf die Insel Taiwan zurückziehen. Sein Gegenspieler Mao hingegen zieht am 25. März 1949, in einem erbeuteten US-Jeep stehend, in Peking ein. Ein halbes Jahr später ruft er vom Tor des Himmlischen Friedens in Peking die Volksrepublik China aus. Ein Fünftel der Menschheit lebt nun unter seiner Herrschaft.

Mao nimmt mit Ehefrau Nummer vier – der einstigen Schauspielerin Jiang Qing – Quartier in Zhongnanhai, dem Regierungsviertel neben der Verbotenen Stadt.

Seit sein Leibarzt vor einigen Jahren das Schweigen brach, ist bekannt, dass sein Patient eine Mischung aus Luxus und bäuerlichem Lebensstil schätzte. Mao wechselte ungern seine Garderobe und trug monatelang dieselben abgewetzten Leinenschuhe. Den größten Teil des Tages verbrachte er im Bett oder im Schwimmbad.

Zu Maos Ansehen trägt auch heute noch der Ruf bei, er sei ein bescheidener Mann gewesen. In Museen wird zum Beleg sogar seine Unterwäsche ausgestellt. Doch ganz so karg ist sein Dasein nicht. Er lässt sich mehrere Dutzend aufwendige Residenzen bauen. Vor allem aber muss seine Entourage seine schier unerschöpfliche Lust auf Frauen befriedigen.

Berüchtigt sind die Tanzabende im Lotus-Saal. Eine sogenannte Kulturtruppe aus jungen Mädchen vom Lande ist ihm dann zu Diensten. Bei Foxtrott, Walzer oder Tango führt er seine Partnerinnen über das Parkett. Ihre Aufgabe ist es, sich dem „Großen Vorsitzenden" in jeder Hinsicht gewogen zu zeigen – eine unangenehme Pflicht: Mao hält wenig von Körperpflege und gar nichts vom Zähneputzen. Als Anhänger taoistischer Sexualpraktiken glaubt er zudem, Sex mit mehreren jungen Frauen gleichzeitig verlängere sein Leben.

Das Land, über das Mao seit 1949 herrscht, ist vom Bürgerkrieg zerstört. Millionen Vertriebene und Flüchtlinge ziehen durch das Reich der Mitte, die wenigen Straßen sind kaum passierbar, gesunkene Schiffe blockieren die Flüsse.

Die Verteidiger Maos verweisen gern auf Chinas Fortschritte während der Dik-

Schmelzöfen in der Provinz Henan während des „Großen Sprungs nach vorn“: *Da in China erstmals wieder Frieden herrscht, verzeichnet die*

tatur: die Alphabetisierung der Bauern, die bessere medizinische Versorgung in den Dörfern, die Befreiung der Frauen aus völliger Rechtlosigkeit. Maos Kritiker wenden dagegen ein, solche Modernisierungsprozesse hätten bereits Anfang des 20. Jahrhunderts begonnen und seien von Krieg und Revolution nur unterbrochen worden.

Dem Diktator steigt die Machtfülle zu Kopf. Wie der literarisch begabte Mao inzwischen seinen Platz in der chinesischen Geschichte sieht, geht aus einem seiner Gedichte hervor. Er vergleicht sich mit den großen Herrschern der Vergangenheit: „Groß ist die Schönheit dieser Berge und Flüsse, sie verführte die Kaiser der Dynastien Qin und Han, Tang und Song, sich im Kampf um sie zu messen. Doch alle waren sie klein an Wuchs, und Dschingis Khan verstand nur den Falken zu schießen zum Spaß. Denn die überragende Gestalt beobachtet heute die Szene.“

Mao Zedong auf dem Gipfel seiner Macht und Selbstgefälligkeit.

Bald schon sieht er sich als Vorbild und rühmt den „Mao-Zedong-Weg“ als Modell für die „kolonialen und halbkolonialen Länder“ der Erde, die er fortan zu seinem Einflussbereich zählt.

Als 1950 der nordkoreanische Diktator Kim Il Sung anfragt, ob Mao einen Angriff auf Südkorea unterstützen würde, bietet der sofort eigene Truppen an. Über zwei Millionen Soldaten schickt er schließlich in den Korea-Krieg (1950 bis 1953) und rettet den Aggressor Kim vor einer vernichtenden Niederlage durch die US-Armee, die den Südkoreanern beispringt.

Dass Mao den Vormarsch der GIs stoppen und diese sogar 200 Kilometer zurückwerfen kann, zählt zu seinen großen Prestigeerfolgen. Den Preis zahlen seine Soldaten, die er mit der „Taktik der Menschenwelle“ verheizt: Die Infanterie muss so lange gegen die Befestigung des Gegners anstürmen, bis dem die Munition ausgeht. Die eigenen Verluste zählen dagegen nicht.

Der Historiker Jürgen Osterhammel von der Universität Konstanz hat darauf verwiesen, dass nahezu sämtliche Machthaber Chinas im 20. Jahrhundert „in kolossalem Umfang“ gemordet hätten. Maos Menschenschinderei ist dabei unübertroffen.

Bis zu zehn Millionen Chinesen lässt er einsperren, ein Großteil davon sind politische Häftlinge. Wie einst Stalin in der Sowjetunion gibt Mao willkürlich Gefangenenquoten für bestimmte gesellschaftliche

Wer Getreide hortet oder zu spät zur Arbeit erscheint, wird lebendig begraben.

Gruppen vor. So ordnet er etwa 1957 an, zehn Prozent der Intellektuellen festzunehmen.

Seine Helfer suchen so lange nach verdächtigen Episoden im Leben von Mitgliedern der pauschal beschuldigten Gruppen, bis die Vorgabe erfüllt ist. Als untilgbarer Makel gilt vor allem die Verwandtschaft zu „Klassenfeinden“; Maos Schergen verhängen dann eine Art Sippenhaft. Und wer erst einmal in die Fänge der Sicherheitsorgane gerät, lebt fortan prekär: Bei jeder neuen Kampagne ist er der natürliche Kandidat für weitere Drangsal.

Anders als im Nationalsozialismus ist es nicht das Ziel, die Menschen in den Lagern umzubringen – auch wenn viele aufgrund der Haftbedingungen sterben. Mao will die Opfer psychisch brechen und wirtschaftlich ausbeuten.

Für jeden Gefangenen werden „Reformpläne“ festgelegt. Die Ermittler setzen etwa auf das „Prinzip Zahnpasta“; der Verdächtige soll durch wiederholtes „Ausquetschen“ zum Reden gebracht werden. Andere Häftlinge quält man mit Essensentzug, bis sie absurde Schuldgeständnisse ablegen.

Das wohl größte Verbrechen Maos ist der sogenannte Große Sprung nach vorn, Ende der fünfziger Jahre; er kostet mindestens 30 Millionen, vielleicht sogar 40 Millionen Menschen das Leben.

Den Namen erhält die Kampagne in Anlehnung an die Lehren des deutschen Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel, denen zufolge sich die Entwicklung der Gesellschaft in qualitativen Sprüngen vollzieht. Da in China erstmals seit langer Zeit Frieden herrscht, verzeichnet die Wirtschaft hohe Wachstumsraten. Mao glaubt, sein Land sei reif genug, um die nach marxistischer Lehre unabdingbare sozialistische Epoche zu überspringen und gleich in den Kommunismus überzugehen. 1957 kündigt er an, China werde bei der Stahlproduktion „in 15 Jahren Großbritannien einholen oder überholen“.

Schon bald melden die Propagandisten aus allen Ecken des Reiches Absurdes: Es sei gelungen, wird da nach Peking durchgegeben, rote Baumwolle zu züchten, indem man Tomaten und Baumwolle gekreuzt habe. Sie behaupten, Pflanzen der gleichen „Klasse“ würden – auch wenn sie eng nebeneinander gesetzt werden – einander nicht Licht und Wasser wegnehmen. Mao und andere hochrangige KP-Führer scheinen solchen Unsinn zu glauben.

Mao will selbst die Welt neu einrichten. Er befiehlt beispielsweise eine Kampagne gegen Spatzen, weil die angeblich zu viel Getreide fressen. Hunderttausende Chinesen müssen stundenlang auf Trommeln und

XINHUA

Wirtschaft hohe Wachstumsraten

Töpfe schlagen, um die Vögel so zu ängstigen, dass sie nicht landen und schließlich vor Erschöpfung tot vom Himmel fallen. Später muss Mao Spatzen aus der Sowjetunion importieren, weil, ohne Bedrohung durch die Spatzen, die Zahl der Insekten enorme Ausmaße annimmt.

Die Biografen Chang und Halliday behaupten, dass die entscheidende Triebkraft Maos die Lust an der Macht gewesen sei und nicht etwa die kommunistische Ideologie. Der „Große Sprung nach vorn“ ist allerdings ohne die Marxsche Vision der klassenlosen Gesellschaft kaum erklärbar.

Die Bauern dürfen nicht mehr zu Hause essen und kochen, sondern werden zweimal am Tag in Volksküchen – in der Regel der größte Raum im Ort – verköstigt. Woks und Pfannen sind abzuliefern; Maos Kader lassen die Kochgeräte in primitiven Öfen einschmelzen, um Stahl zu gewinnen – schließlich soll China ja Großbritannien überholen.

Aus den Dörfern werden Volkskommunen. Frauen und Männer müssen in getrennten Unterkünften schlafen. Kinder werden in Anstalten untergebracht, wo sie ständig dem Einfluss der Propaganda ausgesetzt sind. Eltern seien zwar die liebsten Menschen in der Welt, lässt Mao verkünden, aber „niemand kann mit dem Vorsitzenden Mao und der Kommunistischen Partei verglichen werden“.

Obwohl sowjetische wie heimische Funktionäre warnen, kollektiviert Mao die Landwirtschaft. Wie einst Stalin presst er aus den Dörfern das Kapital, mit dem die Industrialisierung finanziert werden soll: Die Bauern müssen zu niedrigen Festpreisen ihr Getreide abgeben.

Der Diktator verschärft sogar noch die Bedingungen: Er lässt die Getreideexporte verdoppeln – das Korn geht etwa in die Sowjetunion, nach Nordkorea oder Albanien – und verkünden, dass das rote Paradies unmittelbar bevorstehe. Die Menschen werden angehalten, so viel zu essen, wie sie können – was die Bauern auch tun, weil sie darauf vertrauen, von der Zentrale versorgt zu werden. Schon bald sind die Speicher auf dem Lande leer; als der Winter 1958 einsetzt, beginnt das große Hungern. Und Mao ist nicht bereit, jene Vorräte herauszugeben, die für die Stadtbevölkerung und die Parteikader angelegt sind.

Alle Warnungen werden auch weiterhin überhört. Wie Veteranen aus Maos Heimatdorf Shaoshan dem SPIEGEL berichten, haben sie dem berühmtesten Sohn ihres Ortes schon bei einem Besuch im Sommer 1959 erzählt, dass in einem Nachbardorf bereits die Hälfte der Einwohner gestorben sei. Sie fordern ihn auf, den „Großen Sprung“ abzubrechen. Vergebens.

Erstaunlicherweise glauben bis heute viele Chinesen, nicht Mao, sondern untergeordnete Funktionäre hätten die Katastrophe zu verantworten.

Erschütternde Augenzeugenberichte liegen vor. Da wird von einem Ehepaar erzählt, das – wahnsinnig vor Hunger – seinen achtjährigen Sohn erwürgt und isst. In Henan werden in einem Bezirk mit 900 000 Einwohnern etwa 200 Fälle von Kannibalismus nachgewiesen; auch aus anderen Regionen gibt es Belege. Der China-Experte Jasper Becker hat das alles zusammengetragen, und die Mao-Biografen Chang und Halliday zitieren daraus.

Sie weisen nach, dass mit einer halbwegs rationalen Politik die Katastrophe zu stoppen gewesen wäre. Ohne die Getreideexporte in die Sowjetunion etwa hätte sich das Elend leicht lindern lassen.

Mao erklärt stattdessen, Feinde der Revolution würden das Getreide verstecken. Er ordnet eine gigantische Terrorwelle an. Wer im Verdacht steht, Korn zu horten oder einfach nur zu spät zur Arbeit erscheint, wird lebendig begraben, gefoltert, erschlagen. Manche Opfer werden in Ochsenhaut eingewickelt, die man mit frischem Blut bestreicht und die sich beim Trocknen zusammenzieht. Beim Aus-

NATIONAL ARCHIVE

Rote Garden, Opfer in Peking (1967): *Erniedrigung mit „Schandhüten“*

NATIONAL ARCHIVES

Hinrichtung in China: *Feuer für die Revolution*

wickeln Stunden oder Tage später wird die menschliche Haut mit abgerissen.

Der Westen bekommt vom Ausmaß des Sterbens trotz gelegentlicher Flüchtlingsberichte nichts mit. Nur wenige Ausländer leben im Riesenreich, zumeist in der Hauptstadt, die sie kaum verlassen dürfen.

Erst als Peking 1982 wieder einen Zensus veröffentlicht und amerikanischen Demografen auffällt, dass in China Millionen Menschen fehlen, erfährt die Weltöffentlichkeit von den Verbrechen. Später hat auch die KP eigene Untersuchungen angestellt; demnach ist nicht mehr auszuschließen, dass dem „Großen Sprung“ wirklich bis zu 40 Millionen Chinesen zum Opfer fielen.

Drei Jahre dauert der Irrsinn. Erst 1961 haben sich in der Partei so viele kritische Stimmen erhoben, dass die KP-Führung den Kurs korrigiert.

Für die Chinesen bedeutet das Ende des „Großen Sprungs“ eine unendliche Erleichterung, für Mao hingegen ist es eine große politische Niederlage. Deng Xiaoping und andere führende Genossen wie Staatspräsident Liu Shaoqi wenden sich von ihm ab und können sich erstaunlicherweise auch durchsetzen. Sie mildern die Diktatur und liberalisieren die Landwirtschaft. Einige Mao-Opfer werden rehabilitiert, der Mao-Kult wird reduziert, der Terror zurückgefahren.

Fast erscheint es wie eine Flucht, dass sich der alternde Parteichef – er feiert 1963 den 70. Geburtstag – in den folgenden Jahren verstärkt der Außenpolitik zuwendet.

Mao ist nur zweimal im Ausland gewesen, beide Male in der Sowjetunion. Er spricht keine Fremdsprachen, und es fällt ihm schwer, sich in die Lage anderer Länder zu versetzen, wie Chang und Halliday an zahlreichen Beispielen demonstrieren. Während des Sechstagekriegs zwischen Israel und arabischen Staaten 1967 schlägt er etwa dem ägyptischen Staatschef Gamal Abd al-Nasser einen Schlachtplan vor. Dieser soll den Feind auf der Sinai-Halbinsel „in die Tiefe locken“. Nasser lehnt dankend ab: „Wir können keinen Befreiungskrieg für die Menschen im Sinai führen, weil es dort keine Menschen gibt.“

Den wohl größten Einfluss übt Mao auf Kambodscha aus, wo er die Roten Khmer unter der Führung Pol Pots unterstützt. Zu Recht bezeichnen Chang und Halliday diesen als „Maos Geschöpf“. Bei Pol Pots Versuch, den Kommunismus nach chinesischem Vorbild direkt einzuführen, sterben rund 1,7 Millionen Menschen, ein Viertel der Bevölkerung.

THE DMITRI BALTERMANTS COLLECTION / CORBIS

Tänzer Mao (1959)
Ausschweifender Lebensstil

Wie Mao denkt, geht aus dem Protokoll eines Gesprächs mit der rumänischen Führung 1964 hervor; das Papier wird demnächst vom „Cold War International History Project“ des Woodrow Wilson International Center veröffentlicht und liegt dem SPIEGEL vor. Darin kritisiert Mao an Stalin-Nachfolger Chruschtschow, während der Kuba-Krise 1962, aber auch im Streit zwischen Ost und West um Berlin viel zu nachgiebig gewesen und einem Nuklearkrieg ausgewichen zu sein.

Besonders grotesk: Mao prophezeit einen Bruderkrieg im Westen; innerhalb des nächsten Jahrzehnts würden Bundeskanzler Ludwig Erhard und die Japaner „gegen die USA kämpfen“.

Der Pekinger Kommunistenchef hat zum Zeitpunkt dieses Gesprächs bereits mit Moskau gebrochen, weil er nicht bereit ist, sich dem sowjetischen Führungsanspruch unterzuordnen.

Das Schisma des Weltkommunismus – westlichen Gesprächspartnern Maos wie Bundeskanzler Helmut Schmidt zufolge war es für den alten Mann in Zhongnanhai ein „schweres Trauma“. Mao zeigte sich geradezu besessen von der Furcht davor,

Mao glaubt, die Bundesrepublik und Japan würden bald gegen die USA Krieg führen.

dass die Sowjets ihn angreifen könnten. In der Tat spielte der Kreml mit diesem Gedanken; wie real die Kriegsgefahr war, bleibt allerdings unklar.

In den Metropolen Peking, Shanghai und in anderen Städten müssen Millionen Zivilisten riesige Bunker- und Tunnelanlagen bauen. In der Hauptstadt können heute Touristen nahe des Tiananmen-Platzes in die dunklen, nassen Gänge hinabsteigen. Gegen den von Mao befürchteten Atomangriff hätten die Gemäuer freilich kaum Schutz geboten.

Hitler, Mao, Pol Pot – viele totalitäre Diktatoren des 20. Jahrhunderts haben sich als unfähig erwiesen, ihren Herrschaftsbereich wirklich zu konsolidieren. Mao, der große Zerstörer, will überhaupt nicht, dass das von ihm gegründete sozialistische China zur Ruhe kommt. Man müsse immer wieder, so behauptet er, „Feuer entfachen“, um die Revolution am Leben zu erhalten.

1966 bäumt er sich ein letztes Mal gegen die Wirklichkeit auf und unterwirft das Land der „Großen Proletarischen Kulturrevolution“, die China in Anarchie und Chaos stürzt und noch einmal Millionen Menschen das Leben kostet.

Es beginnt damit, dass sich Mao die Unterstützung des mächtigen Verteidigungsministers Lin Biao sichert. Dieser gibt Order, zwei zusätzliche Divisionen nach Peking zu bringen, und lässt Offi-

„Immer in meinem Herzen“

Auf den Mythos Mao kann Chinas Kommunistische Partei auch in Zukunft nicht verzichten.

Die große Verehrung, noch immer: „Mao hat die Chinesen von den Japanern, den Kapitalisten und den Großgrundbesitzern befreit“, sagt Schuhmacher Zhang, 53, der an einer Ecke in Pekings Süden Sohlen flickt. „Er setzte sich für die Armen ein. Er war ein guter Mensch.“

Seine Kunden stimmen ihm zu. „Zu Maos Zeiten war es viel besser. Damals wagte es niemand, korrupt zu sein. Die Gesellschaft war fairer und gleicher“, sagt die Rentnerin Liu, 60. „Meine Großeltern waren Bauern. Unter Mao hat sich ihr Leben verbessert“, sekundiert der Immobilienhändler An, 32.

Millionen sind unter dem harschen Regime Mao Zedongs verhungert. Millionen wurden gedemütigt, gefoltert oder gar umgebracht – und dennoch denken viele Chinesen so wie die drei Hauptstädter: Für sie ist der Diktator Mao ein genialer Feldherr und weiser Staatsgründer, der dem abgestiegenen Großreich China zu neuer Würde verholfen hat.

Vergangenheitsbewältigung wie im Nachkriegsdeutschland oder einen Bruch mit der Geschichte wie in der Sowjetunion nach Stalins Tod hat es in China nie gegeben. Maos Ruf blieb tabu. Ob im nordöstlichen Shenyang oder im südlichen Guiyang: In Granit gehauen, winkt er von hohen Sockeln herab seinem Volk zu. Filme preisen immer wieder von neuem seine Heldentaten. Wenn Staats- und Parteichef Hu Jintao die Volksbefreiungsarmee besucht, schlüpft er auch heute noch in einen grünen Anzug – jenes Kleidungsstück, das die westliche Welt nach Mao benannt hat.

Es sind die Erben seiner Macht, die dafür sorgen, dass er als Lichtgestalt und nicht als Tyrann in Erinnerung bleibt. Sein Konterfei über dem Eingang zur Verbotenen Stadt lässt die Partei jedes Jahr Ende September auswechseln – durch ein immer gleiches Porträt.

Die drei jungen Demonstranten, die es kurz vor dem Tiananmen-Massaker 1989 wagten, rote Farbe gegen sein Antlitz zu schleudern, mussten bitter büßen. Einer von ihnen sitzt, psychisch krank, noch immer im Gefängnis. Das Bild auf dem Platz des Himmlischen Friedens, sagt Dissident Ren Wanding, „ist das höchste Symbol der KP, der Regierung und des politischen Systems“.

Maos Gedanken sind weiterhin Staatsdoktrin, sein politisches Erbe ist in der Verfassung festgeschrieben: „Unter der Führung der Kommunistischen Partei Chinas … und angeleitet durch die Mao-Zedong-Gedanken, wird das chinesische Volk … weiterhin an der demokratischen Diktatur des Volkes festhalten.“ Das KP-Statut erklärt Mao auch 29 Jahre nach seinem Tod zum „Hauptrepräsentanten“ der Partei.

Hinter der Fassade der Kontinuität haben die KP-Regenten allerdings längst die Visionen des Revolutionärs aus Hunan auf dem Müllhaufen der Geschichte entsorgt. Statt Klassenkampf, Kollektiv und Volksküche bestimmen Cash und Wettbewerb den Alltag der 1,3 Milliarden Chinesen.

Um ihre unangefochtene Herrschaft auch heute noch zu rechtfertigen, hält die KP jedoch mit allen Kräften am geschönten Bild der Vaterfigur des modernen China fest. Kaum zum Parteichef ernannt, reiste Hu Jintao 2002 in das ehemalige Mao-Hauptquartier in Xibaipo südwestlich von Peking und forderte die Genossen auf, „einfach zu leben und hart zu kämpfen“ – so wie es Mao getan habe.

Von der Blutspur Maos will die KP nichts wissen. Eine Diskussion über die Sünden der Vergangenheit könnte ihren Führungsanspruch in Frage stellen. Seit Maos Tod verhindert die Partei daher eine öffentliche Abrechnung mit ihrem Idol. Wirtschaftsreformer Deng Xiaoping prägte stattdessen Anfang der achtziger Jahre eine ebenso schlichte wie groteske Formel: „Mao war zu 70 Prozent gut und zu 30 Prozent schlecht.“

Der 70/30-Trick erlaubt es den Erben, sich von den größten Verbrechen Maos abzusetzen, aber sich weiterhin in seinem Licht zu sonnen. Deng damals: „Jede Beurteilung bewertet nicht nur die Einzelperson und ihre Taten. Sie ist untrennbar von unserer Geschichte. Wer den Gründer des neuen China anschwärzt, schwärzt auch unsere Partei und unseren Staat an.“

Vor allem versucht die KP, Maos Verantwortung für die Entfesselung der Kulturrevolution (1966 bis 1976) herunterzuspielen. Für die gröbsten Auswüchse machen die Führer die sogenannte Vierer-bande um Maos radikale Frau Jiang Qing verantwortlich. Die Gruppe wurde 1981 in einem Schauprozess verurteilt. Der letzte der vier Sündenböcke, der Journalist Yao Wenyuan, 74, lebt heute zurückgezogen in Shanghai.

Die Schrecken der Kulturrevolution haben sich älteren Chinesen tief in die Seele gebrannt. Damals folterten und demütigten junge Rotgardisten Eltern und Lehrer, Wissenschaftler und Parteikader. Arbeitskollegen und Nachbarn denunzierten einander und erschlugen sich im Namen Maos.

In den Schulbüchern ist davon weiterhin kaum die Rede. „Die Kulturrevolution war eine Bewegung, die vom Staatsführer fälschlicherweise losgeschlagen wurde. Sie wurde durch konterrevolu-

STEPHEN SHAVER / AFP

Mao-Statue, Partei-Limousinen in Peking: *„Zu 70 Prozent gut, zu 30 Prozent schlecht“*

tionäre Gruppen manipuliert und rief bei der Partei, bei Staat und Volk die größten Schäden seit der Staatsgründung hervor“, erfahren Oberschüler lediglich.

Die Partei hat die meisten Opfer inzwischen rehabilitiert, doch außer der Viererbande wurde kaum einer der Mörder verurteilt. Noch immer leben Opfer und Täter zuweilen auf einem Flur oder hocken im selben Büro. „Dem gebe ich nicht die Hand“, flüstert ein Professor auf einem Diplomatenempfang in Peking, als er einen Vize-Außenminister erblickt. „Der hat mich damals geschlagen und sich niemals dafür entschuldigt.“

Den Widerspruch zwischen persönlichem Leid unter der Diktatur und der Einsicht in die Staatsräson verkörpert kaum jemand besser als Shu Yi, 70, Kurator am Pekinger Museum für Moderne Chinesische Literatur. Sein Vater, der berühmte Schriftsteller Lao She („Das Teehaus“), wurde 1966 von Rotgardisten gefoltert und in den Selbstmord getrieben. „Es waren 15-Jährige, die keine Ahnung hatten, wer er war“, erinnert er sich. „Keiner der Mörder wurde je zur Rechenschaft gezogen.“

Dennoch zeigt Shu Verständnis für Dengs 70/30-Formel: „Wenn die heutigen Führer sich nicht als Nachfolger Maos präsentierten, könnten sie sich nicht an der Macht halten.“ So ringen sich selbst Maos Opfer Respekt für ihn ab. Der große Steuermann, sagt Shu, sei ein „wahrer Revolutionär“ gewesen, ein Politiker, der „zu den gewöhnlichen Menschen sehr freundlich war“.

Mit Argusaugen wacht die KP darüber, dass der Mao-Mythos nicht gefährdet wird. Nur selten lässt sie neue wissenschaftliche Erkenntnisse veröffentlichen – und wenn, dann nur in Nischenzeitschriften oder in Büchern mit winzigen Auflagen. Alle noch lebenden Zeitzeugen haben Sprechverbot erhalten.

Die Pflegerin und Sekretärin Zhang Yufeng, womöglich eine der vielen Geliebten Maos, ist „Ehren-Vorstandsvorsitzende“ eines Mao-Restaurants, das in der Nähe des Pekinger Westbahnhofs die Leibspeisen des Diktators serviert. Dort lässt sie nun „Schwein in brauner Sauce“ auftischen, doch sonst lebt sie ebenso zurückgezogen wie die Mao-Dolmetscherin Zhang Hanzhi.

Nur einer aus Maos ehemaliger Entourage wagt es, den Mund aufzumachen. „Mao war zu autokratisch“, sagt Li Rui, 88, in den fünfziger Jahren Sekretär des Parteichefs. „Der Tod anderer war ihm egal.“ Weil Li schon zu Lebzeiten Kritik am Parteiidol wagte, verbrachte er knapp zwei Jahrzehnte in Arbeitslagern und im Gefängnis. Seiner Überzeugung blieb er gleichwohl treu: „Nur mit Demokratisierung kann es eine Modernisierung geben.“

ANDREAS LORENZ

Weltpolitiker Mao

XINHUA / CHINE NOUVELLE / GAMMA / STUDIO X

Mit Kreml-Chef Stalin (1949)*

CORBIS

Mit Stalin-Nachfolger Chruschtschow (1958)

BERNHAUT / MAURITIUS IMAGES

Mit US-Präsident Nixon (1972)

CORBIS

Mit CSU-Chef Strauß (1975)

CAMERA PRESS / PICTURE PRESS

Mit Bundeskanzler Schmidt (1975)

ziere austauschen, an deren Loyalität er zweifelt.

Den Startschuss zu der neuen Kampagne gibt indes Maos Ehefrau Jiang Qing, zu diesem Zeitpunkt für die Zensur im Kulturministerium zuständig. Am 14. April 1966 fordert die von vielen als ungemein bösartig beschriebene Frau in einem Artikel („Tötung der Kultur“), eine „gegen die Partei und gegen den Sozialismus gerichtete schwarze Linie“ auszumerzen.

Zunächst zielt der Terror gegen das Kulturestablishment von Peking. Mao lässt überall verkünden, dass Lehrer und Bildungspolitiker „bürgerliche Ideen“ verbreiten würden. Am 18. Juni 1966 werden Professoren und Parteikader der Universität Peking vor eine johlende Menge gezerrt. Sie müssen sich hinknien, ihre Gesichter werden geschwärzt, einigen spitze „Schandhüte“ aufgesetzt.

Sieben Wochen später wird erstmals jemand öffentlich zu Tode gefoltert. In einer Mädchenschule in der Hauptstadt treten Schülerinnen die 50-jährige Rektorin, Mutter von vier Kindern, übergießen sie mit kochendem Wasser und schlagen sie mit Gürteln, deren Messingschnallen ihr schwere Verletzungen zufügen. Wenig später stirbt sie.

Schon bald werden auch Parteifunktionäre der Reformfraktion – das eigentliche Ziel von Maos „Staatsstreich“ (China-Experte Oskar Weggel) – unter dem Vorwand angeklagt, „taiwanische Spione“ oder „Chruschtschow-Typen“ zu sein.

Mao weiß, dass er sich auf die Kader der Partei nicht bedingungslos verlassen kann, und macht sich sein hohes Ansehen zunutze, das er trotz der Millionen Hungertoten aufgrund der Propaganda erstaunlicherweise immer noch genießt.

Er lässt Millionen Jugendliche aus dem ganzen Land nach Peking kommen; die Fahrt mit der Eisenbahn in die Hauptstadt ist kostenlos. Einige treibt Abenteuerlust, andere sind so indoktriniert, dass sie Mao ohne Vorbehalte folgen. Sie schließen sich zu „Roten Garden“ zusammen. Am 18. August nimmt Mao, erstmals seit 1949 wieder in Uniform, auf dem Tor des Himmlischen Friedens ihre Parade ab.

Die Polizei bekommt überall in China Order, die Jugendlichen beim Kampf gegen die sogenannten „Vier Alten“ – die alten Ideen, die alte Kultur, die alten Sitten, die alten Gewohnheiten – gewähren zu lassen. Die Garden stürmen allein in der Hauptstadt in wenigen Wochen über 30 000 Wohnungen, plündern und zerstören die Einrichtungen.

Häufig bringen sie die Bewohner einfach um. Die Listen mit den Namen der Delinquenten, nach denen die Roten Garden die Stadt durchstreifen, werden nach

* Bei der Feier des 70. Geburtstags Stalins in Moskau; 2. v. l.: der stellvertretende Ministerpräsident Nikolai Bulganin; rechts: DDR-Chef Walter Ulbricht.

Changs und Hallidays Recherchen von Maos Stab erstellt.

Aus Angst vernichten Millionen Chinesen alte Bücher, Fotos, Bilder, Kunstgegenstände – alles, was sie verdächtig machen könnte. Aber im Krieg gegen die eigene Geschichte gewinnen Maos willige Helfer: Allein in Peking zerstören die Roten Garden mehr als zwei Drittel der historischen Baudenkmäler.

Wohl selten ist die Realität der Orwellschen Vision eines totalitären Staates so nahe gekommen wie in China während der Kulturrevolution. An jeder Straßenecke werden Parolen von Mao aufgehängt, unablässig plärren seine Ermahnungen aus Lautsprechern an Kreuzungen und in Parks. In ihrer Freizeit müssen sich die Menschen versammeln, um immer wieder

Die Volksarmee bombardiert die Hauptstadt des Gebiets Guangxi mit Napalm.

gemeinsam Werke von Mao zu lesen oder Selbstkritik zu üben.

Der Terror der Roten Garden zerstört jeden gesellschaftlichen Zusammenhalt. Kinder denunzieren ihre Eltern, Nachbarn schwärzen einander an, Freunde liefern sich gegenseitig aus. Schulen und Universitäten werden geschlossen; später ist von einer verlorenen Generation die Rede.

Obwohl führende Genossen und zunehmend auch Militärs fürchten, dass China in totaler Anarchie versinkt, lässt Mao im Sommer 1967 die Parteilinke – die besonders Militanten – bewaffnen. Es sind jedoch verschiedene Untergruppen, die dieses Etikett für sich beanspruchen. Einige stürmen die Waffendepots und bekämpfen sich gegenseitig. In manchen Provinzen übernimmt das Militär die Herrschaft und macht alle nieder, die sich widersetzen.

Im autonomen Gebiet Guangxi in Südchina setzt die Armee Panzer gegen eine Rebellenorganisation namens „Feldarmee des 22. April“ ein. Die Hauptstadt Nanning wird sogar mit Napalm bombardiert. Experten schätzen die Gesamtzahl der Opfer während der Kulturrevolution allein in dieser Region auf etwa 300 000.

Erst 1969 schwillt die Gewalt wieder ab. Für Mao sieht die Bilanz nach drei Jahren Tod und Zerstörung scheinbar positiv aus; die Reformer sind entmachtet, er selbst steht wieder im Zentrum des politischen Geschehens. Doch die Kulturrevolution verschafft zugleich jenen in der Partei Zulauf, die das Land endlich stabilisieren wollen und die nun nur noch auf eines warten: auf Maos Tod.

Ende 1971 erkrankt der „Große Vorsitzende“ an einer Lungenentzündung, von der er sich nicht mehr richtig erholt. Das Aufstehen fällt ihm schwer. Eine Helferin muss seine kaum verständlichen Worte für Gesprächspartner übersetzen. Die Ärzte diagnostizieren ein unheilbares Nervenleiden. Als 1975 Bundeskanzler Schmidt China besucht, trifft er ein „Wrack“ an: „Das Kinn hing herunter, der Mund stand offen: ein verfallenes Gesicht.“

In seinen letzten Lebensmonaten hat Mao sich viel mit seinen Rivalen beschäftigt – mit denen, die er in den Tod geschickt hatte, und denen, die entkommen konnten, mit dem zweimal entmachteten Deng Xiaoping vor allem, der sein Nachfolger werden sollte. Den hatte er wider Willen aus der Haft entlassen müssen, hatte eine Kampagne gegen ihn abbrechen müssen und sogar eingestanden, „einen Fehler gemacht“ zu haben.

Und er wusste, dass er es eben nicht geschafft hatte, China zu wirklicher Größe zu führen. Das Regime verfügte über Atomwaffen, besaß aber keine Trägersysteme, um sie auch nutzen zu können. Maos Reich leistete sich eine riesige Luftflotte, nur konnten nicht alle Flugzeuge auch fliegen. „Unsere Marine ist gerade einmal so“, beschimpfte er ein Jahr vor seinem Tod den Kommandeur der Seestreitkräfte und streckte seinen kleinen Finger vor.

Henry Kissinger gegenüber, der den chinesischen Diktator durch seine Diplomatie auf der Weltbühne enorm aufgewertet hatte, räumte Mao ein: „Wir sind zurückgeblieben.“ Dann zählte er an den Fingern ab: „Wir kommen als Letzte: Amerika, die Sowjetunion, Europa, Japan, China.“

Mao Zedong stirbt nach drei Herzinfarkten am 9. September 1976.

Dass die Geschichte ihn nicht milde beurteilen würde, hat Mao schon zu Lebzeiten geahnt. Seiner Tochter Li Min erklärte er einmal, dass er erwarte, nach seinem Tod angegriffen zu werden – „für alles, was ich getan habe“.

In welchem Ausmaß der Tyrann Chinas Weg in die Moderne blockierte, zeigt sich an der Entwicklung nach seinem Tod: Das Reich der Mitte erlebt seitdem den größten Boom seiner Geschichte. Klaus Wiegrefe

AKG

Diktator Mao (um 1966): *„Wir sind zurückgeblieben“*

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Freude am Foltern und Töten“

Die chinesische Bestseller-Autorin Jung Chang („Wilde Schwäne“), 53, über ihre bittere Jugend im Bann des Großen Vorsitzenden, die Leiden ihrer Familie während der Kulturrevolution und die zwölf Jahre dauernden Recherchen zu ihrer neuen Biografie über Mao Zedong

JUNG CHANG (L.); MARC TORRES (R.)

Rotgardistin Chang 1966 in Peking, Schriftstellerin Chang: *„Ich fühle Wut über das, was Mao dem chinesischen Volk angetan hat“*

SPIEGEL: Frau Chang, hassen Sie Mao Zedong? Sind Sie davon besessen, mit ihm abzurechnen?

Chang: Nichts von alledem. Ich empfinde keine Obsession. Hass und Rache sind schlechte Ratgeber, sie verstellen den kühlen Blick aufs Wesentliche. Mao ist ein Mensch und Politiker, der mich fasziniert. Ich wollte wissen, was ihn umtrieb, die Wurzeln seines Charakters erforschen. Intellektuelle Neugier motivierte mich.

SPIEGEL: Das klingt sehr distanziert. Mao hat unendliches Leid für viele Chinesen gebracht. Die Politik des Großen Vorsitzenden zerstörte auch das Leben Ihrer Familie. Und kostete Sie Ihre Jugend.

Chang: Ich empfinde darüber eine unendliche Wut. Aber bei den Recherchen zu der Mao-Biografie, die ich gemeinsam mit meinem Mann Jon Halliday geschrieben habe, durfte ich mich von dieser tiefsitzenden Abscheu nicht leiten lassen. Wir haben zwölf Jahre lang recherchiert, sind in Dutzende Länder gefahren, haben prominente westliche Zeitzeugen und unbekannte chinesische Weggefährten befragt …

SPIEGEL: … und sind zu dem Ergebnis gekommen, dass Mao Zedong ein Monster war. 70 Millionen Menschenleben gehen auf sein Konto, schreiben Sie – und stellen ihn in eine Reihe mit Hitler und Stalin. Ist Ihnen wohl bei solchen Vergleichen?

Chang: Wir liefern Fakten und treffen Feststellungen. Wir rechnen nicht die Untaten des einen gegen die der anderen auf. Aber was mich schon verblüfft, ist, wie wenig die Welt – verglichen mit Hitler oder Stalin – über Mao weiß. Für viele ist er immer noch eine Revolutions-Ikone, ein großer Philosoph, ein Poet; ein Held mit kleinen Dellen, der allenfalls ein paar Fehler gemacht hat. Es ist ungeheuerlich: Sein Porträt hängt bis heute in Amtsstuben, seine Denkmäler werden gepflegt.

SPIEGEL: Die KP Chinas hat ein offizielles Urteil über den Großen Vorsitzenden gefällt: Er hat große Verdienste, heißt es. Er legte im entbehrungsreichen Langen Marsch die Grundlage für die Eroberung des ganzen Landes. Er hat China dann geeint und zur Atommacht gemacht, bevor er in der Kulturrevolution Fehler beging. Deshalb überwiegt laut KP in seiner Lebensleistung das Gute – im Verhältnis 70 zu 30. Was ist daran falsch?

Chang: Die kommunistischen Führer beziehen ihre Legitimation bis heute aus der Mao-Nachfolge, sie betrachten sich als seine Erben. Was Maos Bilanz à la Peking betrifft: Das ist eine Aneinanderreihung absurder propagandistischer Behauptungen, die wir in unserer Biografie Punkt für Punkt widerlegen. Ich sehe nichts, ganz und gar nichts, was man Mao positiv anrechnen könnte.

SPIEGEL: Ihr Buch ist eine vernichtende Anklageschrift. Sie schreiben mit der Verve einer verzweifelten, zutiefst enttäuschten Liebhaberin.

Chang: Ich fühle Zorn über das, was Mao dem chinesischen Volk angetan hat. Aber ich bin vorurteilsfrei an die Recherchen zu unserem Buch herangegangen, genau wie mein Mann Jon. Ich denke, unsere Biografie ist fair und in allen Fakten richtig.

SPIEGEL: Erinnern Sie sich noch an Ihre Gefühle und Empfindungen gegenüber Mao in Ihrer frühen Kindheit? An das erste Mal, als Sie seinen Namen hörten?

Chang: Was ich für Mao als Kind empfunden habe, hatte nichts mit wirklicher Liebe zu tun. Ich bin in einem Regime der Gehirnwäsche aufgewachsen. Als Kind mussten wir immer dieses Lied singen: „Vater steht mir nahe, Mutter auch. Doch am nächsten fühle ich mich dem Vorsitzenden Mao.“

SPIEGEL: Er war zwangsweise Ihr Idol?

Chang: Er war unser aller Idol, unser verordneter gottgleicher Führer. Als ich einmal nach Peking zu einer Massenveranstaltung reisen durfte, an der auch Mao teilnahm, habe ich den richtigen Moment

Das Gespräch führte Redakteur Erich Follath in Jung Changs Feriendomizil in der Provence.

MARC RIBOUD / MAGNUM / AGENTUR FOCUS

Soldaten beim Einsatz auf dem Land (um 1970): *„Gedankenreform durch körperliche Arbeit“*

verpasst, ihm ins Angesicht zu blicken. Ich sah ihn nur noch von hinten. Mein Herz war gebrochen. Ich war dermaßen verzweifelt, dass ich an Selbstmord dachte – so wichtig war mir Mao Zedong.

SPIEGEL: Wie lange blieb er für Sie dieser Übervater? Wann setzten Ihre ersten Zweifel ein?

Chang: Als die Kulturrevolution 1966 begann, war ich 14 und schloss mich, wie praktisch alle meine Altersgenossen, den Roten Garden an. Ich verließ sie nach einigen Monaten, weil ich um mich herum so unendlich viel Gewalt und Grausamkeit sah. Das widerstrebte meiner Natur. Mein Vater, ein kommunistischer Offizieller, war einer der wenigen, die sich offen gegen die Kulturrevolution aussprachen. Er schrieb einen Protestbrief an Mao.

SPIEGEL: Mit welchen Folgen?

Chang: Er wurde verhaftet und gefoltert. Maos Schergen zwangen Vater, seine geliebte Büchersammlung zu verbrennen – einer der Gründe, die ihn in den Wahnsinn trieben. Später wurde meine Mutter verfemt, auch sie eine Revolutionärin der ersten Stunde. Weil sie ihren Mann nicht denunzieren wollte, wurde sie geschlagen und öffentlich gedemütigt. Die KP-Folterer nötigten sie sogar, auf zerbrochenem Glas zu knien. Meine Eltern wurden dann in Lager abtransportiert. Mein Vater starb noch in jungen Jahren.

SPIEGEL: Und was passierte mit Ihnen?

Chang: Als die Verfolger kamen, um unsere Wohnung zu plündern, habe ich mein erstes selbstgeschriebenes Gedicht zerrissen und schnell die Toilette hinuntergespült. Ich wusste, Gedichte galten als bourgeois und waren gefährlich. Ich erinnere mich noch genau an meine damalige Panik. Es geschah am 25. März 1968, an meinem 16. Geburtstag.

SPIEGEL: Konnten Sie während der Kulturrevolution Ihre Schulausbildung abschließen?

Chang: Nein. Wie die meisten aus meiner Generation konnte ich das nicht. Ich wurde zur „Gedankenreform durch körperliche Arbeit“ von meiner verfemten Familie weggeschickt und musste in den verarmten Dörfern des Himalaja-Vorlands als Bäuerin arbeiten, ohne medizinische Vorkenntnisse als „Barfußärztin“ Kranke versorgen, später auch als Elektrikerin und in einem Stahlwerk schuften.

SPIEGEL: Was empfanden Sie als das schlimmste Übel? Und woran richteten Sie sich in dieser Zeit auf?

Chang: Am furchtbarsten war die Trennung von meiner Familie. Ich wusste vom mentalen Zusammenbruch meines Vaters, fürchtete seinen Selbstmord. Ich habe ihn unter größten Schwierigkeiten besucht, bin tagelang auf Lkw getrampt. Was mich außerdem noch am Leben hielt, war die Liebe zur Literatur – mein Drang, Schriftstellerin zu werden. Während ich die Reisfelder düngte oder auf einem Strommast saß, rezitierte ich klassische Gedichte oder dachte mir Erzählungen aus.

„Die KP-Folterer nötigten meine Mutter, auf zerbrochenem Glas zu knien.“

SPIEGEL: Wann begannen Sie, Mao für Ihre Leiden verantwortlich zu machen?

Chang: Das war ein Prozess. Lange habe ich nicht nur gekämpft, meine Gefühle zu verbergen, sondern ich habe mich auch selbst beschuldigt, Gefühle zu haben, die sich gegen die Weisungen Maos richteten. Das änderte sich, als meine Eltern Opfer wurden. Als ich zwischen Mao und ihnen wählen musste, entschied ich mich für meine Eltern. Ich begann, an Maos Unfehlbarkeit zu zweifeln. Wie die meisten machte ich allerdings die Behörde der Kulturrevolution, die Viererbande um Maos Frau, für die Auswüchse verantwortlich.

SPIEGEL: Nach dem Motto: Der Große Vorsitzende kann das doch nicht gewusst haben?

Chang: Genau. Selbst als die schlimmsten Tage der Kulturrevolution vorbei waren und ich an der Universität von Sichuan Mitte der siebziger Jahre ein Englischstudium beginnen konnte, war ich noch nicht zum absoluten Bruch bereit. Aber die Zweifel mehrten sich. Eines Tages steckte mir ein Freund eine – in China natürlich verbotene – Ausgabe des amerikanischen Nachrichtenmagazins „Newsweek“ zu. Es gab da einen Artikel über Mao und seine Frau, der besagte, sie sei „Augen, Ohren und Stimme“ des Großen Vorsitzenden gewesen. Maos Name war genannt, und es wurde mir schlagartig bewusst: Er war verantwortlich. Das war das erste Mal, dass ich ihn in meinem Denken direkt in Frage stellte.

SPIEGEL: Wirkte sein Tod dann wie eine Befreiung? Erinnern Sie sich noch, wo und wie Sie die Nachricht gehört haben?

Chang: Natürlich. Man hatte uns Studenten an diesem 9. September 1976 im Hof der Universität zusammengerufen. Wir hörten gemeinsam die Radioansage. Die meisten brachen in Tränen aus. Instinktiv warf ich mich in die Arme einer schluchzenden Kommilitonin. Ich wusste, was von allen erwartet wurde – aber ich konnte keine Tränen vergießen, ich fühlte nur tiefe Erleichterung. Wir benutzen viel Pfeffer bei uns in Sichuan, der bringt einen leicht zum Weinen, wenn er in Augennähe kommt. Ich bedauerte in diesem Moment, keine scharfe Schote dabeizuhaben. Aber meine Tränenlosigkeit fiel nicht weiter auf.

SPIEGEL: Ihre Eltern wurden rehabilitiert, als Deng Xiaoping 1978 endgültig zum starken Mann der KP aufstieg und einige der schlimmsten Auswüchse der Kulturrevolution korrigierte?

Chang: Ja, China begann sich zu öffnen. Ich bekam als erste Volkschinesin aus meiner Provinz die Chance, nach Großbritannien zu gehen und dort mein Studium fortzusetzen.

SPIEGEL: Und Sie begannen in der neuen Freiheit, gleich Ihren Traum vom Schreiben zu verwirklichen?

Chang: Nein. Ich konnte nicht. Schreiben hätte damals bedeutet, mich nach innen zu wenden und über ein Leben und eine Zeit nachzudenken, die ich hasste. Ich versuchte, China zu vergessen. Ich war Groß-

BRUNO BARBEY / MAGNUM / AGENTUR FOCUS

Drill der Volksbefreiungsarmee in Nanjing (1973): *„Mao erpresste seine engsten Parteikollegen“*

britannien, diesem Land von einem anderen Planeten, verfallen. Ich genoss jeden Augenblick, bewunderte jedes Detail – etwa die Blumenkästen in den Vorgärten. Mao hatte ja verkündet, dass das Anpflanzen und Pflegen von Blumen „feudalistisch“ sei. Wir chinesischen Studenten in London wurden über Aufpasser aus der Botschaft allerdings streng überwacht und hatten einen strikten Verbotskatalog zu beachten. Ich war grimmig entschlossen, Pläne zu entwickeln, um die Regeln auszudehnen oder heimlich zu brechen.

SPIEGEL: Was war Ihnen denn ausdrücklich untersagt?

Chang: Beispielsweise hatte man uns eingeschärft, auf keinen Fall einen Pub zu betreten. Pub legt in der chinesischen Umschrift „jiuba“ etwas Anstößiges nahe. Ich sah nackte, sich räkelnde Frauen vor mir und starb fast vor Neugierde. Eines Tages stahl ich mich davon, stieß die Tür zu einem Pub auf – und war wahnsinnig enttäuscht, nur ein paar alte Männer da sitzen zu sehen, mit einem Bier vor sich.

SPIEGEL: Was wäre passiert, wenn Sie einen dieser Männer angesprochen hätten?

Chang: Das letzte Tabu war, einen ausländischen Freund zu haben. Mich verfolgte eine Geschichte aus China, an die ich fest glaubte. Demnach wurde jeder, der es wagte, einen ausländischen Geliebten zu haben, unter Drogen gesetzt und in einem Jutesack zurückgebracht.

SPIEGEL: Sie haben erst mit 21 angefangen, Englisch zu lernen. Sie haben mit 29 Ihre Promotion im Fach Linguistik an der Universität von York erfolgreich abgeschlossen. Wie schafft man so etwas?

Chang: Ich hatte unglaubliches Glück. Ich war ja eine der Ersten, die China 1978 nach Maos Tod verlassen konnten, die eine solche Chance erhielten.

SPIEGEL: Ermutigte Sie diese Chance auch zu Ihrer Schriftstellerkarriere?

Chang: Als ich in York studierte, kam die Lust wieder, etwas zu schreiben. Ich sah mich mit bewundernden Kommentaren westlicher Peking-Besucher konfrontiert. Sie schienen zu glauben, dass Chinesen irgendwie andersgeartete Menschen seien, die sich gern mit Selbstkritik demütigen und in Arbeitslagern umerziehen lassen. Das machte mich zornig.

Aber richtig angefangen mit meiner Familiengeschichte habe ich erst, als meine Mutter mich 1988 in London besuchte und tagelang nur erzählte. Sie bat mich, ihre Story aufzuschreiben und auch die ihrer Mutter, die 1924 Konkubine eines Generals wurde.

SPIEGEL: Sie haben das mit Ihrer eigenen Lebensgeschichte verwoben und 1991 eine

„Mao verweigerte seinem Ministerpräsidenten Zhou Enlai eine Krebsbehandlung.“

Familiensaga veröffentlicht, die gleichzeitig eine Geschichte des vergangenen chinesischen Jahrhunderts war. Sie ging inzwischen mehr als zehn Millionen Mal über die Ladentische. „Wilde Schwäne“ ist in 30 Sprachen übersetzt worden. Wie war Ihre Reaktion auf den plötzlichen Ruhm?

Chang: Ich war überwältigt davon, dass die Leser weltweit so begeistert auf meine Lebensgeschichte reagierten. Das Schreiben dieses Buchs hat mich meiner Mutter näher gebracht und dazu beigetragen, ein besonderes Band mit meinem Mann zu knüpfen. Jon hatte mir geholfen, „Wilde Schwäne“ zu schreiben, und wir wollten zusammen ein neues Buch machen.

SPIEGEL: Sie haben bald danach erklärt, Sie wollten mit Ihrem Mann, der Historiker und Russland-Kenner ist, eine Mao-Biografie schreiben. Warum dieser zwangsläufig schmerzliche Blick zurück?

Chang: Für mich war das logisch. Meine Aufarbeitung der Geschichte konnte mit unserer Familiensaga noch nicht beendet sein. Mao lebt ja, trotz aller Veränderungen in der Volksrepublik, als gefeierter Held weiter. Ich wollte dem Menschen näher kommen, der mein Leben so bestimmt hat. Ich wollte möglichst mit allen sprechen, die ihn in China noch persönlich gekannt haben – und mit Jons Hilfe auch mit den internationalen Politikern, die mit ihm verhandelten.

SPIEGEL: Hatten Sie sich ein Zeitlimit für die Recherchen gesetzt?

Chang: Wir starteten 1993. Ich dachte an etwa zwei Jahre – es wurden mehr als zwölf daraus. Eine Spur führte zur nächsten. Wir fühlten uns bei unseren Nachforschungen wie zwei Detektive.

SPIEGEL: „Wilde Schwäne“ durfte in der Volksrepublik nicht erscheinen. Aber sicher kennen viele Kader Ihr Buch, und Sie werden bei Besuchen in der Heimat überwacht. War es für Sie nicht schwierig, chinesische Gesprächspartner zu finden? Und war es für diejenigen, die in China leben, nicht gefährlich, mit Ihnen zu reden und Informationen zu liefern?

Chang: Viele waren begierig zu reden. Sie wussten, wer ich bin und was in den „Wilden Schwänen“ steht. Aber sie hatten so viel in sich hineingefressen, dass sie es kaum erwarten konnten, jemandem die Wahrheit über Mao zu erzählen, jemandem ihr Herz auszuschütten, der die richtigen Fragen stellte. Einige hielten es offensichtlich nicht für gefährlich, mit mir zu reden; andere erzählten sogar, sie seien gewarnt worden. Sie haben wohl so viel in der Vergangenheit erlebt, dass sie sich jetzt im hohen Alter vor gar nichts mehr fürchten. Wie etwa Maos langjähriger Übersetzer in den Gesprächen mit Stalin. Der Mann war sehr offen – er hat schon 18 Jahre im Gefängnis zugebracht.

SPIEGEL: Welcher Ihrer chinesischen Gesprächspartner hat Sie am meisten überrascht?

Chang: Ich will nicht zu sehr in Details gehen, was meine Interviews in China betrifft. Aber ich schätze mich sehr glücklich, dass ich Gesprächspartner wie Wang Guangmei finden konnte, die Witwe des Präsidenten Liu Shaoqi.

SPIEGEL: Sie hatten auch Gelegenheit, viele westliche Staatsmänner zu interviewen. Im Buch aufgeführt ist ein Who's who der internationalen Politik. Die ehemaligen

MICHAEL WOLF / LAIF

Säuberung einer Mao-Statue in Chengdu: *„Ein Sadist, der das Töten genoss“*

US-Präsidenten Bush senior und Ford, Ex-Außenminister Kissinger, der frühere britische Premier Heath standen Ihnen Rede und Antwort; dazu kommen noch Größen wie der Dalai Lama …

Chang: … der Mao ein Dutzend Mal traf, uns ein sehr aufschlussreiches Interview gab …

SPIEGEL: … und die philippinische Ex-First-Lady Imelda Marcos …

Chang: … die einen heftigen Flirt mit dem Großen Vorsitzenden hatte – wir haben ein bisher noch nirgendwo veröffentlichtes Foto davon in unserem Buch.

SPIEGEL: Was sind die Höhepunkte Ihrer Recherchen, die wichtigsten neuen Erkenntnisse Ihrer Mao-Biografie?

Chang: Ich denke, wir haben erfolgreich einige Legenden zerstört. Mao ging auf dem Langen Marsch nicht zu Fuß, er wurde die meiste Zeit auf einer von ihm selbst entworfenen Sänfte getragen. Der heldenhafte Kampf um die Dadu-Brücke, zentraler Mythos kommunistischer Geschichtsschreibung, fand gar nicht statt. Das haben wir durch Augenzeugen herausgefunden, aber auch in Dokumenten bestätigt gesehen. Mao glaubte im Gegensatz zu Chiang Kai-shek nicht an den bewaffneten Kampf gegen Japan und finanzierte seine Truppen wesentlich durch die Opiumproduktion. Und ich denke, auch zum faszinierenden Verhältnis zwischen Stalin und Mao liefern wir neue Einblicke – mein Mann konnte bisher verschlossenes sowjetisches Archivmaterial einsehen und extensiv auswerten.

SPIEGEL: Was sind Ihre neuen Erkenntnisse für die Zeit der Volksrepublik?

Chang: Wir belegen, dass Mao von Anfang seiner Regierungszeit an die Volksrepublik zur dominierenden Militärmacht weltweit ausbauen wollte. Diesem Ziel, diesem persönlichen Ehrgeiz ordnete er alles unter, vor allem das Wohlergehen seiner Landsleute. Er exportierte mitten in der großen Hungersnot von 1958 bis 1961, die schätzungsweise 30 Millionen dahinraffte, erhebliche Mengen Lebensmittel in die Sowjetunion, um von dort als Gegenleistung Waffen zu bekommen – auch in die DDR, die dank chinesischer Lieferungen ihre Rationierung beenden konnte. 38 Millionen Chinesen starben durch Hunger und Überarbeitung. Entgegen dem weitverbreiteten Mythos hat Mao sich nie um die Bauern geschert.

SPIEGEL: Wie konnte Mao sich mit einer solch unmenschlichen Politik denn Ihrer Meinung nach an der Macht halten?

Chang: Er erzeugte Furcht, Angst und Schrecken. Er terrorisierte seine Umgebung, erpresste sogar seine engsten Parteikollegen.

„Mao finanzierte seine Truppe wesentlich durch die Produktion von Opium.“

SPIEGEL: Sie sprechen ihm auch die theoretische Weiterentwicklung des Marxismus ab, jegliches ideologische Verdienst überhaupt. Wollte er nicht den „Neuen Menschen“ schaffen und gestaltete um diese Idee herum ein ganzes Gedankengebäude?

Chang: Er war kein ideologischer Denker, sondern ein blutrünstiger Tyrann, der sich an Stalin orientierte. Ein Sadist, der das Töten sogar genoss.

SPIEGEL: Woher wollen Sie das wissen: Mao – ein Killer aus Lust und Laune?

Chang: Es existieren Beweise dafür, dass er Mord und Folter als Machtmittel einsetzte, aber daran auch seine Freude hatte. Seinen Widersacher, den Staatspräsidenten Liu Shaoqi, ließ er bei dessen langsamem Tod filmen, Premier Zhou Enlai verweigerte er eine Krebsbehandlung.

SPIEGEL: Dass Mao schwere Schuld auf sich geladen hat, ist bei Historikern außerhalb der Volksrepublik längst unbestritten. Aber sehen Sie ihn als Politiker nicht doch zu eindimensional? Stellen Sie ihn nicht viel zu wenig in einen historischen Kontext?

Chang: Alle neuen Informationen in unserem Buch sind sorgfältig dokumentiert. Keinem Kritiker ist gelungen, irgendetwas zu widerlegen. Die meisten haben uns dafür gelobt, dass wir Mao durch unser Buch lebendig werden lassen.

SPIEGEL: Meinen Sie, die Menschen in der Volksrepublik werden Ihr Buch je zu lesen bekommen?

Chang: Wir wissen, dass es auf dem Index steht. Ich übersetze die Biografie dennoch gerade ins Chinesische – das Buch wird zum Jahresende in Taiwan erscheinen. Ich hoffe, von „Mao“ sickern so viele Kopien in die Volksrepublik ein wie von „Wilde Schwäne“.

SPIEGEL: Fürchten Sie keine Einreisesperre? Oder gar Repressalien gegen Verwandte, die noch dort leben?

Chang: Ich habe die vergangenen Jahre mehrfach meine alte Heimat besucht. Denn sosehr ich England schätze, so gern ich in London lebe – ich bin nicht weniger Chinesin als früher und werde unruhig, wenn ich China nicht jedes Jahr besuchen kann. Meine Mutter lebt noch in Chengdu. Dass sie in ihrem hohen Alter in Sippenhaft genommen werden soll, glaube ich kaum. So funktioniert es nicht mehr.

SPIEGEL: Sie sind optimistisch, was die Zukunft Chinas angeht?

Chang: Die Menschen dort sind unabhängiger geworden, obwohl sie weiterhin von der KP regiert werden. Aber auch wenn es inzwischen ein großes Maß an Freiheit gibt, ist die Nation doch noch weit entfernt von größtmöglicher Freiheit.

SPIEGEL: Ein selbstbewusstes China – auf dem Weg zur Weltmacht, womöglich bald bereit, den USA Paroli zu bieten?

Chang: Ich muss anerkennen, dass sich der Lebensstandard in den vergangenen Jahren dramatisch verbessert hat. Die Menschen können sich mehr leisten, und sie genießen das auch. Aber große Nationen zeichnen sich unter anderem dadurch aus, dass sie ihre Vergangenheit aufarbeiten. Die Welt kann China erst dann als eine gutartige Macht anerkennen, wenn Peking Mao und sein Vermächtnis für alle Zeiten abstößt.

SPIEGEL: Frau Chang, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

AFP

Mugabe-Anhänger (in Harare): *Einverständnis mit dem Wüterich*

SIMBABWE

Alte Kameraden

Unaufhaltsam führt Robert Mugabe sein Land in den Ruin. Europa hat den Diktator zur Persona non grata erklärt. Afrikanische Politiker aber feiern den Potentaten als nationalistischen Messias.

Es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass der Diktator allzu viel mitbekommt von dem, was in seinem untergehenden Reich passiert. Wenn Robert Mugabe, 81, sich in seiner S600L-Pullman-Limousine des deutschen Autobauers Mercedes über die Straßen Simbabwes chauffieren lässt, hat er CD-Player, Spielfilme und Internet an Bord.

Gegen Attentäter ist der Chef der regierenden Zanu-PF ebenfalls gut gewappnet: Die Luxuskarosse, 6,40 Meter lang und mit einem V12-Zwillingsturbo ausgestattet, ist so stark gepanzert, dass sie Landminen und Granaten zu trotzen vermag. Das fünf Tonnen schwere Gefährt verbraucht mindestens einen Liter Treibstoff auf fünf Kilometern.

Würde Mugabe doch einmal durch die verdunkelten Scheiben schauen, könnte er am Straßenrand Spuren der von ihm angeordneten „Operation Murambatsvina“ sehen. Das heißt in der Landessprache Schona so viel wie „Müllbeseitigung“: Mit Bulldozern werden derzeit überall in seinem Reich lästige und unansehnliche Hüttenviertel abgerissen und deren ausgezehrte Bewohner ins Nirgendwo verjagt.

So rollt „Comrade Bob“ in seinem Mercedes durch planierte Städte und schwelgt in der Illusion, dass Simbabwe das „Juwel Afrikas“ sei. Tansanias erster Präsident Julius Nyerere hatte das Land so genannt, als es 1980 in die Hände des damals 56-jährigen Rebellenführers Robert Gabriel Mugabe fiel. Wohlmeinend hatte er seinerzeit gemahnt: „Gib gut darauf Acht.“

Nyerere starb 1999. Ein Jahr später begann der Marxist Mugabe, die weißen Farmer zu enteignen. Seitdem verwandelt sich das einstige Rhodesien, ein Paradies für Safari-Urlauber und Jagdtouristen, in ein Trümmerfeld.

Angetrieben von den kompromisslosen Briten, versuchen die Europäer seit Jahren schon, dem „verrückten Widerling“ (Bob Geldof) aus Harare Daumenschrauben anzulegen. Mugabe und 115 seiner wichtigsten Helfershelfer, „die Menschenrechtsverletzungen begehen und die Meinungs- und Versammlungsfreiheit einschränken“, dürfen nicht mehr nach Europa reisen. Die Vereinigten Staaten ergriffen ähnliche Schritte. Die EU und Deutschland strichen Entwicklungshilfe.

Doch der entscheidende Druck müsse „ganz eindeutig von der afrikanischen Diplomatie ausgehen“, fordert der ehemalige australische Außenminister und Präsident des Think-Tanks „International Crisis Group“, Gareth Evans: „Südafrika ist der bei weitem einflussreichste Akteur, der Simbabwes Krise lösen kann.“ Tatsächlich hängt das Land von südafrikanischen Stromlieferungen ab: Nur einen Hebel in Pretoria umgelegt, und Mugabe säße mit seiner rassistischen Clique im Dunkeln.

Aber ausgerechnet die Afrikaner verhalten sich erstaunlich wohlwollend, wenn es um den Herrscher in Harare und seine Allüren geht. Kaum ein kritisches Wort ist zu vernehmen. Als Mugabe im März reichlich absurde Parlamentswahlen veranstaltete, die seiner Zanu-PF zu einer stolzen Zweidrittelmehrheit verhalfen, lobte die Afrikanische Union die Farce als „frei und glaubwürdig“. Und das, obwohl die Art und Weise des Wahlkampfs in den Hospitälern von Harare zu besichtigen war: Dort lagen Hunderte Verletzte, Opfer von Mugabes Schlägertrupps.

Die 13 zur Beobachtung entsandten Vertreter der Southern African Development

AP

Präsidenten Mugabe, Mbeki (2003 in Harare)
Man steht sich bei, man ist solidarisch

Community, eines Zusammenschlusses der Länder des südlichen Afrika, kamen zum gleichen seltsamen Resultat – zu einem Zeitpunkt, als der Rest der Welt längst von Wahlbetrug sprach: „Der Vorgang war glaubwürdig“, so Südafrikas Bergbauminister Phumzile Mlambo-Ngcuka, „er gibt den Willen des simbabwischen Volkes wieder.“

Auch zur Zerstörung der Armensiedlungen möchte niemand Negatives sagen; die Afrikanische Union lehnt eine Einmischung in „innere Angelegenheiten“ ab. Mugabe-Kritikern wirft der Kommentator der südafrikanischen Wochenzeitung „Mail and Guardian“ „Heuchelei“ vor und der früheren Kolonialmacht Großbritannien, dass sie „Präsident Robert Mugabe dämonisiert“. Schließlich würden jedes Jahr irgendwo in der Welt „Millionen Menschen umgesiedelt, um Platz zu schaffen für Tourismus, Dämme, Straßen und Flughäfen“.

Als US-Außenministerin Condoleezza Rice Mugabes Reich einen „Vorposten der Tyrannei“ nannte, wiegelte Südafrikas Präsident Thabo Mbeki höchstpersönlich ab – solche Töne würden seine „stille Diplomatie“ stören, gab er zu verstehen.

Was ist los mit den afrikanischen Führern, jener neuen Generation, die eine „afrikanische Renaissance“ ausgerufen und „Good Governance“ versprochen hat, einen völlig neuen Regierungsstil? Mitunter scheint es, dass hinter der vermeintlich stillen Diplomatie Mbekis sogar klammheimliches Einverständnis mit dem Wüterich steckt, der sich selbst als „Hitler dieser Zeit“ tituliert.

Mbeki und Mugabe sind alte Bekannte. In den achtziger Jahren diente Simbabwe linken Guerillas als Rückzugsgebiet, vor allem südafrikanischen oder namibischen Kämpfern gegen die Apartheid. Äthiopiens ehemaliger marxistischer Diktator Mengistu Haile Mariam, der 1984/85 rund eine Million Landsleute verhungern ließ, genießt noch heute bei „Genosse Bob“ Exil.

Man steht sich bei, man ist solidarisch. Kaum hatte Mugabe vor kurzem Geldsorgen geäußert, sprang ihm Südafrikas Regierung zur Seite und versprach eine halbe Milliarde Dollar Kredit, wenn auch mit der Begleitforderung, den Simbabwern demokratische Zugeständnisse zu machen. Damit verhält sich Pretoria ähnlich wie Peking, das im Juli einen Wirtschaftsvertrag mit Mugabe unterzeichnete – und dafür im Gegenzug Gelegenheit erhält, die Bodenschätze des siechen Landes auszubeuten.

Aber auch jenseits der jeweiligen politischen Klasse scheint sich Robert Mugabe größter Beliebtheit auf dem Schwarzen Kontinent zu erfreuen. Als das Monatsmagazin „New African“ im vergangenen Jahr von seinen Lesern die „100 größten Afrikaner“ wählen ließ, landete der Herrscher aus Harare auf einem respektablen

AFP (O.); AARON UFUMELI / AFP (U.)

Zerstörter Slum, demolierte Farm: *Von der Kornkammer zum Armenhaus Afrikas*

dritten Platz – hinter Übervater Nelson Mandela und dem ghanaischen Unabhängigkeitshelden Kwame Nkrumah. „Im Gegensatz zu anderen seiner Kollegen" habe Mugabe es vermieden, „eine neokoloniale Marionette zu werden", begründete ein Leser das für Europäer überraschende Wahlergebnis. „Afrikas Nationalismus" sei „auf dem Weg, einen wichtigen Sieg zu erringen", meint ein Kolumnist des Blattes.

Namibias erster Präsident und heimlicher Herrscher Sam Nujoma forderte bereits vor Jahren seine Kollegen auf, sich zu „vereinigen und Simbabwe zu unterstützen; die Imperialisten dürfen unseren Kontinent nicht wiederbekommen". Auch militärischen Beistand bot er an: „Die kolonialen Kräfte sollten wissen, dass die namibischen Streitkräfte innerhalb von 24 Stunden in Simbabwe sind, sollten sie das Land angreifen."

Werden die Hassreden Mugabes im Rundfunk Sambias gesendet, ahnt der weiße sambische Farmerpräsident Guy Robinson, was wieder mal auf ihn zukommen wird: „Tagelang klingelt unser Telefon dann Sturm, weil aufgehetzte Sambier uns mit Gewalt und Enteignung drohen – ein Funke dieses Demagogen genügt, und die Stimmung explodiert selbst hier im Nachbarland."

Ein ähnliches Klima herrscht mittlerweile selbst in Kenia. Pittoresk geschmückte Massai-Krieger gehen dort immer unverhohlener gegen weiße Grundbesitzer vor und drohen, „die Briten" zu verjagen. Wenn Mugabe periodisch zur Hatz gegen Weiße ruft, füllen sich in Nairobis Tageszeitung „The Standard" die Leserbriefspalten: Dass der Staatschef in Harare Afrika „den Stolz zurückgibt", heißt es dann, und dass es wichtig sei zu wissen, „dass die Kolonialisten immer noch die Rohstoffe des Kontinents ausbeuten".

Nicht viel anders ist es in Namibia, wo gerade die erste weiße Farmerfamilie enteignet wurde. „Tötet alle Weißen" stand kürzlich auf einem Spruchband, das demonstrierende Hereros durch Windhuks Independence Avenue trugen.

Der ehemalige US-Präsident Bill Clinton bemerkte kürzlich in Johannesburg, er verstehe Solidarität mit jemandem, der gegen die Apartheid gewesen sei; doch müsse man sich auch gegen „solche Dinge aussprechen, wie sie Mugabe tut".

Der ist nun bereits ein Vierteljahrhundert an der Macht, und seine Bilanz ist katastrophal. Die Arbeitslosigkeit beträgt 70 bis 80 Prozent, die Inflationsrate 350 Prozent. Obwohl Simbabwes Auslandsschulden auf mehr als 4,8 Milliarden Dollar angestiegen sind, kaufte Mugabe zuletzt Militärmaterial für geschätzte 400 Millionen Dollar ein.

Mindestens 700 000 Simbabwer machte der Staatschef durch seine jüngsten Säuberungen obdachlos, 500 000 Kinder wurden aus den Schulen vertrieben. Polizisten prügelten Slumbewohner tot, als die ihr Hab und Gut zu verteidigen suchten, andere wurden unter den Trümmern ihrer Wellblechhütten begraben.

Die einstige Kornkammer des südlichen Afrika ist zum Armenhaus des Kontinents verkommen. 4000 weiße Farmer wurden innerhalb von fünf Jahren enteignet – im Nachbarland Sambia sorgen sie nun für Rekordernten. Die Landwirtschaft Simbabwes hingegen, einst Rückgrat der Ökonomie, kommt nur noch auf klägliche 17 Prozent des Bruttoinlandsprodukts.

200 000 Landarbeiter verloren durch die Enteignungskampagne ihre Jobs. Die Lage ist inzwischen so hoffnungslos, dass Simbabwes Zentralbank-Chef Gideon Gono forderte, die weißen Landwirte zurückzurufen – erhört wurde er von Mugabe nicht. Im Gegenteil: Erst vergangene Woche schlugen Mugabes Schergen drei weiße Bauern krankenhausreif. Über vier Millionen Simbabwer, schätzt das Welternährungsprogramm der Uno, benötigen in Kürze Lebensmittelhilfe.

Rund drei Millionen Simbabwer suchten ihr Heil in der Flucht nach Botswana oder Südafrika. Selbst acht simbabwische Fußballer – einige von ihnen Berühmtheiten zu Hause – tauchten vergangene Woche ab, nach einem Freundschaftsspiel in Großbritannien. Sie bevorzugen offenbar ein illegales Dasein in England, statt in das Reich des dunklen Herrschers Mugabe zurückzukehren.

Opposition hat der verstockte Alte kaum zu erwarten. Es herrscht ein Klima der Angst. Die Bewegung für demokratischen Wandel unter Mugabes Kontrahent Morgan Tsvangirai ist vom jahrelangen Terror zermürbt und kaum noch handlungsfähig. Deshalb sieht Pius Ncube, Erzbischof von Bulawayo, zuallererst nur einen Weg aus der Misere: „Ich bete dafür, dass Mugabe stirbt."

THILO THIELKE

Halb voll, halb leer

Global Village: Blair und Brown entwerfen England als Reformwerkstatt.

Weich und warm, pink und rosa, leuchten die Farben von New Labour hinaus in den Sitzungssaal des Brighton Center, eines grauen Funktionshauses aus der Mitte des 20. Jahrhunderts, als es manchmal so aussah, als hätte George Orwell das Copyright auf die Zukunft, exklusiv.

Es ist kurz nach elf am Montagvormittag, als neun dunkelgekleidete Menschen durch den Saal laufen, einige von ihnen tragen Turban. Die Abordnung wirkt wie ein dunkler Fleck in der Club-Méditerranée-Kulisse des Labour-Parteitages, wo der Krieg im Irak und der Terrorismus zu Hause nicht so recht stattfinden dürfen, weil so was erstens den verordneten Optimismus stören und zweitens den ewigen Gegner, die Tories, stärken könnte. Was also wollen diese Turban-Menschen mit ihren traurigen Gesichtern hier?

Sie sind die Verlierer eines Konflikts, für den Parteien wie Labour einst gegründet wurden. Sie sind die Opfer eines Arbeitskampfs. Vor knapp acht Wochen wurden die 9 mit 658 anderen Kollegen entlassen. Ohne Vorankündigung. Ohne Abfindung.

Einer von ihnen heißt Baldev Matharu. Er hat wache, schnelle Augen und kam vor 30 Jahren aus Nairobi in Kenia nach London, weil seine Eltern auf der Suche waren nach Sicherheit und ein wenig Wohlstand. Sechs Monate nach seiner Ankunft hatte Matharu einen Pass, bald darauf einen Job bei British Airways. Er verpackte Geflügelsandwichs für die Leute hinten im Flugzeug, Filetsteaks und Mangos für die, die vorn saßen.

Vor acht Jahren beschloss British Airways abzuspecken. Sie fingen beim Essen an, verkauften das Catering-Geschäft an einen Laden namens Gate Gourmet, der dann 2002 an den US-Finanzinvestor Texas Pacific weitergereicht wurde. Dann kamen die polnischen Leiharbeiter. Dann der Nachmittag, als sich Mr Matharu und seine Kollegen in der Kantine trafen, um zu beratschlagen, wie man sich verhalten solle gegen die Bedrohung aus dem ehemaligen Ostblock, die für sechs Pfund die Stunde arbeitet anstatt für sieben. Mitten in die Sitzung platzte ein Mann mit einem Megaphon. Er brüllte, Mr Matharu und seine Kollegen hätten drei Minuten Zeit, an ihre Arbeitsplätze zurückzukehren. Dann verschwand er und verschloss die Türen. Es folgten acht Stunden Kantinenkarzer, ohne Wasser, ohne Toilette.

Als die Tür schließlich aufging, führte sie direkt in die Arbeitslosigkeit. Einen Tag später begannen tausend British-Airways-Mitarbeiter einen Sympathiestreik. 700 Flüge mussten gestrichen werden, über 100 000 Passagiere saßen tagelang fest, verwandelten Heathrow in einen Slum.

Die Labour-Partei brauchte sieben Wochen, die Entlassung zu verurteilen.

ALESSANDRO ABBONIZIO / AFP

Blair-Erbe Brown in Brighton: *Nur wer sich radikal wandelt, kann überleben*

Mr Matharu und seine Arbeitslosendelegation verharren ganz starr auf ihren roten Klappsitzen, aber vorn auf der bonbonfarbenen Bühne regiert jetzt Old Labour. Gewerkschaftsführer, die Krawatten tragen, welche farblich nicht mit dem Bühnenbild abgestimmt sind, wirbeln mit den Armen durch die Luft. Sie sprechen das Publikum mit „Brothers and Sisters“ an. Die turbantragenden Brüder und Schwestern bekommen eine stehende Ovation. Es ist etwas in der Luft, was kein bonbonfarbenliebender Bühnendesigner dieser Welt herbeizaubern kann: echte Rührung, echtes Mitgefühl, echte Wut.

Die meisten Delegierten wollen jetzt nichts wissen von der hervorragenden Bilanz von Blairs New Labour: zwei Millionen neue Jobs, acht Jahre Wachstum. Sie wollen die Solidarität der alten Sorte, sie wollen auf der richtigen Seite stehen.

Gordon Brown ist ihre Hoffnung, er ist ihr Müntefering. Als Browns reformeifriger Boss Tony Blair vor zwei Jahren sagte: „Wir in New Labour sind dann am besten, wenn wir sehr viel wagen“, hatte Brown nur geantwortet: „Wir sind am besten, wenn wir Labour sind.“

Brown tritt ans Mikrofon. Wegen seiner schweren Augendeckel wirkt er immer ein wenig mürrisch, auch heute, da er seine erste Rede halten soll als der Mann, der Blair noch in dieser Amtsperiode beerbt. Ein kurzer Wimpernschlag, dann ist klar, dass er die Partei nicht in der Opposition versenken wird – als ein Arbeiterführer alten Schlags.

„Wir werden die politische Mitte in den kommenden Jahren nicht nur besetzen, sondern dominieren“, ruft Brown jetzt, laut und gewaltig, wie eine Dampflokomotive. Blair presst seinen rechten Arm ausgestreckt gegen einen Tisch, stolz, wie gut er Brown auf Linie gebracht hat, und zugleich misstrauisch, ob es auch dabei bleiben wird.

Aber Gordon Brown legt nach, eifrig, so, als habe er sich vorgenommen, Großbritannien zur großen Reformnation des 21. Jahrhunderts zu erheben. „Eine Demokratie der Haus-, Aktien- und Vermögensbesitzer“ soll das Land werden. Er will nicht zurück zum Arbeitsmarkt europäischer, gar deutscher Verhältnisse. Nur wer sich radikal wandelt, so ist seine Botschaft, kann überleben.

Stehende Ovationen tragen ihn aus dem Saal, die Delegierten folgen, schnell. Niemand scheint mehr für Old Labour zu sein in diesem Augenblick.

Es ist die alte Geschichte vom Glas, das halb voll oder halb leer ist. Auf einmal ist Mr. Matharu kein trauriger Mann mehr mit einem dunklen Turban. Er erzählt von seinem Haus, seinen beiden Söhnen, einer studiert Betriebswirtschaft und Informatik, einer fängt im nächsten Jahr mit Jura an. Wenn die Sache mit der Abfindung geklärt ist, will er sich einen neuen Job suchen. „Mein Leben ist eine Erfolgsgeschichte“, sagt Matharu. Ein neuer Job, kein Problem.

Thomas Hüetlin

SEGELN

Knochenjob im Mittelmeer

Auf einer America's-Cup-Yacht sind 4 Seeleute fürs Denken und Lenken zuständig, 13 fürs Kurbeln, Ziehen und Schleppen. Gewinnen kann nur die Crew, die wie ein einziger Organismus funktioniert – manche Teamchefs setzen auf Harmonie im Boot, andere auf ein Reizklima.

Die Idee ist ebenso reizvoll wie naheliegend. Den America's Cup der Segler als „Formel 1 der Meere" zu promoten unterstreicht den Anspruch des weltumspannenden Sportspektakels: Die rund 25 Meter langen Hightech-Yachten sind Einzelanfertigungen, mindestens zehn Millionen Euro teuer. Das Budget von Spitzenteams liegt im dreistelligen Millionenbereich. Große Konzerne wie das Schweizer Bankhaus UBS, die Fluggesellschaft Emirates und die Telekom-Tochter T-Systems treten als Sponsoren auf, und die Männer am Steuerrad wie der letztmalige Sieger Russell Coutts genießen Heldenstatus.

Andererseits zeigt gerade der Job des Schiffsführers, dass die Krone der automobilen Bewegung sich von der Topklasse der maritimen Rennerei im Kern beträchtlich unterscheidet. Verglichen mit dem Steuermann auf See hat ein Michael Schumacher den viel simpleren Job: Er bedient im Cockpit alles selbst. Es wäre absurd, sich vorzustellen, er lenkte bloß und hätte um sich herum Copiloten geschart, die für ihn auf Gas- und Bremspedal drücken, schalten und in den Rückspiegel schauen. Und noch ein paar andere Helfer, die ihm soufflieren, wie hoch der Motor gerade dreht, wie weit es bis zur nächsten Kurve ist oder wie viel Sprit sich noch im Tank befindet.

Doch genau so arbeitet die perfekte Crew auf einer America's-Cup-Yacht. „Im Idealfall", sagt der dreimalige Olympiasieger Jochen Schümann, „segeln 17 Leute das Boot wie ein Einzelner."

Schümanns Alinghi-Mannschaft ist derzeit vor Sizilien unterwegs. Für neun Regattatage hat sich die große America's-Cup-Familie im Hafen von Trapani eingefunden, um die sogenannten Acts auszufahren – Vorläufe zum eigentlichen Showdown ab Juni 2007 vor Valencia, die das Thema öffentlich am Köcheln halten sollen und sportlich eher gering zu schätzen sind.

Von Bedeutung sind die Regatten vielmehr als Trainingslager unter Wettkampfbedingungen. Neben der technischen Weiterentwicklung der Boote geht es für die neuen Teams darum, unter den Bewerbern das richtige Personal auszuwählen; für die etablierten Syndikate darum, die Handgriffe der Besatzung zu

Crew des United Internet Team Germany

NICO KRAUSS / IMAGO

Lebendige Maschine

Die Crew einer America's-Cup-Yacht

Kommandozentrale („Afterguard")

1 Steuermann
Hält das Schiff auf maximaler Geschwindigkeit und vollzieht die Manöver. Am Druck auf dem Ruder erkennt er, ob das Boot optimal getrimmt ist. Er weist die Trimmer an.

2 Taktiker
Von allen an Bord hält er den engsten Kontakt zum Steuermann. Der Taktiker denkt kurzfristig, also daran, welches nächste Manöver einen Vorteil brächte. Beobachtet intensiv den Gegner.

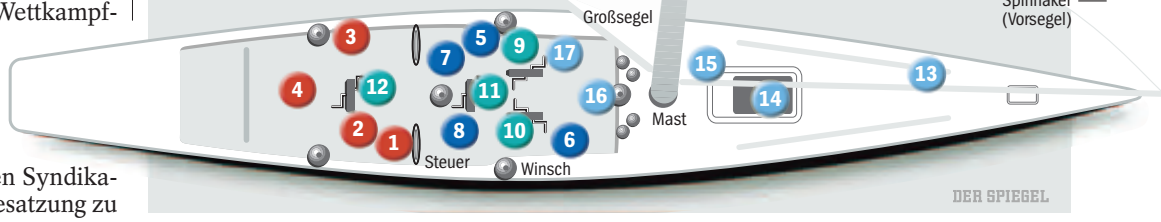
3 Strategie
Er arbeitet dem Taktiker zu und kümmert sich darum, was längerfristig von Belang ist. Er überblickt den Kurs, analysiert die Wetterlage und sucht nach Windfeldern. Vor dem Start holt er noch einmal aktuelle Informationen vom Wetterteam ein.

4 Navigator
Auf dem Bildschirm seines Bordcomputers kontrolliert er permanent die Position und gibt die Informationen an Steuermann und Taktiker weiter. Seine Informationen sind vor allem beim fünfminütigen Countdown zum Start wichtig.

Trimmer
5 Amwind-Trimmer
6 Vormwind-Trimmer
7 Großsegel-Trimmer
8 Travellermann
Sie sorgen für die Feinabstimmung der Segel und gelten als die „Gaspedale" des Steuermanns, weil sie ganz erheblich die Geschwindigkeit des Bootes beeinflussen.

Grinder
9 10 Vordere Grinder
11 Großsegelgrinder
12 Achtergrinder
Sie sind die Muskelprotze an Bord und vor allem bei den Manövern im Einsatz. Sie kurbeln an den Winschantrieben, um die Segel zu setzen und zu bergen.

Vorschiff
13 Vorschiffsmann („Bowman")
14 Zweiter Vorschiffsmann („Midbowman")
15 Mastmann
16 Fallenmann („Pitman")
17 Zweiter Fallenmann („Second Pitman")
Sie holen die Vorsegel aus dem Rumpf hervor und befestigen sie bzw. lösen und verstauen sie wieder. Ein Knochenjob, der Fitness und Geschick verlangt.



MAURIZIO GAMBARINI / DPA

Titelverteidiger Alinghi (l.) bei Vorrennen zum America's Cup*: *„Eine Flut von Informationen"*

schulen und zu automatisieren – damit am Ende die 34-händige Crew wie ein einziger Organismus funktioniert.

Vereinfacht ausgedrückt, besteht eine Mannschaft aus 4 Denkern und Lenkern in der Kommandozentrale („Afterguard") sowie 13 Handwerkern, von denen vor allem Muskelkraft und Geschick verlangt wird (siehe Grafik). Um sich dem Ideal der Arbeitsteilung zu nähern, fließen während einer Wettfahrt Daten und Analysen wie auf feinen Nervenbahnen zum Steuermann hin.

Wenn Jochen Schümann, 51, am Ruder der Yacht von Titelverteidiger Alinghi steht, erhält er „eine Flut von Informationen, die nur schwer zu überschauen ist". Permanent mit Ohren und Augen auf Empfang, blickt er in der Regel nur in Richtung Bug und verlässt sich auf das, was ihm Navigator, Stratege und Taktiker über die Gesamtlage mitteilen. Dreht er sich, etwa um sich zu vergewissern, was das gegnerische Boot macht, gehen womöglich wertvolle Zeit und Konzentration auf das Manöver verloren. Verstünde sich der Taktiker mehr als Befehlsgeber denn als Berater, weil er sich für den wahren Chef hält, wäre das Zusammenspiel schon empfindlich gestört.

Eine Afterguard abzustimmen gehört zu den schwierigsten Aufgaben. Zu sensibel ist das System, weil sich zwischenmenschliche Beziehungen nicht im Computer vorausberechnen lassen wie das Profil eines Segels. Und manch ein Kandidat wurde schon wieder von Bord komplimentiert, bevor überhaupt Missstimmung zu orten war.

So sprach sich der Steuermann des neuen deutschen America's-Cup-Teams, der Däne Jesper Bank, 48, im Juni dagegen aus, den Taktiker Markus Wieser unter Vertrag zu nehmen. Obwohl die beiden bei Testregatten erfolgreich zusammengewirkt hatten, fürchtete Bank, der als eigensinnig geltende Wieser könnte im Wettkampfstress zu impulsiv agieren. Wieser, 41, einer der wenigen deutschen Segelprofis mit stattlicher Berufserfahrung, musste zu seiner eigenen Verblüffung gehen – ohne dass er sich etwas zuschulden hätte kommen lassen. „Die Chemie muss stimmen", argumentiert Bank.

Das ist das eine, das Harmoniemodell. Das andere funktioniert nach der Formel: Die Chemie stimmt dann, wenn es regelmäßig brodelt und der Stärkste bestimmt, wie gesegelt wird. Es ist das Prinzip des amerikanischen BMW-Oracle-Syndikats.

Chris Dickson, 43, gibt sich Mühe, freundlich zu erscheinen. Der Ton seiner Stimme klingt sanft, im Gespräch hält er seine Hände gefaltet und antwortet ausführlich. Dabei hört er sich an wie ein Rekrutenausbilder, der erzählen soll, wie nett es doch in der Army sei. Dickson redet davon, wie er sich morgens vor dem Spiegel frage, ob er genug unternommen habe, um heute der Beste zu sein. Sein Motto: „Der Erfolg hat nur einen Vater: dich selbst."

Dickson kommt aus Neuseeland, wo Segeln im Rang eines Nationalsports steht. Schon mit 26 Jahren hat er im Team New Zealand sein erstes America's-Cup-Finale bestritten – kaum ein anderer Profi in der Szene hat mehr Erfahrung als er, und er hat daraus die Lehre gezogen, dass ein starkes Ego der Karriere nützt. Wegen seines schneidigen Tons wird er der „John McEnroe des Segelsports" genannt, nach dem Tennis-Rüpel.

Vor dreieinhalb Jahren hatte es eine Meuterei gegen Dickson in der Mannschaft gegeben, weswegen er an Land verbannt worden war und Sponsorengäste unterhalten musste. Doch nach einem halben Jahr beorderte ihn der Teameigner und Software-Milliardär Larry Ellison zurück auf den Kommandostand im Achterschiff; die Yacht war in der Vorrunde des America's

* Mit der „Mascalzone Latino" (Italien), der „Victory Challenge" (Schweden) und der „GER-72" (Deutschland) am 3. September vor Malmö.

Cup überraschend von Niederlage zu Niederlage geschlingert.

Dickson griff durch und holte den zuvor ebenfalls geschassten Steuermann Peter Holmberg, 44, zurück. Der ruppige Dickson und der feinsinnige Holmberg gewannen zunächst zwar Rennen auf Rennen, harmonierten als Taktiker und Steuermann aber nicht wirklich miteinander. Als das Team auf die „Alinghi“ und deren perfekt agierende Crew traf und verlor, brach der Konflikt auf: „Achte auf deinen Kurs“, raunzte Dickson einmal – „Das mach ich, Mann“, zischte Holmberg zurück. Bald darauf flog er von Bord.

Holmberg hätte wissen müssen, dass er diesen Machtkampf nicht gewinnen kann. Schon bei seiner Rückkehr hatte Dickson sich getraut, ein exzentrisches Crewmitglied an Land zu setzen, das alle nervös machte und sich zudem für unverzichtbar hielt: den Bootseigner Ellison persönlich. Der war so beeindruckt vom resoluten Auftreten seines Angestellten, dass er Dickson zum Boss des gesamten Segelprojekts machte, zum Chief Executive Officer.

Nun gilt BMW Oracle als das Team, bei dem die großzügigste Heuer gezahlt, zugleich aber auch ein Galeerenton gepflegt wird, der nicht jedem Segler behagt. Aus der inklusive Ersatzpersonal 32-köpfigen Truppe von 2003 sind nur 10 geblieben, nirgendwo ist die Fluktuation höher.

Für Dicksons Mannschaft, aber auch für viele Konkurrenten dienen die Testregatten vor Sizilien als Gelegenheit, sich besser kennen zu lernen und die nötige Präzision für den Wettkampf einzuschleifen: Segel setzen und bergen, wenden, halsen und trimmen – alles soll wie im Schlaf ablaufen. Manchmal sei der Job so monoton, „als würde man einer Wand beim Trocknen zuschauen“, erzählt Tim Kröger, 41.

Der Hamburger arbeitet beim südafrikanischen Shosholoza-Team. Es ist sein zweiter Einsatz im America’s Cup, nachdem er bis vor zwei Jahren bei einer französischen Crew unter Vertrag war. Kröger hat schon mehrmals die Welt umsegelt, doch verglichen mit solchen Abenteuertrips sei sein jetziger Job „Knochenarbeit, immer das Gleiche“.

Das haben auch viele der 250 Kandidaten erkennen müssen, die sich für einen Posten in der deutschen Kampagne beworben hatten. Selbst im größten Stress die ihnen zugewiesenen Handgriffe schnell und genau auszuführen, schafften bei den mehrtägigen Tests gerade mal zwei Dutzend Probanden. In Deutschland gibt es nur eine Hand voll gestandener Berufssegler. Nur Neulinge, sagt Alinghi-Routinier Schümann, glauben noch, „dass auf so einem Schiff alles viel langsamer vor sich geht und sich vieles von allein ergibt“.

Als die Kampagne im vergangenen Jahr unter dem Arbeitstitel „Fresh Seventeen“ gegründet wurde, gehörte die Unerfahrenheit zum Konzept: Jungprofis sollten ihrem Idealismus beim ersten deutschen America’s-Cup-Team frönen – Hauptsache, man segelt, und das Fernsehen ist immer dabei.

Mit der Verpflichtung von Olympiasieger Jesper Bank als Bordchef war der Dilettantismus indes schnell ausgetrieben. Der Däne brachte seine Kerncrew aus Skandinaviern mit und gab als Ziel vor, Mitte 2007 bei der Vorausscheidung vor Valencia das Halbfinale zu erreichen – ein ehrgeizig formulierter Plan angesichts von nur 25 Millionen Euro Etat und der Maßgabe der Teamleitung, wenigstens die Hälfte des Bootspersonals solle den deutschen Pass haben.

Dabei hat die Alinghi-Equipe vorgemacht, wie man als Newcomer auf Anhieb den Pokal gewinnt: Man nimmt viel Geld in die Hand und verabschiedet sich schnell von jeglichem Patriotismus. So hat es der Schweizer Biotech-Milliardär Ernesto Bertarelli getan, der für sein Boot die besten weltweit verfügbaren Segler zusammenkaufte. Den Steuermann und zweimaligen Cup-Gewinner Russell Coutts warb Bertarelli für angeblich 15 Millionen Dollar Gage vom damaligen Titelträger New Zealand ab; der „Weltsegler des Jahres 1995“ brachte zudem fast seine komplette Afterguard mit.

Auf dem Boot harmonierten Coutts, 43, als Steuermann und Teamchef Bertarelli als Navigator glänzend. Doch als der Triumph von Auckland ausgekostet war und die Vorbereitung für den America’s Cup 2007 anstand, wollte Coutts mehr sein als bloß der Segler. Er wollte im Management mehr zu sagen bekommen, er wollte, dass das Regelwerk für die Boote mehr technische Freiheiten zulässt, er sprach sich für Lissabon statt Valencia als nächsten Veranstaltungsort aus – und als er merkte, dass Bertarelli nicht mitzog, provozierte er seinen Rausschmiss und blieb Terminen fern.

Coutts hatte an Land getan, was ihm auf dem Wasser wohl niemals passiert wäre: Er hatte sich einen Egotrip geleistet.

Der Performance des Alinghi-Teams hat der Wechsel an der Spitze bislang nicht geschadet. Bei den vergangenen Acts in Malmö und Valencia siegten die Schweizer auch ohne ihren Superstar, denn der Rest der Belegschaft ist unverändert geblieben und eingespielt. „Wir machen das weiter, was Russell Coutts machen würde“, sagt Schümann, der in seinem fünften Jahr bei Alinghi von der Planstelle des Strategen gewechselt ist und nun meist das Ruder führt.

Der gebürtige Ost-Berliner, der auf dem Müggelsee als Kind seine ersten Wasserfahrten machte, gilt inzwischen als Idealtyp eines America’s-Cup-Leaders. „Gute Segler sind immer starke Persönlichkeiten“, sagt Diplomsportlehrer Schümann. Aber auf einem Cupper mit 17 Mann Besatzung zähle vor allem die Bereitschaft, „sein Ego zu zähmen“.

DETLEF HACKE

LAURENT GILLIERON / PICTURE-ALLIANCE / DPA

GILLES MARTIN-RAGET

MAURIZIO GAMBARINI / PICTURE-ALLIANCE / DPA

Steuermänner Schümann, Dickson (l.)*, Bank
„Die Chemie muss stimmen“

* Mit Teameigner Larry Ellison (M.) bei der Regatta vor Malmö am 29. August.

TEAM 2 / IMAGO

Schalke-Manager Assauer in der Veltins-Arena: *Mann fürs dampfende Gefühlskino*

FUSSBALL

War da was?

Rudi Assauer hat das Geraune um seinen Alkoholkonsum unbeschadet überstanden. Der Grund: Als Manager hat er die Macht längst abgetreten, als Schalker Symbolfigur ist er unverzichtbar.

In der Halbzeitpause beim vorigen Bundesliga-Heimspiel gegen Hannover 96 war Rudi Assauer, 61, schon wieder ganz der Alte. Auf dem Videowürfel in der Arena auf Schalke wurde ein Werbefilm vom Sponsor gezeigt, dem Bierbrauer Veltins. Man sah den Manager des Traditionsclubs, wie er genüsslich ein Pils trinkt, während sich seine Freundin Simone Thomalla auf dem Bett räkelt.

Die Fans im Stadion guckten teilnahmslos den Spot. Kein verwundertes Murmeln, kein Gelächter oder Schmähgesänge, nichts.

War da was? Tagelang hatte es eine formidable öffentliche Diskussion über Assauers Trinkgewohnheiten gegeben. Ausgelöst durch TV-Moderator Jörg Wontorra, der in der DSF-Sendung „Doppelpass“ vom „Grundnahrungsmittel“ schwadronierte, das der langgediente Manager „flüssig“ zu sich nehme, sah die „Münchner Abendzeitung“ düster „Schalkes Macher unter Druck“, die „Süddeutsche“ gar den „Herbst des Patriarchen“ gekommen.

Doch die gängigen Reflexe, die anderswo zu internem Zoff, zu Schuldzuweisungen, womöglich sogar zum Rücktritt des Betroffenen hätten führen können, funktionieren auf Schalke nicht. Im Gegenteil: Die Debatte, wie viel und wie oft Assauer ins Glas schaut, hat dem Verein eher geholfen als geschadet.

Denn klar ist nun, dass Schalke mitnichten von dem Ex-Profi (307 Bundesliga-

spiele) allein gelenkt wird. Die Ruhe, mit der Vorstand und Aufsichtsrat die angeblichen „Chaostage auf Schalke“ („Kölner Stadtanzeiger“) aussaßen, belegt eindeutig, dass Assauer längst nicht mehr als Mann fürs operative Geschäft gebraucht wird – umso mehr jedoch als Symbolfigur für das alte, dampfende Gefühlskino Schalke.

Der Bau der 190-Millionen-Euro-Arena, die Zusammensetzung der mit 14 Nationalspielern gespickten Mannschaft, die Bestuhlung des Biergartens auf dem Trainingsgelände – wann immer es auf Schalke voranging, hieß es: Das hat alles der Rudi gewuppt.

Dass etwa für die Transferpolitik vornehmlich der sportliche Leiter Andreas Müller, 42, zuständig ist, war nahezu unbekannt. Und dass die monetären Abläufe, wie die Verhandlungen um die 85-Millionen-Euro-Anleihe von Finanzinvestor Stephen Schechter, der stellvertretende Vorstandsvorsitzende Josef Schnusenberg regelt, ein Steuerberater mit einer Kanzlei in Rheda-Wiedenbrück, blieb im dichten Dunst Assauerscher Zigarren verborgen.

Unter der Schirmherrschaft des volksnahen Rudi konnte sich die einstmalige Skandalnudel der Liga zum schnöden Fußballkonzern mit mehr als einem Dutzend Tochtergesellschaften und dem zweithöchsten Umsatz im deutschen Profigeschäft entwickeln. Und niemand schrie Verrat, und niemand beklagte sich, dass dat alte Schalke nich’ mehr is’.

„Rudi verkörpert diesen Club, Schalke ist ohne ihn nicht vorstellbar“, sagt Finanzchef Schnusenberg, 64. Und wenn es darum geht, welches Design das neue Trikot von Schalke hat, dann obliegt allein Assauer die Auswahl.

Tagelang hatte sich der Macho der Liga geknickt in seinem Büro im zweiten Stock der Geschäftsstelle verschanzt. Klar sei er den Freuden des Lebens aufgeschlossen, räumte er ein, aber so wie Wontorra, der sich mittlerweile öffentlich für seine Entgleisung entschuldigte („Sorry, Rudi“), über ihn fabuliert habe, da fühle er sich „in die Ecke gedrängt“.

Die wahren Macher, allesamt mit einer geringen Neigung zur Selbstdarstellung ausgestattet, beeilten sich, Assauer öffentlich zu stützen – und begrüßten ausdrücklich seinen Besuch im „Aktuellen Sportstudio“. Dass sich der Vorzeige-Schalker frustriert zurückziehen könnte, wäre so gar nicht in ihrem Sinne gewesen. „Mit seiner Öffentlichkeitsarbeit hält er den anderen den Rücken für ihre Arbeit frei“, sagt Aufsichtsrat Clemens Tönnies.

Wenn Assauer, ein berüchtigter Bauchmensch, bei seinen Auftritten bisweilen

UWE SPECK / WITTERS

ANDREAS MÜMKEN / ACTION PRESS

Sportchef Müller, Vorstand Schnusenberg: *„Kein Clübchen von Abnick-Männchen“*

über das Ziel hinausschießt, wird das akzeptiert. So darf er hin und wieder mal „einen raushauen“, wie man auf Schalke seine beißenden Kritiken umschreibt. „Wir wollen ja nicht einrosten“, sagt Schnusenberg.

Nur wenn es der mitunter eitle Assauer zu bunt treibt, wird er zur Räson gebracht. Auch dafür gibt es im Club einen Funktionsträger: Aufsichtsratschef Tönnies gilt als ein Freund deutlicher Worte. Der Fleischfabrikant aus Westfalen versteht das Gremium, dem er vorsteht, nicht als „Clübchen von Abnick-Männchen“, sondern als das, was es sein soll, „eine Kontrollinstanz“.

Diese Haltung stellte Tönnies bereits mehrfach unter Beweis. So pfiff er Assauer zurück, als der mit eigenen Vorstellungen über Spielertransfers hausieren ging. Und auch in der ausufernden Stildebatte um Trainer Ralf Rangnick, zu dem Assauer ein distanziertes Verhältnis pflegt, mahnte Tönnies den Schalker Identitätsstifter zur Besonnenheit: „Rudi, jetzt ist gut.“

Das bisweilen polternde Gebaren Assauers gehört in Gelsenkirchen längst zur Folklore. Ebenso wie das Kontrastprogramm, das er hin und wieder bietet, etwa wenn er dem Vorstand erklärt, man müsse einem Schalke-Anhänger in Bayern, dem bei der Flut das Haus abgesoffen war, unter die Arme greifen.

Vorige Woche glaubte sich Assauer noch von Heckenschützen umstellt. „Es gibt hier eine Menge Leute, denen ich im Verlauf der Jahre ans Bein gepinkelt habe, die wollen sich revanchieren“, sagte Assauer. Den Eindruck hat sein Umfeld zerstreuen können.

Jetzt müssen die Schalker Macher im Hintergrund nur noch Trainer Rangnick auf Linie bringen. Der selbstbewusste Coach hat sich bislang nicht dazu bewegen lassen – wie einst Huub Stevens oder Jupp Heynckes –, morgens in Assauers Büro zu erscheinen und mit dem Manager die aktuelle Lage zu diskutieren. Auf Schalke gilt das als Respektlosigkeit.

Maik Grossekathöfer, Gerhard Pfeil

ARTENSCHUTZ

Pelze für Protze

Wer noch einen Tiger in freier Wildbahn sehen möchte, sollte jetzt nach Asien reisen. Dort leben weniger als 5000 der gestreiften Großkatzen. Allein in Indien töten Wilderer im Schnitt jeden Tag eines der Tiere, schätzt Debbie Banks, Kampagnenleiterin der Londoner Umweltschutzorganisation „Environmental Investigation Agency“ (EIA). „Die Großkatze wird schon in fünf Jahren von der Bildfläche verschwunden sein“, meint sie. Auf große Mengen illegal zum Kauf angebotener Tiger-, Leoparden- und Schneeleopardenpelze stießen die EIA-Mitarbeiter jüngst bei verdeckten Recherchen in Tibet und der chinesischen Provinz Gansu. „In Linxia wurden uns auf einer einzigen Straße in aller Offenheit gleich 60 Schneeleoparden- und mehr als 160 Felle erst jüngst getöteter Leoparden angeboten“, so Banks. Hinten im Lager stapelten sich weitere aufgerollte Tierhäute. Die Pelze sind in Tibet fester Bestandteil alter Rituale: Die zumeist aus Indien stammenden Felle werden in traditionelle Kostüme, den sogenannten Chubas, eingearbeitet. Waren es früher nur Könige und reiche Kriegsherren, die sich mit dem begehrten Dekor schmückten, kann heute im Prinzip jeder auf Reiterspielen mit fellverzierten Chubas protzen – sie dienen als Statussymbol. Um den illegalen Handel zu unterbinden, soll der indische Premierminister einem Schutzprogramm zugestimmt haben, das landesweit neun Überwachungsstationen zur Eindämmung der Tigerwilderei vorsieht. Es war geplant, 280 Mitarbeiter eigens für diesen Zweck abzustellen. „Das war im April. Bisher ist nichts passiert“, sagt Aktivistin Banks.

BELINDA WRIGHT / WPSI / ENVIRON (O.); PECK / F1 ONLINE (U.)

Traditionelle Pelztracht bei Reiterspielen in Litang, Tibet

Bengaltiger

NEUROLOGIE

Pieps gegen Sturz

Vor allem ältere Menschen leiden unter Gleichgewichtsstörungen; sie stürzen und brechen sich dabei oft die Knochen. Dies ließe sich verhindern, wenn das im Innenohr gelegene, für die Balance zuständige Organ irgendwie unterstützt werden könnte. Eine Art hörbare Wasserwaage für Schwankende haben jetzt Neurologen von der Oregon Health and Science University entwickelt: Das Gerät, an einem Bauchgurt zu tragen, piepst bei akuter Sturzgefahr. Wankt der Patient nach links, hört er über Kopfhörer einen Warnton im linken Ohr; entsprechend informiert der Alarm den Menschen über eine prekäre Schieflage nach rechts. Kippt der Körper nach vorn, schrillt hohes Piepsen – umso lauter, je größer die Neigung. Ein tieferer Ton wiederum alarmiert den Schwankenden, wenn er hintenüberzufallen droht.

OHSU

Gleichgewichtsgerät

ROBOTER

U-Boot tankt Sonne

Als kleine, mobile Mess-Stationen helfen Unterwasser-Roboter, Veränderungen in der Wasserqualität von Seen, Flüssen und marinen Ökosystemen aufzuspüren. Aber so richtig praktisch sind die Geräte nicht – häufig müssen die Wissenschaftler sie an die Oberfläche holen, um die Akkus aufzuladen. Deswegen haben Techniker des Rensselaer Polytechnic Institute im US-Bundesstaat New York jetzt einen völlig neuen Typus von U-Boot-Roboter entwickelt. Der Unterwasserschnüffler wiegt etwa so viel wie zwei Männer, kann bis zu 500 Meter tief tauchen und mit einem ganzen Schwarm von seinesgleichen über ein Netzwerk kommunizieren. Vor allem aber vermag er sich kinderleicht und billig selbst mit Energie zu versorgen: Ab und zu steigt er an die Oberfläche und tankt über seine Solarzellen Sonne. Angesichts der gestiegenen Ölpreise in den USA verwundert es nicht, dass sich die US-Marine angeblich bereits für das effiziente Kerlchen interessiert.

AUTONOMOUS UNDERSEE SYSTEM INSTITUTE

Solargetriebener U-Boot-Roboter

WOLFGANG SCHNAUBELT / BILDERBERG

Australopithecus mit Knolle und Grabstock

ANTHROPOLOGIE

Wurzeln zur Menschwerdung

Knollen und Zwiebeln haben möglicherweise die Menschwerdung entscheidend befördert. Diese These stellen jetzt die US-Forscher Greg Laden und Richard Wrangham im Fachblatt „Journal of Human Evolution“ auf. Nahrhafte Pflanzenknollen sollen demnach den Vorfahren des Menschen vor fünf bis sieben Millionen Jahren den bedeutsamen Schritt aus dem Schutz des Regenwalds in die Savanne ermöglicht haben. „Pflanzenknollen sind im Wald recht selten, in der Savanne dagegen weit verbreitet“, sagt Laden. Einmal als essbar erkannt, hätte diese Nahrungsquelle die schimpansenähnlichen Vormenschen in die offene Landschaft gelockt. Zwar glauben Laden und Wrangham, dass Vormenschen wie Australopithecus vorwiegend Wild fraßen. Als zweitwichtigste Nahrungsquelle – insbesondere in schlechten Zeiten – seien Wurzel- und Sprossknollen jedoch unentbehrlich gewesen. Die großen Backenzähne und der kräftige Kiefer der frühen Hominiden reflektieren deren Vorliebe für die faserige Kost, deren Existenz im Lebensraum der Vormenschen nachweisbar ist: Dort, wo sich die Knochen der frühzeitlichen Knollenfresser finden, lagern häufig auch die Überreste von Sandgräbern und Wurzelratten, unterirdisch lebenden Nagetieren. Deren Lieblingsnahrung: Pflanzenknollen.

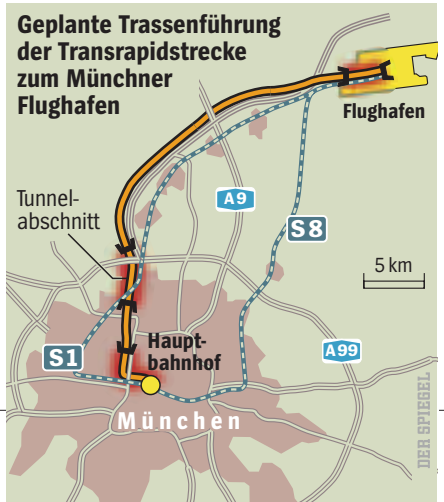
MAGNETBAHN

Schwebezug im Keller

Der Transrapid, als Flughafen-Zubringer für München vorgesehen, soll die Innenstadt nur versteckt im Untergrund erreichen. Hauptgrund für diese Projektänderung ist ein Problem mit den Weichen des Schwebezugs. Für den gewünschten Betrieb mit vier Zügen bedarf es zweier Fahrbahnen und der Möglichkeit, an den Kopfenden von einer Spur zur anderen zu wechseln. Das wäre am Hauptbahnhof nur mit vier Weichen möglich. Die aber sind bei der Transrapidtechnik extrem aufwendig, weil dafür der komplette Fahrweg geschwenkt werden muss. Die Bahn will die Transrapidfahrwege deshalb mehr als hundert Meter hinter dem Bahnhof weiterführen; am Ende schiebt ein Schwenkträger die Züge von Spur zu Spur, nach dem Prinzip der Drehscheibe. Diese Lösung sei weniger störanfällig, sagt Magnetbahn-Sprecher Gert von Hassel, lasse aber nur die unterirdische Lösung zu: „Wir bedauern, dass der Transrapid deshalb im Stadtzentrum nicht sichtbar sein wird.“

JOSE GIRIBAS / KEYSTONE

Transrapid



HOCHSCHULEN

Studium für Datenschützer

Thilo Weichert, 49, Leiter des Unabhängigen Landeszentrums für Datenschutz (ULD) in Kiel, über das neue Angebot, Datenschutz an einer Fachhochschule zu studieren

SPIEGEL: Ab diesem Semester bietet die Fachhochschule Kiel in Zusammenarbeit mit dem ULD erstmalig die Möglichkeit, Wirtschaftsinformatik mit einem praxisbezogenen Schwerpunkt Datenschutz zu studieren. Wirtschaft und Datenschutz – passt das zusammen?
Weichert: Auf jeden Fall, für uns ist Datenschutz ein Standortvorteil. Das Bundesdatenschutzgesetz schreibt vor, dass jeder Betrieb, der mindestens fünf Leute im Bereich personenbezogener Daten beschäftigt, einen Datenschutzbeauftragten braucht. Und die bilden wir aus.
SPIEGEL: Ist es wirklich die Aufgabe eines Landesdatenschutzbeauftragten, sich in die Ausbildung einzumischen?
Weichert: Wir merken einfach, dass es eine riesige Nachfrage nach seriösen Ausbildungsangeboten gibt. Im Internet wimmelt es nur so von dubiosen Anbietern irgendwelcher Kurse zu diesem Thema. Der Vorteil unserer Mitarbeiter ist, dass sie ihre Erfahrungen aus der Praxis direkt an der Hochschule vermitteln können. Aber in der Tat wäre es ideal, wenn die Ausbildung auch ohne uns laufen würde und bundeseinheitlich standardisiert wäre.

Weichert

SPIEGEL: Mit welchem Abschluss gehen die Datenschutzstudenten ab?
Weichert: Die absolvieren ein ganz normales Wirtschaftsinformatikstudium und bekommen einen Bachelor oder Master. Außerdem kriegen sie einen Qualifikationsnachweis für betrieblichen Datenschutz.
SPIEGEL: Der deutsche Datenschutz gilt als weltweit einzigartig streng. Was bringt ein solches Studium auf dem internationalen Jobmarkt – außer einem Exotenbonus?
Weichert: Bislang haben wir rund 30 Studenten für den Bachelor-Studiengang. Die wissen ganz genau, dass Deutschland international auf diesem Gebiet einen hervorragenden Ruf genießt. Datenschutz ist potentiell ein Exportschlager.

PSYCHIATRIE

„Ich bin mein eigener Sklave“

Der seelisch kranke Hans-Joachim Bohlmann hat Kunstwerke von unschätzbarem Wert vernichtet. Mediziner und Gerichte halten seine Persönlichkeit für unheilbar gestört. Nach 15 Jahren in der forensischen Psychiatrie erprobt er jetzt dennoch ein Leben in Freiheit.

DPA

Bohlmann-Festnahme (1998)
„Ich fühlte mich in die Enge getrieben“

Hans-Joachim Bohlmann ist ein unauffälliger, freundlicher Herr im Rentenalter. Er legt Wert auf ein gepflegtes Äußeres, hat eine kleine Vorliebe für Herrenmodeschmuck, einen soliden Händedruck und lächelt oft: treuherzig, unsicher, beflissen, manchmal keck und durchaus gewinnend. Seine kräftige Stimme war Stütze eines Kirchenchors, heute verrät sie den starken Raucher. Herr Bohlmann, groß gewachsen, hält sich stets ein wenig geduckt, als rechnete er mit Ungemach. Jeden Morgen bittet er Jesus Christus und die Dreieinigkeit um den Segen für den Tag.

Fragt man ihn, wie es kommt, dass er zum schlimmsten Kunstattentäter aller Zeiten wurde, zum „irren Säurespritzer“ aus der „Bild“-Zeitung, öffnet er den obersten Hemdknopf und holt tief Luft: die Nervosität. Eine Flut von kränkenden Erfahrungen drängt nach draußen, er will sich erklären, nach 15 Jahren in der forensischen Psychiatrie, AK Ochsenzoll, Hamburg.

„Eins will ich gleich vorwegschicken“, sagt Bohlmann und hält sich an der Aktentasche auf seinen Knien fest: „Einem Menschen hätte ich nie etwas zuleide getan. Aber ich bin mein Leben lang angeschmiert worden. Darauf wollte ich aufmerksam machen. Jahrzehntelang hab ich unter meinen

AP / ULLSTEIN BILDERDIENST

Verätztes Dürer-Bild (1988)*: *„Danach brauchte ich kein Antidepressivum mehr“*

* „Maria als Schmerzensmutter“, um 1496.

Ängsten gelitten wie der Kandidat in der Todeszelle. Ich bin von Jugend an als dumm und faul hingestellt worden, völlig unterschätzt. Ich fühlte mich in die Enge getrieben. Meine Straftaten waren unbewusste Hilfeschreie. Dazu kommt die kriminelle Energie, die in mir ist – oder vielleicht doch eher war?“ Bohlmann überlegt. „Ich wäre ja gern ein ganz anderer. Einer, der Ansehen hätte bei den Kollegen und Nachbarn. Einer, der Freude daran hat, zu grüßen und gegrüßt zu werden. Ein zufriedener, einfacher Mensch. Das Wichtigste ist: Die Gehirnoperation hätte man nicht machen dürfen. Das war das größte Unrecht. Die kriminelle Energie ist ein Teil meiner Persönlichkeit, der dadurch richtig herauskam. Haben Sie das mitgeschrieben?“

WALTER SCHELS

Patient Bohlmann*: *„Ich wäre ja gern ein ganz anderer“*

Er nimmt seine Schiebermütze ab. Auf der kahlen Stirn trägt er zwei kleine runde Narben; sie erinnern an die Stigmata der geschnitzten Heiligen, denen er die Augen ausstach. Vor dem Eingriff war er ein unsicherer, gehemmter Mensch. Danach, so steht es sinngemäß in den Gutachten, wurde er zum rasenden Roland. In der Geschichte der Kunstschändungen ein einzigartiger Fall.

Es gibt ein Schlüsselerlebnis, Bohlmann sagt, es habe ihn immer abgehalten, sich das Leben zu nehmen: Mit zwei Jahren fällt er in eine Sickergrube, steht Todesangst aus, während die Mutter mit der Nachbarin schwatzt. „Unser Schöpfer hat ja gewusst, was der Bohlmann nachher noch macht, aber ich bin aus der Jauche gerettet worden. Er hätte mich auch drin ersaufen lassen können, dann wären die schönen Bilder noch heil.“

Die schönen Bilder, das sind 51 Gemälde im Wert von seinerzeit rund 270 Millionen Mark, Altäre und Statuen, erstrangige Werke von Cranach, Rubens, Rembrandt, Dürer. „Es ist eine Sauerei, dass ich das gemacht habe. Es tut mir wirklich leid.“

* Mit selbstgepflanztem Mammutbaum im Hof von Haus 18 des AK Ochsenzoll in Hamburg.

Hans-Joachim Bohlmann ist heute noch ein kranker Mensch. Seine zwanghafte Persönlichkeitsstruktur, die ihn zu den spektakulären Zerstörungsakten trieb, ist aus Sicht der Mediziner nicht zu heilen. Aber möglicherweise zu kontrollieren.

Was wiegt mehr: sein Recht auf Freiheit oder der Anspruch der Allgemeinheit auf Schutz ihrer wertvollsten Kulturgüter? Auf diese Frage fand das Hanseatische Oberlandesgericht im vergangenen Herbst eine Antwort. Richter und Gutachter waren sich einig, dass von Bohlmann neue Risiken für die Kunstwelt ausgehen könnten. Er habe aber bereits das Fünffache der verhängten Haftstrafe in Unfreiheit verbracht. Ihn noch länger in der Psychiatrie einzusperren sei unverhältnismäßig. Er sei zu entlassen.

Kulturbetrieb und Medien reagierten empört, Museen im ganzen Land verteilten Bohlmann-Fotos ans Personal. Reporter warteten am Tag der Entlassung am Kliniktor. Das war Anfang des Jahres.

Seither führt Bohlmann ein Leben in kontrollierter Freiheit. Er darf Hamburg nicht ohne Genehmigung verlassen. Er darf kein Museum betreten. Er muss zur Nachsorge gehen und seine Medikamente nehmen. Er lebt von 687 Euro Rente, das ist unterhalb der Pfändungsfreigrenze. Er übt Normalität: „Wichtig ist, dass man mal die Tür aufhält, dass die anderen sagen, das ist einer, der sich anpasst, im menschlichen Sinne.“

WAS WIEGT MEHR: DAS RECHT AUF FREIHEIT ODER DER SCHUTZ WERTVOLLER KULTURGÜTER?

Bohlmanns Anwalt Wolf Dieter Reinhard kennt seinen Mandanten seit fast einem Jahrzehnt. Er glaubt, dass der kein neues Unheil anrichten wird. „Es waren Bilder“, sagt Reinhard, „kein Mord, kein Sexualdelikt, sondern Sachbeschädigung. Höchststrafe: drei Jahre.“ Für ihn zählt die Frage, wie unsere Rechtsordnung mit psychisch kranken Straftätern umgeht. „Ist es gerechtfertigt, dass die Gesellschaft hier null Risiko fordert, also Herrn Bohlmann lebenslang wegsperren will, Trunkenheitsfahrer aber auf die Allgemeinheit loslässt?“

Auch Guntram Knecht ist kein Verfechter des Null-Risiko-Prinzips. Bevor er vor fünf Jahren als Chef der Forensik ans AK Ochsenzoll kam, führte er in Wien eine große Ambulanz für entlassene psychisch kranke Straftäter. In Hamburg hat er eine forensische Nachsorge aufgebaut, die ziemlich geräuschlos 35 Patienten betreut. Mit Bohlmann aber verhalte es sich anders: „Da steht die ‚Bild‘-Zeitung auf der Matte, wenn was los ist.“ Knecht möchte nicht allein als Prügelknabe dastehen, wenn etwas schief geht.

„Herr Bohlmann ist ja nicht wegen einer guten Prognose entlassen worden“, sagt Knecht. Bohlmann sei einzigartig, ein sehr differenzierter Mensch, er habe viele liebenswerte Seiten. „Aber er verkörpert ein Restrisiko, das auf Grund einer formaljuristischen Entscheidung auf die Gesellschaft zukommt. An diesem tragischen Fall haben sich Generationen von Therapeuten und Ärzten abgearbeitet, auch wir – leider ohne echten Erfolg. Herr Bohlmann ist immer noch ein labiler, hoch kränkbarer Patient.“

Zu referieren ist: eine ärmliche Kindheit unter Hakenkreuzfahnen, die Flucht aus Breslau, Bombenangriffe. Beim Vorlesen in der Schule zittern die Finger unter den Zeilen. Beim Rechnen fühlt der Junge sich von Angst „erregt, wie wenn ich einen Samenerguss hätte“. Er fürchtet den strengen, harten Vater. Als der an die Front muss, ist die attraktive Mutter mit Liebhabern beschäftigt und überlässt den Jungen sich selbst. Er entwickelt Zwangshandlungen, wiederholt in Gedanken Sätze, kontrolliert, ob der Wasserhahn schließt, tritt erloschene Zigarettenkippen aus. Feuer und Wasser – beides ruft in ihm unaussprechliche Ängste hervor.

„Was heißt hier Angst?“, brüllt der Vater, als er sich ihm offenbart. „Hund, ich brech dir alle Knochen!“

Bohlmann hat Angst vor der Angst, er fühlt sich wie dressiert. Mit 16 geht er freiwillig in die Psychiatrie der Kieler Universitätsklinik, lässt Elektroschocks und Insulin-Komatherapie über sich ergehen. Eine Klempnerlehre bricht er ab, die Eltern werfen ihn raus. „Mir war bewusst, dass ich nie so werden würde, wie ich sein wollte. Als wenn Sie auf dem Bahnhof stehen, und der Zug ist abgefahren. Da kommt auch keiner mehr.“ Er wohnt in Männerwohnheimen und bei der Heilsarmee, schlägt sich mit Gelegenheitsarbeiten durch.

Dazwischen immer wieder Psychiatrieaufenthalte, Tranquilizer, Antidepressiva, Neuroleptika, Verhaltenstherapie, Gruppentherapie, Freuds Werke aus der Leihbücherei: Nichts fruchtet.

Mit 29 lernt er in der Gemeinde der Evangelischen Freikirche zum ersten Mal

eine Frau kennen, sie heiraten. Sechs Jahre hält er als Lagerarbeiter durch, fühlt sich betäubt von Valium und Haloperidol, vor allem beim Geschlechtsakt. Seine Frau, die sich ein Kind wünscht, wirft die Tabletten ins Klo. Er betet mit dem Pfarrer, Jesus möge ihn von den Ängsten befreien, er singt im Gemeindechor, lässt sich taufen, obwohl ihm schwarz wird vor Augen, als er dabei vor der Gemeinde sprechen muss.

In der Universitätsklinik Hamburg-Eppendorf begegnet er 1974 dem Neurochirurgen Dieter Müller, der ihm Hilfe anbietet: Durch das Veröden bestimmter Nervenbahnen zwischen Stirnhirn und limbischem System, glauben Chirurgen damals, könnten Ängste, Zwänge oder der „kriminogene Herd“ entfernt werden wie eine faule Stelle aus einem Apfel. Die umstrittene Psychochirurgie gilt als letztes Mittel zur „sozialen Wiederanpassung“ psychisch Kranker oder Krimineller. Das „Gesundheitsmagazin Praxis“ schickt ein Kamerateam; Bohlmann fühlt sich bestätigt.

Müller verspricht „eine Besserung von 75 bis 80 Prozent oder auch völlige Heilung“. Bohlmann antwortet, sein Leiden sei so groß, dass er alle Risiken auf sich nehmen wolle. Er unterschreibt, dass er auf Schadensersatzansprüche verzichtet. Dann verschmort Müller durch zwei Bohrlöcher in Bohlmanns Schädel jeweils ein erbsengroßes Stück Gewebe im Hypothalamus. Ein paar Tage später wird der Patient nach Hause entlassen. Psychologische Nachsorge: keine.

Der Aachener Psychiater Henning Saß wird, 14 Jahre und viele zerstörte Meisterwerke später, den Eingriff als „obsolet“ bezeichnen. Man habe einem Menschen mit schwer gestörter Persönlichkeit obendrein eine „hirntraumatische Schädigung“ zugefügt. Seine Intelligenz sei durch die Operation gemindert, auf einen IQ von nunmehr 102. Aggressive Impulse habe er erstmals *nach* der Operation in die Tat umgesetzt. Saß spricht von Enthemmung.

ABENDS IST ER THEMA IN DER „TAGESSCHAU“. ZUM ERSTEN MAL HAT ER ETWAS ERREICHT.

Bohlmann zündelt in der Heide, dreht auf Friedhöfen Wasserhähne auf. Feuer und Wasser – die Zwänge sind immer noch da, nur ins Gegenteil verkehrt. „Man hatte mir falsche Versprechungen gemacht. Ich fühlte mich vom Leben betrogen“, sagt er. „Dann fiel auch noch meine Frau aus dem Fenster.“ Beim Putzen verliert sie die Balance und stirbt an den Folgen des Sturzes.

„Ich war schwer getroffen“, erinnert sich Bohlmann. „Da wollte ich die Gesellschaft treffen, und nebenbei wollte ich noch Furore machen. Für mich war das Teuerste meine Frau, für die anderen war Rembrandt am teuersten.“

Früher war er mit ihr gern ins Museum gegangen. Jetzt kauft er in einer Apotheke Schwefelsäure und spritzt sie in der Hamburger Kunsthalle auf eine Landschaft in Öl und den „Goldenen Fisch“ von Paul Klee. Abends ist er Thema in der „Tagesschau“. Er hat zum ersten Mal etwas erreicht. Nachts wacht er mit dem Gedanken auf: Du könntest noch viel mehr machen.

In einer sechsmonatigen Tour de Force sticht er hölzernen Statuen die Augen aus, zündet einen Altar in Lübeck an, verätzt eine „Madonna mit Rosenkranz“ in Bochum, ein Gnadenbild in Essen. In Hamburg besprüht er nachts Hunderte Grabsteine mit Hakenkreuzen, sägt in Celle junge Eichen um, vergiftet Schwäne, verätzt zwei Stuten auf der Koppel. Für die Pferde schämt er sich heute am meisten.

Damals aber fühlt er eine rumpelstilzchenhafte Freude „wie in der Kindheit und Jugend, wenn ich etwas ausgefressen hatte“. Immer zielt er mitten ins Gesicht: „Das sind die künstlerisch wertvollsten Partien, also ist der Schaden am größten.“

Am nächsten Tag weidet er sich an der öffentlichen Empörung, liest alles in der Zeitung nach. „Je größer der Schaden, desto wichtiger hab ich mich genommen. Alles andere kann man ersetzen, aber die

WALTER SCHELS

Hof von Haus 18: *„An die 100000 Kilometer hab ich zurückgelegt, zweimal um die Erde“*

Bilder würde selbst ein Alter Meister nicht noch mal hinkriegen. Ich hatte die Gesellschaft bestohlen. Und weil das so ein Echo fand, hat mir das Spaß gebracht. Ich brauchte kein Antidepressivum mehr, nachdem ich das gemacht hatte.“

Aus einem Kunstlexikon wählt er bedeutende Porträts aus: Martin Luther und seine Frau von Cranach dem Älteren, Erzherzog Albrecht von Rubens. In Kassel zündet er in einer Kirche eine Maria an, bevor er die Gemäldesammlung im Schloss betritt. Mehrmals muss er den Toilettendeckel auf- und zuklappen, um sich zu beruhigen. Dann zerstört er Rembrandts „Jakobs Segen“, ein Selbstbildnis und zwei Gemälde flämischer Meister.

Damit ist sein Furor erschöpft. Er will gefasst werden. Im Hotel hatte er sich mit seinem richtigen Namen eingetragen. Zurück in Hamburg, kauft er sich ein Kilogramm Pflaumen, geht in seine Wohnung und wartet. Am Abend klingelt die Polizei.

„Ich bin mein eigener Sklave“, sagt er dem Gutachter Hans-Albert Müller. Der studiert die Krankenberichte aus zwei Jahrzehnten und attestiert Bohlmann eine „hochabnorme Persönlichkeit“. Seine Motive seien jedoch „subjektiv sinnvoll“. Er hält ihn für voll schuldfähig. Bohlmann bekommt fünf Jahre, die er auch absitzt.

Kaum wieder draußen, zersticht er einige hundert Lkw-Reifen und sägt im Wald 600 junge Eichen um, weil er Angst hat, beim Säurekauf in der Apotheke aufzufallen. Nachts zündet er auf einer Großbaustelle Baumaschinen an. Als er dort aus einem Kran klettert, dessen Leitungen er zerschnitten hat, stehen unten Polizisten mit Pistolen: „Spring doch, spring doch“, rufen sie.

Wieder bestellt das Gericht Gutachter Müller, Bohlmann bekommt drei Jahre. Anschließend bringt ihn ein Pfändungsbescheid der Stadt Düsseldorf in Rage. Die reicht 159 Mark von seiner Rente als Schadensersatz für das Rubens-Bild an dessen Besitzer weiter – den Stahlbaron Thyssen. „Für den war das doch ein Taschengeld.“ Bohlmann entwickelt die Idee, abgestellte S-Bahn-Züge anzuzünden, bekommt Angst und geht freiwillig in die Psychiatrie. Noch während der Behandlung kauft er Schwefelsäure und zwei Piccolos mit Schraubverschluss. Er trinkt den Sekt und füllt die Säure um. Dürer hält er für noch bedeutender als Rembrandt.

Er nimmt den Nachtzug nach München und schleudert in der Alten Pinakothek Säure auf Dürers „Paumgartner Altar“, „Maria

als Schmerzensmutter“ und die „Beweinung Christi“. Dann lässt er sich widerstandslos hinausführen. „In mir ist seelische Zerstörung, die schlimmer ist als die Zerstörung, die ich an den Gemälden angerichtet habe“, sagt er bei seiner Festnahme. „Darauf wollte ich aufmerksam machen.“

Gutachter Saß attestiert dem Angeklagten verminderte Schuldfähigkeit. Bohlmann bittet das Gericht, ihn nicht nur zu bestrafen, sondern ihm zu helfen. Diesmal bekommt er zwei Jahre Gefängnis und Unterbringung in einer forensischen Klinik. Entlassung: ungewiss.

„ICH BIN AUS DER JAUCHE GERETTET WORDEN. MIR IST VERGEBEN.“

Dutzende Artikel sind über Bohlmann erschienen, eine Studie über „Kunstzerstörer“ widmete ihm ein Kapitel. Sogar ein Theaterstück befasste sich mit ihm. „Wenn ich ehrlich bin, hat mir das ganz gut getan. Es war nachträglicher Balsam für einen wie mich, der immer rumgeschubst wurde und nie zur vollen Entfaltung kommt.“ Oft muss er lachen, wenn er liest, was andere über die Motive schreiben: Er habe Gott angegriffen! Die Taten hätten ihn sexuell erregt! „Und dann steht im Gutachten: Er hasst die oberen Zehntausend. So einfach machen die sich das.“

Guntram Knecht formuliert poetischer, vor einer „psychischen Landschaft des Ressentiments“ erwachse Bohlmanns Aggression. „Als Wiener“, sagt Knecht, „ist mir das nicht ganz fremd: so ein Groll auf die Welt. Das kann ja durchaus etwas Tragikomisches haben. Aber bei Herrn Bohlmann kann es in kritischen Phasen auch in einem sehr wütenden Ausbruch münden.“

Dieses Restrisiko hat die Klinik nun wider Willen zu managen. Sie hat für ihn ein Netz aus täglichen Kontakten geknüpft, einen Krisenplan erstellt, falls ihn irgendetwas ins Trudeln bringt. Er muss sich abwechselnd beim Betreuten Wohnen, beim Bewährungshelfer, beim Therapeuten in der Klinik melden. „Käme er einen Tag nicht, wäre das ein Alarmzeichen. Wir würden sofort bei ihm nachsehen, was los ist.“ Da Bohlmanns Eruptionen einen längeren Vorlauf haben, ließe sich die Situation noch entspannen, auch mit Medikamenten. Bohlmann nimmt sie zuverlässig und dankbar. Zur Not, sagt er, würde er auf Zeit freiwillig in die Klinik gehen.

Zum wöchentlichen Termin in Ochsenzoll kommt Bohlmann oft schon eine Stunde früher. Hier ist er gejoggt, stundenlang. Der Hof von Haus 18 ist so klein, dass er die Richtung ändern musste, weil mal der rechte, mal der linke Oberschenkel wehtat. „Ich hab das ausgemessen, es sind 93 Schritte, an die 100 000 Kilometer hab ich hier zurückgelegt. Zweimal um die Erde.“

„Joggen, Beten, Bibellesen – das hat mir den Lebenssinn gegeben“, sagt Bohlmann. „Und die Bäumchen.“ Hunderte von Samen und Setzlingen hat er im Lauf der Jahrzehnte im öffentlichen Grün ins Erdreich gesteckt, Rotbuchen, Pappeln, Eichen. Während seiner Zeit in Haus 18 hat er sich Mammutbaumsamen bestellt, klein wie Haferflocken, und im Blumentopf gezogen. Sein Bruder, der Pfarrer in der Evangelischen Freikirche ist, zog mit Eimern und Spaten ins Freie und setzte die Pflänzchen aus, eines durfte Bohlmann im Hof von Haus 18 pflanzen. Mammutbäume werden über 100 Meter hoch und bis zu 4000 Jahre alt. Ein Baum der Superlative. „Ich will doch der Nachwelt etwas hinterlassen, nicht nur durch zerstörerische Akte in die Geschichte eingehen.“

In der Klinik hinterlässt Bohlmann ein weiteres Œuvre: Seine liebste Beschäftigung war die Kunsttherapie. Neun Jahre lang hat er gemalt, fast jeden Tag ein Bild – abstrakt, bunt, Wasserfarbe auf Papier. An die 1500 Werke mit Titeln wie: „Die Chance“, „Gerettet im Glauben“ oder „Lange sehr schönes Wetter“.

Guntram Knecht zieht ein düsteres Blatt hervor. „‚Blick in die Vergangenheit‘, was ist denn da zu sehen, Herr Bohlmann?“

„Das ist was ganz Finsteres, der Vater, der Krieg und das alles. Aber das ist ja lange vorbei. Sie müssen sich keine Sorgen machen. Jetzt geht es mir so gut wie in den letzten 54 Jahren nicht mehr. Ich bin freundlich zu jedermann. Ich werde mir doch die letzten Jahre meines Lebens nicht zerstören. Das wäre doch verrückt.“

Bohlmann redet sich in Fahrt: „Ich kann ja ganz schön dreist sein, aber mein Instinkt sagt mir, ob ich davonkomme …“ – Knecht macht ein perfekt neutrales Psychiatergesicht, doch Bohlmann kriegt die Kurve: „… aber ich weiß auch, wenn ich mir noch mal was erlaube, ist Schluss. Nein, nein, das mach ich nicht. Die Auflagen vom Gericht halte ich ein. In Zukunft.“

In der Vergangenheit war das, gelinde gesagt, nicht immer der Fall. Jedes Mal, wenn seine Entlassung schon fast bevorstand, habe er sich „durch Entweichungen aus dem Rennen genommen“, erinnert Knecht. „Vielleicht aus unbewusster Angst vor der Freiheit?“ Bohlmann hat eine andere Erklärung für seine „Ausflüge“. Sachverständige wie der Berliner Psychiater Norbert Konrad hatten schon vor Jahren eine schrittweise Vorbereitung auf die Entlassung befürwortet. Bohlmann bekommt Ausgang, darf monatelang mit der U-Bahn zu einer Tageseinrichtung fahren. Alles geht gut.

Dann entweicht ein berüchtigter Mörder aus Ochsenzoll, und Bohlmann wird Opfer kollektiver Sicherungsmaßnahmen: Er darf nicht mehr nach draußen. Ein Sexualstraftäter vergewaltigt zwei Frauen auf dem Klinikgelände, Bohlmann darf nicht mehr ohne Aufpasser zum Zahnarzt auf dem Gelände.

Die Klinik gibt eine negative Stellungnahme über ihn bei Gericht ab: Ein Mit-

patient habe ihn angeschwärzt, er plane neue Attentate. Bohlmann erfährt nie, wer der anonyme Tippgeber gewesen sein soll. „Ich fühlte mich zum Narren gehalten“, sagt er. „Da wollte ich zeigen, ich kann auch anders.“

1998 nutzt er einen Ausgang für einen Abstecher nach Dresden. Er besichtigt die Frauenkirche, spaziert im Eingang der Semperoper umher. Am Bahnhof betrachtet er auf einem Großbildschirm sein eigenes Fahndungsfoto. Dann fährt er wieder zurück. „Die Flucht des irren Säureattentäters Hans-Joachim Bohlmann“ titelt die „Bild“-Zeitung. „Wer hat diesmal Schuld an der Panne im AK Ochsenzoll?“

Sogar als seine Entlassung schon rechtskräftig war, büxte er noch mal aus. Er stand an einem Teich in Hamburg, als er in der Klinik anrief. „Wo sind Sie denn?“, fragte eine Pflegerin. „In Rom, in der Sixtinischen Kapelle.“ Die Frau habe noch schallend gelacht, während er schon sein Handy abstellte. „In dem Moment“, sagt Bohlmann und freut sich wie einer, der dem Lehrer Kreide auf den Stuhl geschmiert hat, „hab ich die alle rotieren sehen.“ Am nächsten Tag stieg er tatsächlich in den Zug nach Italien.

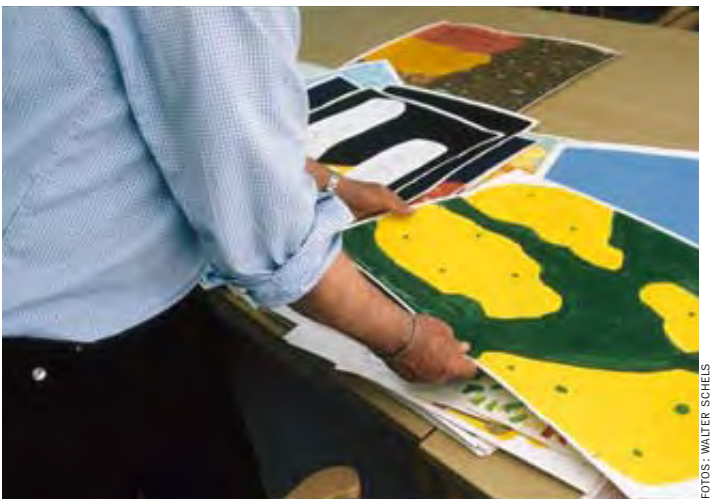
Die Polizei hätte Bohlmann gern wieder hinter Klinikmauern gesehen, aber für Gericht und Führungsaufsicht zählte, dass er nichts anstellte und freiwillig zurückkam. „Ich fühlte mich ungerecht behandelt und wollte auch beweisen, dass nichts schief geht“, sagt Bohlmann.

Aber das liegt ja nun hinter ihm, glücklicherweise, auch wenn nicht alles schlecht war in Haus 18. Gespräche, Musiktherapie, Patientenvollversammlung – heute verstehe er sich selbst besser. „Ich komm sogar ganz gern her“, sagt er versöhnlich zu Knecht. „Ich bin ja nicht nachtragend.“ Zum Abschied reicht Knecht seinem Patienten die Hand: „Herr Bohlmann, toll, wie Sie das gemacht haben, ganz entspannt an alter Stelle“, sagt er. „Das ist ja nicht selbstverständlich.“ Bohlmann sieht sich noch mal um: „Ich bin hier nur zu Besuch. Das ist ein großer Unterschied.“

Dann fährt er heim in seine helle Wohnung mit den bunten Gardinen. Ein einziges Bild hängt an der Wand: die „Betenden Hände“ von Dürer.

„Ich hab das alles aufgearbeitet“, sagt Bohlmann. Und doch birgt die Freiheit gewisse Gefahren: Einsamkeit ist eine, der verflixte Haushalt und der Alltag andere. In der Klinik gab es schwere Kämpfe um den Küchendienst. Zu Hause spült Bohlmann sein Geschirr und bügelt Hemden. Er geht spazieren, liest viel.

Neulich war er im Urlaub mit der Gruppe vom Betreuten Wohnen. Das gemeinsame Essen, das Geklapper von Geschirr: Da wurde die Angst schlimmer. Die innere Habachtstellung, die ihm einen steifen Hals macht. Bohlmann hatte Alpträume, musste das Licht brennen lassen. Früher hätte er sich eingeigelt und rumgegrübelt, diesmal hat er in der Klinik von seinem Durchhänger erzählt. Seither bekommt er eine halbe Tablette mehr, ein Antidepressivum. Es hilft. Das Netz hat gehalten.



FOTOS: WALTER SCHELS

Bohlmann mit eigenen Bildern, Forensiker Knecht: *„Ich kann ja ganz schön dreist sein“*

„Ich bin aus der Jauche gerettet worden“, sagt Bohlmann. „Mir ist vergeben.“

Er ist jetzt 68 Jahre alt und hat beim Gehen Schmerzen in den Beinen. Er hat sich damit abgefunden, dass er seine Ängste nicht mehr loswird. Neben der Dreieinigkeit sind da noch ein paar Menschen, die er nicht enttäuschen will. „Wenn jetzt noch mal was vorkäme, könnt ich gleich zum Bestatter gehen“, sagt er.

Hans-Joachim Bohlmann hat Furore gemacht. Er hat Kunst- und Kriminalgeschichte geschrieben und dabei sein Leben ruiniert. Alle großen Museen haben ein Foto von ihm in der Schublade, aber seine Nachbarn wissen nicht, wer er ist. Er ist einer, der die Tür aufhält. Der grüßt, und der gegrüßt wird. Ein freundlicher Herr im Rentenalter.

Jeden Tag betet er dafür, dass es so bleibt.

Beate Lakotta

ESA

DPA

„Cryosat“-Satellit, Eisberg im Polarmeer: *Ein hauptberuflicher Fehlerteufel peinigt die Kollegen mit Schikanen und Pannen*

RAUMFAHRT

Trudelnder Eisspäher

Am 8. Oktober soll der Esa-Satellit „Cryosat“ ins All starten, um das Eis an den Polen zu messen. Damit die schwierige Mission gelingt, wird seit Monaten am Boden geübt.

Jetzt ist schon wieder was passiert, und wieder einmal ist Daniele Innorta schuld. Aber der lässt sich nichts anmerken. Lässig steht der italienische Raumfahrtingenieur mit dem schalkhaften, jungen Gesicht am Computerpult hinten links und studiert aufmerksam den Schlamassel, den er da angerichtet hat.

Irgendetwas hat Innorta in seinen Computer eingetippt, nun ist der Bordrechner ausgefallen. Wenn nichts geschieht, werden in wenigen Minuten 70 Millionen Euro am Himmel verglühen. Aber das ist noch lange kein Grund zur Aufregung hier im Kontrollraum des European Space Operation Centre (Esoc), einer losen Ansammlung von Zweckbauten im Industriegebiet hinter dem Bahnhof von Darmstadt.

Halblaut murmeln die rund 20 Techniker englische Zahlen und Kürzel in ihre Headsets. Tausende Ziffern flimmern über die Bildschirme vor ihnen. Dann gibt der Flugdirektor das Kommando: Umschalten auf das Ersatzsystem. Er steht am Pult hinten rechts, direkt gegenüber Daniele Innorta, der ihm das Ganze eingebrockt hat.

Konzentriertes Starren auf die Projektionsfläche an der Stirnseite des Raums, hastig hingekritzelte Notizen, vielsagende Blicke: Die Szene wirkt merkwürdig vertraut aus Film und Fernsehen. Und tatsächlich handelt es sich um eine Inszenierung.

Der Ernstfall im All wurde an diesem Septembermorgen nur simuliert. Der Störenfried Innorta wurde vom italienischen Raumfahrtdienstleister Vitrociset als „Simulations Officer“ angeheuert, als hauptberuflicher Fehlerteufel also, dessen Aufgabe es ist, seine Kollegen mit allen nur erdenklichen Schikanen, Pannen und Fehlleistungen zu peinigen, in insgesamt rund 20 Trainingseinheiten.

Erst am nächsten Samstag soll die Realität das Szenario einholen: Der Satellit „Cryosat“* startet vom russischen Weltraumbahnhof Plesetsk aus ins All.

Drei Jahre lang soll sein Radar messen, wie dick die Eisschicht an den Polen genau ist. Vor allem geht es darum, eine zentrale Frage der Klimaforschung zu beantworten: Schrumpfen die polaren Eiskappen, und wenn ja, wo und wie schnell?

Das Simulationstraining gehört dabei, wie in den meisten Kontrollzentren weltweit, zum Standard. Doch für diese Mission gilt es als besonders wichtig, denn mit dem „Cryosat“ wagt sich die Esa in mehrfacher Hinsicht auf kaum erforschtes Gebiet:

- Erstmals reitet ein Esa-Satellit auf einer Rockot-Rakete ins All – auf einer umgebauten Version der legendären sowjetischen Interkontinentalrakete SS-19 also.
- Der 700 Kilogramm schwere „Cryosat“ muss in 720 Kilometer Höhe präzise auf einer ungewöhnlichen Bahn ausgesetzt werden, die fast senkrecht über Nord- und Südpol führt. Nur so kann er zentimetergenaue Vermessungsdaten liefern.
- „Cryosat“ ist relativ kompliziert zu navigieren – weil er besonders einfach und billig gebaut ist. Sein Antriebssystem ist träge, seine Solarmodule sind nicht beweglich, sondern fest auf die Oberseite montiert. Die Piloten in Darmstadt müssen also darauf achten, dass sein Sonnendach zum Licht zeigt, sonst versiegt irgendwann die Stromversorgung.

* Von „kryós“, Griechisch für „Frost“.

Gerade bei vertrackten Missionen gilt das Grundgesetz aller Sicherheitskontrolleure: Was irgend schief gehen kann, geht schief. Gemäß diesem Credo zieht Innorta nun genüsslich die virtuellen Daumenschrauben an, mit Hilfe der Simulationssoftware „Simsat“, die am Esoc entwickelt wurde. Die Berechnung von Satellitenbahnen gehört zu den Spezialitäten des Zentrums, das 1967 hier gegründet wurde, weil ortsansässige Institute schon damals über leistungsfähige Computer verfügten. Ein paar Klicks reichen, und Innorta hat „eine Kontingenz injiziert“, wie die simulierten Pannen im Fachjargon heißen. Diesmal lässt er das Positionierungssystem abschmieren, die sogenannten Star-Tracker. Der virtuelle Eisspäher beginnt zu trudeln.

Eigentlich stabilisiert „Cryosat“ seine Lage im Raum automatisch, indem er mit drei künstlichen Augen den Sternenhimmel anstarrt und nach bekannten Mustern absucht, so wie es einst auch Seefahrer taten. Nun aber hat Innorta den elektronischen Steuermann im All erblinden lassen. Ein Raunen geht durch den Kontrollraum, fieberhaft wird getuschelt, gegrübelt, geklickt. Mit den elektronischen Sternguckern steht und fällt die Mission. Der Flight Director auf der anderen Seite des Kontrollzentrums pariert, indem er auf eine Art Kompass umschaltet – eine zwar ungenaue, aber robuste Methode der Lagebestimmung.

Innorta ist zufrieden – so sehr sogar, dass er zum Telefonhörer greift und eine weitere „Kontingenz injiziert“: Er ruft einen Mitarbeiter an einem der vorderen Pulte an und sagt: „Sie sind krank und müssen sich abmelden.“ Der Test geht ohne ihn weiter.

„Ich fühle mich ein bisschen wie der Regisseur eines Abenteuerfilms“, sagt Innorta und grinst. Er ist zufrieden mit dem Technik-Thriller, den er heute inszeniert hat. Beste Voraussetzungen für den geplanten Start am 8. Oktober. HILMAR SCHMUNDT

SCHÖNHEITSCHIRURGIE

Heulend in der Sprechstunde

Männer leiden erheblich, wenn ihnen ein Busen sprießt. Neuerdings nehmen sich die plastischen Chirurgen des Problems an.

JÜRGEN KIRSCHNER / ACTION PRESS

Boxer Nobles: *Beim Sichten der Videobänder „Big Titty" getauft*

Drei Runden und 52 Sekunden dauerte der letzte Kampf des US-Superschwergewichtlers Gerald Nobles. Dann musste er sich dem grimmigen Russen Nikolai Walujew aus dem Boxstall Sauerland geschlagen geben.

In Erinnerung wird er aus anderem Grund bleiben – wegen seiner imposanten Oberweite. „Schon beim Sichten seiner Videobänder habe ich ihn ‚Big Titty' getauft", höhnte Boxpromoter Wilfried Sauerland. Ringärztin Alexandra Baroness von Künsberg erklärte den Profiboxer gar zum Fall für die Schönheitschirurgen.

Bei denen zählen männliche Busenwunder längst zur Kundschaft. Neben der Schaffung weiblicher Formen steht bei ihnen zunehmend deren Beseitigung auf dem Programm: Immer mehr Männer mit schwabbeliger Oberweite verlangen nach Skalpell und Absaugkanüle. „Früher habe ich jährlich 30 bis 40 Brustkorrekturen bei Männern gemacht", berichtet Joachim Hecker, plastischer Chirurg in Langen bei Frankfurt am Main, „heute sind es zwischen 80 und 100 Eingriffe." „Das Bewusstsein für Body Contouring hat bei Männern einen größeren Stellenwert bekommen", so auch Joachim Graf von Finckenstein, plastischer Chirurg in Starnberg.

TIM WEGNER

Chirurg Hecker: *Epidemie des Schwabbelleidens*

„Wieder ein Tabu gebrochen", jubelte die „Bild" in der letzten Woche. TV-Moderator Carlo von Tiedemann hatte dem Blatt gebeichtet: „Ja, ich habe mir meine Brüste operieren lassen. Diese Alterstitten quälten mein Ego."

Weder Wanst noch Doppelkinn oder spiddelige Waden kratzen so nachhaltig am männlichen Selbstbewusstsein wie ein sich wölbender Busen: „Das Gefühl, mit Brüsten herumlaufen zu müssen, erzeugt einen enormen Leidensdruck. Die Betroffenen trauen sich nicht mehr ins Schwimmbad und haben Schweißausbrüche vor dem nächsten Strandurlaub", sagt Marcus Lehnhardt, plastischer Chirurg an der Universitätsklinik Bochum. Auch Tiedemann berichtet, der Entschluss sei in ihm gereift, als sein fünfjähriger Sohn spottete: „Guck mal, der Papa hat einen Busen."

Zu den Kunden der Schönheitsoperateure zählen adipöse Familienväter ebenso wie Singles, die sich wegen ihres Vorbaus nicht mehr ins Fitness-Studio wagen. Auch viele Lehrer, die sich seit Jahren nur noch in sackartigen Pullovern vor ihre Klassen trauen, suchen Rat beim Chirurgen.

Oft haben sich die Opfer die Rundungen, die sie so quälen, schlicht angefuttert – die Brust zeigt spitz nach vorn oder hängt euterartig durch, weil sich unter der Haut ein zähes Fettpolster angesammelt hat; der Volksmund spricht von „Biertitte", der Fachmann von „Lipomastie". Im Fall der „Gynäkomastie" hingegen zirkulieren im Körper zu viele weibliche Hormone. Deshalb wuchert das auch beim Mann rudimentär vorhandene Brustdrüsengewebe.

Nicht immer ist es leicht, beide Formen des Busenwuchses zu unterscheiden. Denn Fettzellen produzieren das Enzym Aromatase, welches wiederum das männliche Geschlechtshormon Testosteron in dessen weiblichen Gegenpart Östrogen verwandelt. „Ein Teufelskreis", erklärt der Tübinger Androloge Stefan Schanz. „Übergewicht lässt so die Gynäkomastie blühen."

Einige Experten wollen eine regelrechte Epidemie des Schwabbelleidens ausgemacht haben. Mindestens jeder dritte erwachsene Mann, so der Jenaer Hormonspezialist Gerhard Schreiber, leide an einer hormonell bedingten Gynäkomastie; im Seniorenalter sei es sogar jeder zweite. Auch bei fast der Hälfte aller pubertierenden Knaben spielen die Körperformen vorübergehend verrückt. „Diese Jungs merken plötzlich, dass sie im Schwimmbad wegen der Knubbel auf ihrer Brust angestarrt werden", berichtet Lehnhardt. „Hinterher sitzen sie dann bei uns in der Sprechstunde und heulen."

Die Drüsen der Pubertierenden bilden sich nach dem Abebben der hormonellen Turbulenzen meist spontan zurück. Gegen die Speckbrüste der Erwachsenen dagegen bedarf es chirurgischen Beistands. Kochsalzlösung wird dazu ins Gewebe gepumpt, um das Fett zu lösen, dann wird es mit der Kanüle abgesaugt: „Man darf es nicht zu aggressiv machen, sonst bekommt die Haut Dellen, und es sieht hinterher schlimm aus", erklärt Hecker.

Bei hormonell bedingtem Busenwuchs ist meist ein größerer Eingriff nötig: Unter Vollnarkose wird der Rand des Warzenhofs halbmondförmig eingeschnitten und das geschwollene Drüsengewebe häufig samt Hautmantel herausgenommen. Kosten des Eingriffs: bis zu 3000 Euro. Bei der Beseitigung der Gynäkomastie zahlen die Krankenkassen; für das Straffen der Fettbrust müssen die Patienten selbst aufkommen.

Nicht immer halten die Eingriffe, was sie versprechen. Immer wieder verletzen unerfahrene Operateure die Blutgefäße, die die Brustwarzen versorgen, so dass diese absterben. „Eine fatale Komplikation", warnt Lehnhardt. Die schwarz verfärbten Mamillen müssen in solchen Fällen durch künstlich pigmentierte Hauttransplantate ersetzt werden.

Ist der Busen des Mannes dagegen endlich flach und der Nippel heil, kennt die Erleichterung keine Grenzen – so jedenfalls beteuern die Experten.

Wie stark der Leidensdruck gewesen ist, zeigt sich manchmal schon während der Operation: Mitunter, so berichten die Experten, seien die entnommenen Präparate randvoll mit Milch.

GÜNTHER STOCKINGER

KLIMA

Kann das noch Zufall sein?

Die Hurrikane „Katrina“ und „Rita“ entfachen in den USA eine neue Klimaschutz-Debatte. Während Wissenschaftler noch über eine Verbindung zur globalen Erwärmung streiten, wollen Umweltschützer den US-Präsidenten zwingen, die Emission von Treibhausgasen zu begrenzen.

Freitag, 23. September, kurz nach 20 Uhr. Seit Tagen haben die Meteorologen des National Hurricane Center in Miami kaum mehr geschlafen. Gleich kistenweise haben sie sich mit Energydrinks eingedeckt.

Gebannt starren die Forscher auf die Bildschirme. Selten haben sie einen so perfekten Sturm gesehen. In weniger als acht Stunden wird jener Hurrikan auf die Küste von Texas und Louisiana treffen, den sie bei CNN nur noch „Monster Rita“ nennen, und ganz Amerika will von ihnen wissen, was das Biest mit ihrem Land vorhat.

Über Stunden hat Max Mayfield seine Warnungen in die Kameras der angereisten Fernsehteams gesprochen. Von „Stromausfällen“ hat der Chefmeteorologe geredet, von „katastrophalen Verwüstungen“ und „gewaltigen Überschwemmungen“.

Dann klingelt das Telefon. Mit einer herrischen Handbewegung sorgt ein Kollege für Ruhe. Das Büro des Präsidenten ist in der Leitung. George W. Bush will mit der Besatzung des Erkundungsflugs Nummer 309 sprechen, die gerade 2147 Meter über New Orleans Kurs auf das Auge des Hurrikans nimmt.

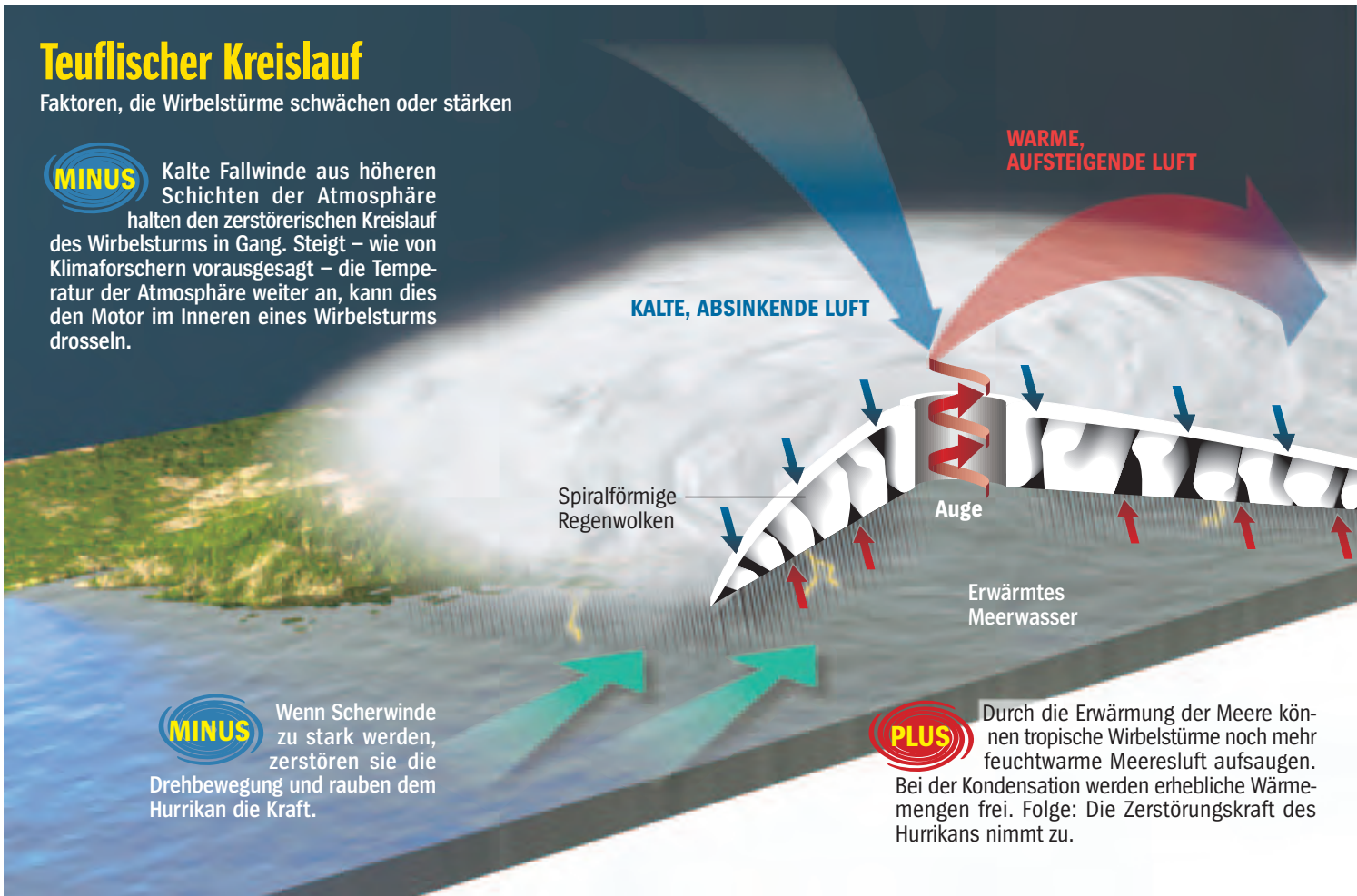
In diesem Moment dürfte auch dem letzten Wissenschaftler in dem nüchternen Zweckbau auf dem Campus der Florida International University klar gewesen sein, dass er mit seinen Graphen, Computermodellen und Messtabellen mitten in der politischen Arena gelandet war.

Nach dem Überschwemmungsdesaster von New Orleans stand der Präsident unter enormem Druck. Bush durfte sich keinen weiteren Fehler erlauben im Kampf mit seinem derzeit größten politischen Feind, dem Wetter. Diesmal wollte er live dabei sein, wenn der Wirbelsturm angreift – als könnte er den stürmischen Elementen höchst persönlich Einhalt gebieten.

Zunächst richtete sich die Empörung nur gegen die gravierenden Versäumnisse beim Katastrophenschutz. Jetzt aber werden auch die kritischen Stimmen immer lauter, die Bush wegen seiner Klimapolitik angreifen. Zwei Monsterstürme der Kategorie fünf innerhalb von nur vier Wochen – kann das noch Zufall sein? Oder sind „Katrina“ und „Rita“ bereits apokalyptische Reiterinnen der globalen Treibhauskatastrophe? Um eine Antwort wurde unter Wissenschaftlern bislang intern gerungen. Nun wird der Disput in die Öffentlichkeit getragen.

Zwar ging dem Hurrikan „Rita“ auf den letzten Kilometern vor der US-Küste doch noch ein Teil seiner Puste aus. Doch trotzdem könnte die Suggestivkraft der Zerstörungsbilder reichen, die US-Debatte über Klimawandel und globale Erwärmung entscheidend zu verändern.

Noch wehrt die Bush-Administration ab: Nichts sei erwiesen, die wissenschaftliche Ungewissheit so groß wie zuvor. Aber angesichts der 200 Milliarden Dollar, die allein



„Katrina“ die Bundeskasse kosten kann, werden die Zweifel größer, ob Amerika das Ende des Forscherstreits ums Wetter gelassen abwarten kann. „Das ist nur ein Vorgeschmack“, behauptet der ehemalige Vizepräsident Al Gore, der schon immer gewarnt hatte: „Wir werden Zeugen einer Konfrontation zwischen der Erde und ihren Bewohnern.“

Mit seiner störrischen Klimapolitik stand George W. Bush schon vor der Hurrikan-Saison 2005 in der Welt ziemlich allein da. Sein neues Energiegesetz enthält fette Steuererleichterungen für fossile Energieträger, bindende Emissionsziele aber nicht. Zwar hat er in Geheimverhandlungen ein Klimabündnis mit Australien, Indien, Japan, Südkorea und China zusammengezimmert. Doch das enthält kaum mehr als hehre Absichtserklärungen – ein umweltpolitisches Laisser-faire, bei dem mittlerweile selbst Parteifreunde von der Fahne gehen.

Kaliforniens Gouverneur Arnold Schwarzenegger führt eine Koalition aus inzwischen fast der Hälfte der Bundesstaaten an, die eigenmächtig Reduzierungen des CO_2-Ausstoßes versprechen. „Die Debatte ist vorbei, jetzt ist Zeit für Action“, erklärt Schwarzenegger in schönstem Terminator-Sprech. Auch über 300 amerikanische Städte, darunter New York, Los Angeles und das geflutete New Orleans, sind mit von der Partie.

Ein zarter Hauch von Grün hat selbst die Industrie erfasst – General Electric verspricht saubere Kraftwerke, American Electric Power will bis 2006 zehn Prozent der CO_2-Emissionen kappen. Die Branchenriesen investieren freiwillig, sie wollen im weltweiten Wettbewerb um schadstoffarme Kraftwerke nicht abgehängt werden. Außerdem treibt sie die Sorge um, dass Amerikas Widerstand gegen verbindliche Klimaziele nicht ewig dauern kann. Eines Tages, sagt American-Electric-Power-Chef Michael Morris, werden auch die USA ein Abkommen unterzeichnen müssen.

Geradezu vorbildlich reagiere die US-Industrie inzwischen, lobt der ehemalige US-Staatssekretär Stuart Eizenstat, der für die Clinton-Regierung das Kyoto-Abkommen verhandelte. „Die warten glücklicherweise nicht auf einen Fingerzeig aus Washington.“ Der „Petroleum Economist“, das Fachblatt der Ölindustrie, drängt die noch zögerlichen Unternehmen zur Eile: „Es geht nicht mehr darum, ob, sondern nur noch darum, wie sie am besten handeln.“

„Ich muss akzeptieren, dass da irgendetwas mit unserem Klima geschieht“, räumt Senator Pete Domenici ein, der Vorsitzende des mächtigen Energie-Ausschusses im Senat. Und zwei potentielle Präsidentschaftskandidaten, der Republikaner John McCain und die Demokratin Hillary Clinton, reisten gemeinsam nach Alaska, um mit besorgten Wissenschaftlern zu debattieren. „Das war ziemlich beängstigend“, sagt McCain und fordert, die US-Kohlendioxid-Emissionen im Jahr 2010 auf dem Stand vom Jahr 2000 einzufrieren. „Die Unterstützung hat enorm zugenommen“, freut sich Phil Clapp, Präsident des „National Environmental Trust“. Nach seiner Zählung seien im Kyoto-Jahr 1997 gerade mal 20 Senatoren für Klimaschutz zu begeistern gewesen, heute seien es mehr als doppelt so viele.

Den Klimaforschern beschert die politische Debatte viel Aufmerksamkeit – und viele Probleme. Denn von ihnen werden nun dringlich Antworten verlangt, die sie oft nicht zu geben vermögen. Zudem gilt es dem Irrglauben entgegenzutreten, durch die Reduzierung des Treibhausgasausstoßes könne man sich vor Hurrikanen schützen. „Das kann man nur mit richtigen Deichen“, sagt Kerry Emanuel.

Der Klimaforscher vom Massachusetts Institute of Technology (MIT) zählt zu den Kronzeugen der Klimaschützer. Rund 4800 Tropenstürme, die in den vergangenen 30 Jahren über verschiedenen Weltregionen gewütet haben, hat er analysiert. Innerhalb dieser Zeit, so sein Befund, hätten sie um mehr als das Doppelte an Wucht zugenommen.

„Dies geht einher mit steigenden Temperaturen an der Wasseroberfläche der tropischen Ozeane“, erklärt der MIT-Forscher. Für diese Erwärmung sei zu einem großen Teil der vom Menschen verursachte Treibhauseffekt verantwortlich, so Emanuel.

In die gleiche Richtung deuten auch die Ergebnisse von Tom Knutson von der US-Wetterbehörde NOAA, der seinen Computer mit mehreren Klimamodellen hat durchrechnen lassen, wie steigende CO_2-Mengen in der Erdatmosphäre auf die Intensität von Hurrikanen wirken.

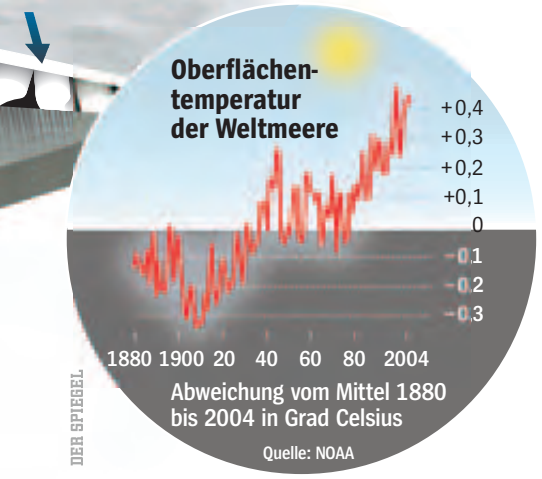
Ergebnis: Jedes Grad Celsius, um das die Fieberkurve des Planeten steigt, lässt Hurrikane um fünf Prozent stärker werden. Oder anders ausgedrückt: „Im Jahr 2080 werden die Wirbelstürme im Durch-

ETHAN MILLER / GETTY IMAGES

Zerstörung durch Hurrikan „Rita“: *„Jetzt ist Zeit für Action“*

LARRY DOWNING / REUTERS

Präsident Bush im Katastrophengebiet: *Störrische Klimapolitik*



DER SPIEGEL

schnitt eine halbe Stufe stärker auf der Hurrikan-Skala sein“, so Knutson.

Doch unumstritten sind diese Prognosen nicht. NOAA-Meteorologe Christopher Landsea etwa bezweifelt, dass konkrete Aussagen über die künftige Entwicklung von Wirbelstürmen derzeit überhaupt möglich sind. Aus Protest gegen allzu forsche Aussagen seiner Kollegen trat er im Januar aus dem Klimaforscher-Gremium der Vereinten Nationen aus. Dessen Arbeit beschimpfte er als „wissenschaftlich unsolide und motiviert von einer vorgefassten Agenda“.

Kritisch denkt auch Lennart Bengtsson, ehemaliger Direktor am Max-Planck-Institut für Meteorologie in Hamburg: „Manche Wissenschaftler geben der Öffentlichkeit genau die einfachen Antworten, die sie hören will“, sagt der schwedische Hurrikan-Experte. Zu leichtfertig werde davon geredet, dass Wetterkatastrophen gleich welcher Art in einer überhitzten Welt zwangsläufig zunehmen müssten.

Bengtsson plädiert für einen differenzierten Blick und verweist auf die allerneuesten Klimasimulationen, die das MPI in Hamburg am vorigen Freitag vorgestellt hat. Demnach werden trockene Regionen trockener und feuchte Gebiete feuchter, so der globale Trend. In Deutschland wird es mehr und stärker regnen. Aber die Stürme, so die neueste Analyse des Hamburger Großrechners, die werden abnehmen. „Unsere nördlichen Breiten erwärmen sich schneller als die subtropischen Regionen“, erklärt Bengtsson, „deshalb nimmt der Temperaturgegensatz ab und damit die Energie, von der sich diese Stürme nähren.“

Auch über Hurrikane geben die Hamburger Daten Auskunft. „Wir erkennen weder eine Zunahme in der Häufigkeit noch in der Intensität der Wirbelstürme“, sagt Bengtsson. Die Effekte, so seine Erklärung, hemmen sich in ihrer Wirkung gegenseitig.

Einerseits, da stimmt er seinem Kollegen Knutson zu, führen wärmere Ozeane den Hurrikanen mehr Energie zu. Andererseits aber könnten sich im Treibhaus Erde auch die höheren Atmosphärenschichten erwärmen, was die Kraft der Wirbelstürme schwächen würde. Außerdem könne eine Erwärmung der Wasseroberfläche sogar dazu führen, dass Wirbelstürme sich gar nicht erst bilden. Denn wärmeres Wasser verursacht stärkere Winde, die das fragile Wirbelgebilde zerstören, „noch ehe der Hurrikan irgendeinen Schaden angerichtet hat“, so Bengtsson.

Die Kollegenkritik folgt sogleich: Bengtsson habe ein Computermodell gewählt, das die Welt in 100 mal 100 Kilometer große Flächen aufteilt, sagt Knutson. „Das ist zu grob, um irgendwelche Aussagen über Hurrikane zu treffen.“

Für die Forscher wäre es einfach, ginge der Streit nur um die richtige Methode. Doch es geht um weit mehr: Politik und Gesellschaft fordern Antworten, Erkenntnisse, Gewissheiten. Folgen auf „Rita“ und „Katrina“ noch wütendere Schwestern? Und vor allem: Was müssen wir zu ihrer Abwehr tun? Einige Forscher sehen ihre Zunft bereits in Gefahr, zwischen Politik, Wirtschaft und Umweltlobby zerrieben zu werden. Die Glaubwürdigkeit der Klimawissenschaft stehe auf dem Spiel, warnt NOAA-Meteorologe Landsea.

Den Zusammenhang zwischen Klimawandel und Tropenstürmen zu verstehen, so Landsea, liege noch weit jenseits des derzeitigen Wissens. Den Klimaschützern behagt diese Bescheidenheit gar nicht. Denn sie wissen: Nur mit katastrophalen Szenarien können sie auf die Politik Druck ausüben – und den brauchen sie gerade in diesen Tagen.

BRIAN SMITH

Meteorologe Mayfield: *Anruf vom Präsidenten*

Seit vergangener Woche sitzen Diplomaten aus aller Welt im kanadischen Ottawa zusammen, um eine große Klimakonferenz vorzubereiten, die im November in Montreal stattfinden wird. Dort geht es um die Zukunft des Kyoto-Vertrags, genauer um die Emissionsmengen, die nach 2012 von den Vertragsstaaten ausgestoßen werden dürfen.

Die Zukunft des Vertragswerks ist derzeit völlig ungewiss. Ihm droht ein großer politischer Blutverlust, wenn stimmt, über was britische Zeitungen berichten. Demnach hat der britische Premier Tony Blair einen radikalen Meinungsumschwung vollzogen: weg vom Kyoto-Prozess, dessen stärkster Unterstützer er war; hin zur Klimastrategie seines Polit-Freundes Bush.

Auf einer Podiumsdiskussion vergangenen Monat in New York gemeinsam mit der US-Außenministerin Condoleezza Rice verlangte Blair „brutale Ehrlichkeit“ in der Klimadebatte: „Kein Land ist bereit, sein Wachstum und den Konsum im Lichte eines langfristigen Umweltproblems zu beschneiden“, so der Labour-Politiker. Seine Schlussfolgerung: „Es wird wahrscheinlich keinen Folgevertrag zu Kyoto geben.“

Frank Hornig,
Georg Mascolo, Gerald Traufetter

CHANSONS

Matrose im Unglück

Deutsches Chanson – das klingt nach Grammophon-Gekrächze, schwülstigem Schlager und verstaubtem Kabarett. Jedoch, das altmodische Genre wird gerade machtvoll wiederbelebt. Annett Louisan war nur die Vorbotin eines neuen Trends, mit anspruchsvollen Texten und modernen Rhythmen. Die begabtesten germanischen Vertreter der französischen Gattung heißen Evelyn Fischer, Kitty Hoff und Forêt-Noire und, angereichert mit elektronischen Beats, Nylon. Letztere veröffentlichten Ende September schon ihr zweites Album „Eine kleine Sehnsucht“ und touren im Oktober damit durch Deutschland. Inspiriert von Knefschen Schlagern und Marlene-Dietrich-Nummern, legen die Berliner nun eine Sammlung von acht Eigenkompositionen und drei Cover-Versionen von Friedrich Hollaender und Theo Mackeben vor. Selbstgemachtes präsentiert auch Kitty Hoff auf ihrem – ebenfalls soeben erschienenen – Debüt „Rauschen“. Ihre Texte klingen durchdacht und doch willkürlich, sind verspielt und gleichzeitig abgeklärt: Singt sie wie in „Leichtmatrose“ vom unvermeidlichen Seemann, dann sehnt der sich bei ihr nach einem anderen Leben und wäre lieber Bäcker.

Gruppe Nylon

AUTOPILOT

ASHFORD / SIEMONEIT

FILM

„Zur Strecke gebracht“

Der dänische Regisseur Thomas Vinterberg („Das Fest“), 36, über sein neues Werk „Dear Wendy“, das am 6. Oktober in die deutschen Kinos kommt

SPIEGEL: Herr Vinterberg, „Dear Wendy“ zeigt einen jungen Amerikaner, der mit seiner Pistole spricht, der lieben Wendy nämlich – und sie schließlich auch auf Menschen richtet. Sind Sie ein Waffenfetischist?

Vinterberg: Nein, aber ich kann die Faszination verstehen, die von diesen Dingern ausgeht. Ich bin in einer Kommune aufgewachsen, wo sich alle für Pazifisten hielten. Trotzdem durften wir Kinder mit Spielzeugknarren herumballern. Ich denke gern an meine Kindheit zurück.

SPIEGEL: Könnte Ihr Film also auch in Dänemark spielen?

Vinterberg: Nein, „Dear Wendy“ ist nun mal eine Satire auf den amerikanischen Waffenwahn und sucht nach Erklärungen für das beinahe erotische Verhältnis junger Männer zu Pistolen. Das ist ohne die amerikanische Gewaltkultur nicht denkbar.

SPIEGEL: Die meisten US-Kritiker hassen den Film. Sind Sie stolz darauf, so heftige Reaktionen provoziert zu haben?

Vinterberg: Nein, arrogantes Fingerzeigen Richtung USA war nie meine Absicht. Ich will immer den Horizont der Zuschauer erweitern. Das geht nicht, wenn sie sich vor den Kopf gestoßen fühlen, dann machen die meisten Menschen total dicht. Außerdem: Amokläufe von Schülern sind mittlerweile keine amerikanische Spezialität mehr – denken Sie nur an das Massaker im Gutenberg-Gymnasium in Erfurt 2002.

SPIEGEL: Vielleicht reagiert die deutsche Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft deshalb so allergisch: Sie hat Ihren Film erst „ab 18 Jahren“ freigegeben.

Vinterberg: Ich finde dieses Urteil lächerlich. Die Prüfer haben meinen Film zur Strecke gebracht. Dass der Held mit seiner Pistole redet, wollte man nicht akzeptieren. Deutschland ist das einzige Land, wo „Dear Wendy“ derart klassifiziert wurde – in Frankreich ist er ab 12 frei. Die Entscheidung ist umso bedauerlicher, als sich der Film gerade auch an Jugendliche wendet, die jetzt bevormundet werden.

SPIEGEL: Vielleicht haben die Prüfer die Ironie nicht verstanden?

Vinterberg: In der Tat. Filme wie „Der Herr der Ringe“, in denen massenweise Köpfe abgehauen werden, geben sie ab 12 Jahren frei. Das ist doch grotesk!

DEFD

Szene aus „Dear Wendy“

Chalayan-Mode (2000)

Chalayan-Videoinstallation

FOTOS: HUSSEIN CHALAYAN

AUSSTELLUNGEN

Architektur an hübschen Körpern

Diese Kleiderkreationen sind ein Hingucker, sie wirken verspielt und futuristisch zugleich. Stets erinnern sie ein wenig an moderne Architektur, was durchaus gewollt ist. Ihr Schöpfer hat es längst zum Ruf eines Stars gebracht, und das bezeichnenderweise mehr noch im Kunstbetrieb als in seiner angestammten Branche, der Modewelt: Es handelt sich um den türkisch-zyprischen Designer Hussein Chalayan, 35, der seit seinem zwölften Lebensjahr in Großbritannien lebt und seine Entwürfe dort unter anderem im ehrwürdigen Londoner Victoria & Albert Museum ausstellen durfte. In diesem Jahr schickte ihn die Türkei außerdem als einzigen nationalen Vertreter auf die Biennale nach Venedig; das sonst so tiefsinnige Kunstpublikum zeigte sich begeistert von den lichten Videoprojektionen mit den auffallend hübschen Models. Nun widmet ihm das Kunstmuseum Wolfsburg eine erste große Schau in Deutschland. Vorsichtshalber verweisen die Ausstellungsmacher auf den künstlerischen Gehalt der Kleider-Werke. Diese seien „höchst experimentell“ und „konzeptuell“, inspiriert etwa von Philosophie und Anthropologie. Bei dem ein oder anderen Stück lasse sich der Einfluss des Bauhaus-Malers Oskar Schlemmer erkennen. Netterweise wird auch ordentlich Werbung gemacht und erwähnt, Chalayan habe längst einen „Flagship Store“ – also ein Textilfachgeschäft – in Tokio eröffnet. Doch es stellt sich die Frage, warum ein Modemacher überhaupt noch für launische Jet-Set-Diven und andere Fashion Victims schneidern sollte, wenn er in der Kunstlandschaft so viel ungetrübte Bewunderung erfährt und sich ganze Museen ihm zuliebe in Laufstege verwandeln.

LITERATUR

Sommerhaus, früher

Mit Namen wird der Schauplatz nicht genannt, doch das einstige Fischerdorf an der Côte d’Azur, das sich zu einem Lieblingsplatz der Schönen und Reichen herausgemacht hat, ist jedem „Bunte“-Leser geläufig. Dort in der Nähe spielt Gisela Stellys Roman „Moby“. Das Sommerhaus, wo Vater Tony, Mutter Coco und die halbwüchsige Tochter mit dem Kosenamen Moby ihren Urlaub verbringen, liegt auf einer Landzunge, wo ansonsten nur eine Wildschweinsippe Unruhe stiftet. Stelly hat Filme gemacht und war mit Rudolf Augstein verheiratet, bevor sie Romane zu schreiben begann. Ihr sommerlich leuchtendes, funkelndes Saint-Tropez-Abenteuer „Moby“ hat einen elegant gestrickten Plot, kinomäßigen Glamour und sammelt rasch genug schräge Randfiguren, um einem (etwas zu knapp skizzierten) Drogenkrimi Zunder zu geben. Doch vor allem ist die Erzähllust auf die Mikropsychologie von Machtspielchen zwischen Mann und Frau gerichtet, auf die Wechselwirkung von Märchenmotiven und Kinozitaten, auf die Abendfarben von Himmel und Meer. Die Ich-Erzählerin, die zwei Jahrzehnte zurückschaut, ist die Tochter: Sie breitet die stürmische Liebesgeschichte ihrer Eltern aus; sie erinnert sich an diesen letzten gemeinsamen Urlaub; sie beschwört die erste Liebe und also die „Vertreibung aus dem Paradies“. Es ist ein Leichtes, in Mobys Vater Tony biografische Wesenszüge von Rudolf Augstein zu erkennen, doch der liebende Tochterblick macht daraus eine ganz eigene, romanhaft romantische Draufgänger- und Einzelgängerfigur: Immer steht hinter Tonys Geselligkeitssucht der schwarze Schatten einer Grund-Einsamkeit, die er gleichermaßen liebt und fürchtet – doch der Schwung und Überschwang der Erzählung hält die Dinge stets jenen Fußbreit über der schnöden Realität, die erlaubt, dass die Phantasie ihre Flügel ausspannt.

Gisela Stelly: „Moby“. Marebuchverlag, Hamburg; 180 Seiten; 18 Euro.

POP

„Man kann es nicht lernen“

Die Schauspielerin Julia Hummer, 25, über ihre erste Pop-CD „Downtown Cocoluccia“ und ihre schwindende Lust am Filmgeschäft

SPIEGEL: Frau Hummer, Sie sind als Schauspielerin mit Auftritten in Filmen wie „Die innere Sicherheit“ bekannt geworden. Nun veröffentlichen Sie Ihr Debütalbum „Downtown Cocoluccia“, eine schöne Sammlung von selbstverfassten Folk-Pop-Liedern. Was trieb Sie zur Musik?

Hummer: Der Zufall. Vor viereinhalb Jahren habe ich mir mal aus Langeweile die Gitarre eines Mitbewohners geschnappt und einfach so losgelegt mit Spielen und Liederschreiben. Aber einen konkreten Plan, nun Musiker zu werden, gab es nicht.

ANABELL GANSKE / SIGHT OF SOUND

Hummer

SPIEGEL: Aber Sie haben Unterricht genommen?

Hummer: Ich war eine Stunde beim Gitarrenunterricht. Aber es war zwecklos, ich habe einfach ein Problem mit Autorität und konnte da nicht mehr hingehen. Dann habe ich mir alles selbst beigebracht mit dem Buch „Gitarre spielen für Anfänger“. Und Lieder schreiben kann man ja nicht lernen.

SPIEGEL: Sie begeben sich nun auf eine ausgiebige Deutschland-Tournee. Wie verträgt sich das mit der Filmkarriere?

Hummer: Das wird immer schwieriger und ist auch ein Grund, warum ich keine Hauptrollen mehr annehme. Denn wenn mir zu wenig Zeit für meine Musik bleibt, werde ich sehr unglücklich. Beim Drehen komme ich mir mittlerweile vor wie ein Tischler in einer Kfz-Werkstatt – am falschen Platz.

SPIEGEL: Weint da nicht Ihr Agent, wenn Sie, statt gutbezahlte Filmrollen anzunehmen, in kleinen Clubs musizieren?

Hummer: Der fragt mich immer, ob ich denn überhaupt mal wieder drehen möchte, und im Augenblick kann ich mir das leider gar nicht vorstellen. Aber kleinere Rollen könnten schon mal wieder kommen.

STADTPLANUNG

Barocker Effekt

Mit zwei spektakulär-kühlen Gebäuden für die Abgeordneten des Deutschen Bundestags hat sich der Münchner Architekt Stephan Braunfels im Schatten des Reichstags schon in Szene gesetzt. Nur die Fläche zwischen dem Paul-Löbe- und dem Marie-Elisabeth-Lüders-Haus, die sich an der Spree gegenüberliegen, war bislang städtebaulich noch nicht glücklich einbezogen. Nun hat Braunfels das nur 100 mal 100 Meter große Areal mit elegantem Minimalismus gestaltet und nennt das Terrain trotzig „Spreeplatz“. Am vergangenen Donnerstag wurde die Mini-Piazza feierlich eingeweiht. Mag Braunfels’ Behauptung, hier einen echten Platz gestaltet zu haben, auch etwas übertrieben sein – das Resultat tut den Hauptstadt-Flaneuren gut. Sie brauchen Freiräume zum Rasten, und seien die noch so klein. Zum Ausruhen hat Braunfels für jedes Spreeufer eine Treppe zum Wasser entworfen. Er wollte damit einen „barocken Effekt“ schaffen – auf historischem Hintergrund. Dort, wo die Stufen am Ostufer zum Fluss führen, sind zu DDR-Zeiten Flüchtlinge erschossen worden. Ein kleiner Platz mit tragischer Vergangenheit.

ULRICH SCHWARZ

Berliner Spreeplatz

KRT / BULLS PRESS

Neue Hollywood-Filme „A History of Violence“, „Four Brothers“, „Flight Plan“*: *Äußerer Druck schweißt die Familien als Hort der Geborgenheit*

KINO

Zerrissene Blutsbande

Hollywood entdeckt die Familie wieder: Väter suchen nach ihren verlorenen Söhnen, Töchter opfern sich für ihre Väter auf. In Filmen wie „Krieg der Welten“, „A History of Violence“ oder „Flight Plan“ steht die klassische Lebensgemeinschaft als letzte Bastion auf dem Prüfstand.

In dem morschen Haus, dessen Wände so schief sind, dass sie dem kleinsten Windstoß nachzugeben drohen, ist der Raum so knapp bemessen wie die Luft zum Atmen. Und doch sind hier alle restlos glücklich: der kleine Charlie, seine Eltern und auch die vier Großeltern, die sich zusammen ein Bett teilen müssen. Bettelarm und fast mittellos ist die Familie, aber was soll's: Sie hält zusammen – und nur das zählt.

So ungebrochen hat schon lange kein Regisseur mehr die Kraft der Familie gefeiert wie Tim Burton in seinem Film „Charlie und die Schokoladenfabrik“. Während draußen vor der Tür in der fremden Gesellschaft der Eishauch des Turbokapitalismus weht, der keine Verwandten kennt, kauern sich die sozial Gebeutelten vor dem heimischen Herd dicht aneinander. Sie besinnen sich auf das, was ihnen niemand nehmen kann: die Blutsbande.

Wie sein junger Held steht auch Regisseur Tim Burton inmitten der Hollywood-Familie nicht allein da: Entschlossen wie seit Jahrzehnten nicht mehr entdeckt die Traumfabrik derzeit die Familie als Filmsujet wieder. Amerikas Kinohelden wollen wieder Nester bauen: Väter suchen ihre Söhne (wie in „Broken Flowers“ und „Don't Come Knocking“), Töchter kümmern sich um ihre Väter (wie Gwyneth Paltrow in „Proof“) oder Schwiegerväter (wie Jennifer Lopez, die in „An Unfinished Life“ zusammen mit Robert Redford und Morgan Freeman zu sehen ist), Ziehsöhne rächen ihre Pflegemutter (wie in „Four Brothers“).

Auch die Blockbuster dieses Jahres erzählen Familiengeschichten, und immer wieder drehen sie sich um Väter, die gebraucht werden.

Die Zweitfamilien, die Patchwork-Familien, die Lebensgemeinschaften der Spaßgesellschaft, sie zeigen sich verwundbar. Die Scheidungsgesellschaft reaktiviert die leiblichen Väter im ganz atavistischen Sinne. Tom Cruise wird als Vater in „Krieg der Welten“ seine gesamte Energie aufwenden, um Sohn und Tochter vor den Attacken Außerirdischer zu bewahren.

In dem Thriller „Flight Plan“ (Start: 20. Oktober), inszeniert vom deutschen Regisseur Robert Schwentke, überführt die Amerikanerin Kyle (Jodie Foster) ihren toten Ehemann von Berlin in die USA. Auf dem Flug verschwindet ihre Tochter. Doch die anderen Passagiere und Stewardessen behaupten, diese nie gesehen zu haben. So steht Kyle bei ihren verzweifelten Versuchen, von ihrer Familie zu retten, was noch davon übrig ist, bald allein gegen alle.

Das dramaturgische Modell und psychologische Muster ist bei vielen der neuen Filme ganz ähnlich, es ist nicht neu, aber in der Darstellung wieder originell: Der Druck äußerer Gewalt schweißt die Familien enger zusammen – wenn er sie nicht ein für alle Mal zerstört.

Er wird also wieder gesucht, der ewige Hort der Geborgenheit in gefährlichen Zeiten, der sichere Hafen im Sturm. Nach den Schockwellen des 11. September, den die Amerikaner als Angriff auf ihre Familien interpretierten, und den anschwellenden Flutwellen der Hurrikane kommt die klassische Lebensgemeinschaft als letzte Zuflucht vor Unbill wieder in Mode.

Dies mag auch daran liegen, dass sie zu den Urmythen aus den Pionierzeiten der US-Gesellschaft zählt, auf die sich die Amerikaner gerade in Krisenzeiten instinktiv besinnen. Bei der Eroberung des Westens war die Familie so etwas wie die letzte Wagenburg, die einerseits Schutz

* Maria Bello und Viggo Mortensen (l.), Garrett Hedlund, Mark Wahlberg, Tyrese Gibson, Andre „3000“ Benjamin (M.), Jodie Foster (r.).

NOGASTRO / INTERFOTO

INTERNEWS

wieder enger zusammen – oder zerstört sie ein für alle Mal

bot, andererseits von Vätern und Müttern bis aufs Blut verteidigt werden musste.

Statistiken belegen, dass klassische Familienverbände in den USA heute wieder langlebiger sind als noch vor Jahren: Die Scheidungsrate, die 1981 bei 5,3 pro tausend Einwohner lag, ist auf 3,8 gesunken. Allerdings zerbricht immer noch die Hälfte aller Ehen. Und das, obwohl Präsident George W. Bush nicht müde wird, die Ehe als die „fundamentalste Institution der Zivilisation“ zu preisen; er wettert gegen die Homo-Ehe und unterstützt in Texas Erziehungsprogramme, die vorehelichen Sex unter Jugendlichen eindämmen sollen.

In puncto Enthaltsamkeit ist Hollywood Bush schon erstaunlich weit entgegengekommen: Leidenschaftliche Liebesszenen sind in US-Filmen rar geworden. Statt sich vor Lust ineinander zu verkrallen, krallen sich die Figuren vor Angst aneinander – oft in einer verzweifelten Geste familiärer Eintracht. Denn die aktuelle Sehnsucht nach Zusammenhalt ist nicht einfach eine nostalgische Wiederholung oder eine Rückkehr zu konservativen Werten.

Schon früher versuchte die Traumfabrik bei unsicherer Weltlage oft, die Ängste ihrer Zuschauer zu bannen, indem sie sie in die Kernwelt der Familie zurückführte, wie in den fünfziger Jahren während des Kalten Krieges. Allerdings begann schon damals die Rebellengeneration zu rumoren, der nervöse James Dean – weinend und tragisch protestierend gegen strenge Väter – oder Verwaiste wie Marlon Brando.

Es folgten Vorbereitungen, Lockerungsübungen zur Zerschlagung der Familie in den sechziger Jahren. Da spiegelte sich auch auf der Leinwand ihr Zerfall, der in der Wirklichkeit schon lange herrschte.

Mike Nichols’ Gesellschaftssatire „Die Reifeprüfung“ von 1967 etwa beschrieb die Ehe als eine überholte Institution und die Eltern der jungen Helden als korrupt. Die Welt gerät im Folgenden aus den Fugen, Autoritäten werden zerschlagen, Gebote und Verbote sind passé.

Kein Wunder, dass schon im Jahr darauf, in „Die Nacht der lebenden Toten“, als Zombies wiedergeborene Kinder ihre eigenen Eltern fressen. Und wieder ein Jahr später, in „Alice’s Restaurant“, stellen sich die Helden aus gleichgesinnten Lebenskünstlern bereits die Kommune als komplett eigene Familie zusammen.

Ehe und Familie gingen bald im hedonistischen Partyzauber unter, nur der Rausch der Selbstverwirklichung zählte. Doch der Katzenjammer folgte auf dem Fuß, besonders was die Libertinage betraf: Der Aids-Schock der achtziger Jahre führte im konservativen Amerika unter Präsident Ronald Reagan auch in Hollywood zu einer Neubesinnung. In „Eine verhängnisvolle Affäre“ (1987) bezahlte Michael Douglas als Ehemann einen Seitensprung fast mit dem Leben. Die Familie, spöttelte der Filmpublizist Wolf Donner damals, erscheine als „ein hehres, heiliges Gut“, „verklärt als letzte urige, heimelige“ Enklave.

Doch es gibt sie so kaum noch, im Gegensatz zu Tim Burtons bonbonbunter Märchenwelt erscheint die intakte Familie in den neuen amerikanischen Filmen meist als Projektion von Sehnsüchten, ein unerreichbar ferner Traum: als eine durch äußere Gewalt oder innere Zentrifugalkräfte bereits weitgehend beschädigte Einheit, die sich gegen ihre Zerstörung aufbäumt, oft genug ohne Happy End.

Die von Jennifer Connelly in „Dark Water“ gespielte Mutter sieht sich mit der Aufgabe, ihre Tochter ohne ihren Ex-Mann aufzuziehen, überfordert: Traumatische Erinnerungen an ihre eigene lieblose Mutter treiben sie in die Depression.

Der von Viggo Mortensen verkörperte Familienvater in „A History of Violence“ muss erkennen, dass er seinen Sohn nicht nur Besonnenheit gelehrt hat, sondern ihm auch seinen eigenen Hang zur Gewalttätigkeit vererbt hat.

Und Bill Murray ist als Lebemann in „Broken Flowers“ am Ende seiner langen Reise nicht wirklich schlauer als am Anfang: Der Sohn, nach dem er das halbe Land abgesucht hat, war womöglich nur eine Chimäre.

Am drastischsten beschreibt das Scheitern des klassischen Familienideals ausgerechnet Steven Spielberg – Tom Cruise wirkt in „Krieg der Welten“ derart unzuverlässig, dass ihm seine Ex-Frau die gemeinsamen Kinder anfangs nur widerwillig anvertraut. Er bewährt sich grandios. Dennoch ist der Film ein bürgerliches Trauerspiel: Die Welt

REUTERS

Darsteller Redford, Lopez, Freeman in „An Unfinished Life“: *Hartnäckige Vatersuche*

mag am Ende des Films gerettet worden sein – die traditionelle Familie aber nicht.

In der emotional bewegendsten Szene des Films muss der von Cruise gespielte Dockarbeiter tatenlos mit ansehen, wie sein Sohn sich mitten im Schlachtgetümmel von ihm löst und seinen eigenen Weg geht.

Die Ruder- und Hilflosigkeit einer vaterlosen Gesellschaft findet im „Krieg der Welten“ gleich eine zweifache Spiegelung: Zunächst versagt Cruise darin, seine Familie zusammenzuhalten – dann fehlt der ganzen Gesellschaft die Vaterfigur, die die Einheit der Nation garantieren könnte. Die Botschaft: Ohne Väter herrscht Chaos, im privaten wie im öffentlichen Raum, in einer landesvaterlosen Gesellschaft.

So zerbricht in dieser neuen Kinowelle von Familiengeschichten ein weiterer, vielleicht der letzte amerikanische Urmythos – es gibt die starken Führerfiguren à la John Wayne nicht mehr, die wie Erlöser in der Not auftauchen und noch mit jeder Bedrohung fertig werden. In seinem Bemühen, diese Rolle zu übernehmen, zeigt Präsident Bush nur immer deutlicher seine Unzulänglichkeit.

Von Pseudo-Vätern erzählen „Broken Flowers“, „Don’t Come Knocking“, von fehlenden Vätern „Flight Plan“ und „Dark Water“, und wenn ein Familienvater einmal Stärke zeigt, wie Viggo Mortensen in „A History of Violence“, dann richtet er, um die Blutsverwandten zu retten, gleich Blutbäder an. Die Mütter können da oft nicht mehr tun, als den Schaden zu begrenzen und die Kinder zu retten.

In den fünfziger Jahren hat Hollywood die klassische Familie verklärt, in den späteren Sechzigern und frühen Siebzigern hat es sie nicht selten verdammt, nun sieht es sie nüchtern als das, was sie ist: eine fragile Form des Zusammenlebens, die viel Anstrengung und Entsagung erfordert und manchmal sehr kompliziert sein kann.

Wie in Duncan Tuckers Road Movie „Transamerica“. Da erfährt der Transsexuelle Bree (Felicity Huffman) unmittelbar vor einer Operation zur Geschlechtsumwandlung, dass er einen Sohn hat: den Herumtreiber Toby (Kevin Zegers). Zusammen machen sich die zwei auf den Weg nach Los Angeles.

Was Vaterschaft bedeutet, erscheint in „Transamerica“ in einem ganz neuen Licht, und die Geschlechterrollen geraten kräftig durcheinander: Wenn der Junge einen Vater braucht, darf sich Bree dann in eine Frau verwandeln lassen? Und würde Toby den Vater als Mutter akzeptieren?

Es ist die Lebenssituation am Ende einer langen Kulturauflösung, wie Hollywood und nicht nur Hollywood sie sieht. Man sucht sich im Morgenlicht seine Sachen zusammen und stellt die alten Fragen neu: Wo kommen wir her? Wer ist der Vater, wer die Mutter, was ist eine Familie? Einfache Fragen, deren Beantwortung immer schwieriger wird. Lars-Olav Beier

FOTOS: ULRICH PERREY / DPA

Ibsen-Inszenierung „Die Frau vom Meer“*
Bedrohliche Nebelwalze

THEATER

Ruhm dem Abonnenten

Die Hamburger Saisoneröffnung mit Ibsens „Die Frau vom Meer“ geriet zum Härtetest fürs Publikum.

Das deutsche Theater ist das beste der Welt und manchmal das schlechteste. Das Letztere hat einen Helden. Es ist der Abonnent.

Wie kultiviert und wie tapfer er ist! Welch unendliche Nehmerqualitäten er immer wieder beweist, besonders im Hamburger Schauspielhaus, wo zur Saisoneröffnung Ibsens „Frau vom Meer“ gegeben wurde.

Meine spezielle Bewunderung gilt jener weißhaarigen Dame aus der ersten Reihe. Sie war erst im dritten Akt geflüchtet vor der haushohen Nebelwalze, die da bedrohlich über die Rampe geschwappt war.

Die anderen konnte ich nicht mehr sehen. Ich hörte Husten. „Sie leben“, flüsterte ich meiner Frau zu. Sie nickte bleich.

Ich wäre früher abgehauen da vorn, aber ich bin ein Waschlappen. Ich habe den Krieg nicht mitgemacht, und ich war eine Zeit lang nicht mehr im deutschen Stadttheater. Völlig außer Übung. Nervenschwach.

Dafür habe ich viel Theater in London gesehen. Es ist das immer Gleiche. Man setzt sich, die Lichter gehen aus, und es findet statt, was auf dem Programm steht. Zum Beispiel Shakespeares „Henry IV“. Da ist dann Michael Gambon als Falstaff, mit Standbein und Spielbein, und man versteht tatsächlich, was er sagt.

Im ehrgeizigeren deutschen Stadttheater ist das anders. Eine Freundin erzählte mir von der Saisoneröffnung des letzten Hamburger Intendanten, „Haltestelle. Geister“, in der ein rätselhafter Penner mit sechs Plastiktüten auftrat, die durchnummeriert waren. Ein Dreivierteljahr später fiel bei ihr der Groschen. „Es war Gott!“, rief sie. „Die sechs Plastiktüten waren die sechs Schöpfungstage.“ So was muss erarbeitet werden!

Nun dieser Ibsen. Keiner meiner ausländischen Freunde hätte ihn verstanden. Sie hätten Fragen gestellt wie: Was sucht der eklige Mann da mit der Taucherbrille? Warum darf man nur vom Balkon aus alles erkennen? Warum brüllen sie dauernd?

Ibsens „Frau vom Meer“ spielt in Norwegen, behauptet das Programmheft. Hier, im eigentlich schönen Schauspielhaus, ist der Himmel über den Fjorden eine brutale Batterie von Neonröhren.

Die Heldin ist eine Schwärmerin, die einem geheimnisvollen Seemann hinterherträumt, behauptet das Programmheft. Hoch und blond und durchsichtig, so stellte sie sich unter dem alten Intendanten in einer anderen Inszenierung vor.

Und hier? Korpulent, ölige dunkle Haare, eine Catcherin im besten Kampfgewicht, Typ brüllende Imbissbude, Gladbeck.

Bühne und Besetzung also: voll gegen den Strich! Vor allem voll gegen die Vorgänger-Clique, jedoch in einer Kontinuität des Schreckens. Auch das neue Team scheint zu rufen: Auf die Knie, Abonnent, du sollst winseln!

Diese Art von Theater ist in den letzten 20 Jahren zu einer Formensprache erstarrt, die einzigartig ist auf der ganzen Welt. Es ist so etwas wie das japanische Kabuki-Theater. Es gibt, wie im Kabuki, das Brüllen, das Augenrollen, das Stampfen. Man muss all das trainiert haben, über Jahre, um es enträtseln zu können.

Hier zum Beispiel dröhnt die dicke Frau unter norwegischem Neonröhren-Himmel, und man begreift nie, warum sich ausgerechnet so ein Vulkan in so ein falsches Leben einsperren ließ.

Und plötzlich hat sie Zauber in all dem Augenrollen. Zwei Minuten lang. Man vergisst, dass sie eine Nervensäge ist. Warum? Weil ein Stückchen Ibsen durchschimmert, so wie die Sonne, die sich zaghaft durch einen verhangenen norwegischen Himmel stiehlt. Diese Trennungsverzweiflung, diese Aufbruchspoesie!

Und im nächsten Moment hängt man wieder in einer Peinlichkeit herum und ist nur noch damit beschäftigt, wegzugucken. In diesem Falle: Die Dicke zieht sich aus.

Es gibt ein Gesetz im modernen Theater, das besagt, dass sich immer die Falsche auszieht. Immer die, bei der man murmelt: Bitte nicht die, bitte die andere.

Sie hängt dann plötzlich in ihrer Unterwäsche hoch in einer Steilwand mit ihrem Mann, und man braucht eine Weile, um zu begreifen, dass die da oben keine Selbstmörder sind, die springen wollen (Nie wieder Stadttheater!), sondern im Ehebett liegen. Ja, im Bett, nur nach vorn geklappt. Sie schlafen sozusagen im Stehen. Darauf muss man erst mal kommen.

Unser Theater ist eine Art Stiftung Warentest der Welttheaterliteratur. Was die halben Einfälle unserer Avantgardisten überlebt, taugt für die Ewigkeit.

Alte Meister wie Peter Stein haben sich aus diesem Theaterbetrieb zurückgezogen. Das Wort führen nun oft die, die den Qualm lieben, das Brüllen, das deutsche Kabuki. Es sind Cliquensprecher, die nicht mehr von Aufführungen, sondern von Performances reden, nicht mehr von Liebe, sondern von Zeichensystemen. Peter Kümmel in der „Zeit“ nannte es zutreffend „Frankensteinsprache“.

Ibsen-Darsteller in Hamburg*
Augenrollen und Stampfen

Doch der deutsche Bildungsbürger ist weiter auf der Suche nach den Wundern, die es ja jenseits der Cinemaxx-Komplexe noch geben muss und auch immer wieder gibt.

Und wie überall im Land nehmen auch die Hamburger Großbürger brav Platz in der ersten Reihe, und in den Reihen dahinter, wieder und immer wieder, mit ihrer altmodischen Ehrfurcht vor der Kunst.

Und das ist das wahre Wunder des Abends: Das Publikum applaudierte am Ende höflich und heftig, und selbst die weißhaarige Dame war wieder dabei.

Natürlich applaudierte es ein wenig auch dem eigenen Heldentum. Nie war ein Applaus verdienter.

MATTHIAS MATUSSEK

* Oben: Felix Kramer, Monique Schwitter, Ute Hannig; unten: Otto Kukla, Marion Breckwoldt.

WOLFGANG M. WEBER

Autorin Shalev
An den äußersten Rand der Belastbarkeit

LITERATUR

Ein Grab für die Liebe

Mit ihrem neuen Roman „Späte Familie“ vollendet die israelische Autorin Zeruya Shalev bravourös ihre Trilogie von Beziehungsdramen.

So manche Liebe wird eingerissen wie ein Haus, dessen Mauern marode, dessen Balken morsch geworden sind. Wenn das Geheimnis der Intimität in den eigenen vier Wänden aufgehört hat zu strahlen, bereiten die ehemals Liebenden irgendwann der nur noch quälenden Nähe brutal ein Ende und wollen nichts als frei sein.

Das will auch die erfolgreiche Archäologin und Mittdreißigerin Ella. Viel zu lange, so glaubt sie, hat sie mit ihrem Mann Amnon in einem Beziehungsgefängnis aus Streiterei und Unzufriedenheit ausgehalten. So trennt sie sich eines Abends von Amnon, ziemlich abrupt, und gerade diese Abruptheit verschafft ihr ein eigentümliches Glücksgefühl, das den Trennungsschmerz überlagert.

Vorerst bleibt die Frau mit dem sechsjährigen Sohn Gili in der gewohnten Umgebung, einer Großstadtwohnung. Sie breitet sich darin aus, als bekäme sie endlich zurück, was eigentlich schon immer ihr gehörte. Ihr völlig verstörter Mann zieht zwischenzeitlich zu einem Freund.

Zunächst noch ist Ella ganz erfüllt von der Vorfreude auf ihr neues, ungebundenes Leben. Sie macht, was sie will, arbeitet viel und verabredet sich mit fremden Männern – natürlich den falschen; und erstaunlich schnell melden sich Zweifel, gegen die sie sich immer seltener wehrt: Warum eigentlich hat sie das so wertvolle Familienband zerrissen? Ihr Sohn verkraftet die Trennung der Eltern nicht, er heult sich von Vater zu Mutter und wieder zurück.

Ihrem Mann hat sie die Möglichkeit auf ein glückliches Familienleben vielleicht für immer verbaut. Fast über Nacht überfallen Ella Schuldgefühle, sie zwingen sie sogar körperlich in die Knie.

Mit solchen Krisen kennt sich die Autorin der Geschichte, die israelische Starschriftstellerin Zeruya Shalev, 46, bestens aus, sie sind ihr Markenzeichen: Ihr neues Buch „Späte Familie“ ist das dritte Werk in einer Trilogie bewegender Beziehungsromane*.

Bereits mit „Liebesleben“ (auf Deutsch erschienen im Jahr 2000), einer Geschichte über die Amour fou einer jungen Frau zu einem viel älteren Mann, gelang Shalev der internationale Durchbruch. Heute werden ihre Bücher in rund 20 Sprachen übersetzt. Die ersten beiden Romane der Trilogie – der zweite erzählt das Ehedrama „Mann und Frau“ (2001) – haben sich allein im deutschen Sprachraum rund eine Million Mal verkauft.

Zeruya Shalev bietet Medikation für alle Beziehungsgeschädigten dieser Welt. Das liegt nicht nur an ihrer differenzierten psychologischen Aufbereitung. Diese Therapie macht den Leser allein schon durch ihre ungewöhnliche Sprache süchtig, und das macht auch die literarische Qualität der Bücher aus: Präzise, anschaulich und dicht wird hier erzählt, die Handlung fließt rhythmisch dahin wie ein Naturereignis. Mirjam Pressler hat, wieder einmal, so aus dem Hebräischen ins Deutsche übersetzt, dass der Leser ein Original vor sich zu haben glaubt.

So souverän wie kühn manövriert Shalev ihre Figuren an den äußersten Rand der Belastbarkeit und zeigt, wie sie unaufhaltsam die Kontrolle über ihre Existenz verlieren. Zwischen Vergangenheit und Zukunft schleudert sie die Schützlinge hin und her: in einer Welt, die aus den Fugen geraten ist.

Das Ende der Liebe verdüstert den Lebenshorizont, was in gewagten Bildern zum Ausdruck kommt, etwa wenn das getrennte Paar auf einem gemeinsamen Spaziergang nach einem imaginären Friedhof sucht, „um unsere Liebe zu begraben“, eine Liebe, die einst so „stark und stabil“ war, jetzt aber, „da sie auf der Bahre zu Grabe getragen wird“, recht klein aussieht.

Ella muss erst alles verlieren, ehe sie wieder einen Funken Hoffnung aufblitzen sieht: Eines Tages lernt sie Oded kennen, den Vater eines Schulfreundes ihres Sohnes. Die beiden verlieben sich und versuchen, ihre noch übrig gebliebenen Familienfetzen zu einem neuen Lebensmodell zusammenzuflicken. Eine schwierige Angelegenheit, denn Kinder und verletzte Ex-Partner lehnen den lustigen Familienmix ab.

Derartige Dramen passieren heute an jeder Ecke, ohne dass die Banalität sie entschärfen könnte. Die Schriftstellerin bildet das nicht einfach ab: Indem sie das Durcheinander schildert, zeigt sie den Schmerz hinter den Illusionen und Schlagwörtern.

Beispielhaft dafür ist, wie sie die Mutterliebe ihrer Heldin, scheinbar ja ein simples Gefühl, analysiert: „Es erweist sich, dass ausgerechnet Amnons Anwesenheit meine Liebe zu Gili vergrößert und sie mit Leben erfüllt hat, ich frage mich, ob es eine Provokation war, wollte ich Amnon beweisen, wie sehr ich fähig war zu lieben, wenn auch nicht ihn, oder versuchte ich ihn über den Jungen an einer einfachen, warmen Liebe teilhaben zu lassen, die eigentlich für ihn bestimmt war, die ich ihm aber nicht direkt schenken konnte.“

Zeruya Shalev inszeniert das Spiel von Absage und Hoffnung virtuos. Strahlendes Glück lässt sich in ihren Romanen kaum finden, nur Suche, Sinnlichkeit und manch bittere Erfahrung. Sie schildert gnadenlos genau, wie sich anfühlt, was einst Bertolt Brecht in seinem Gedichtzyklus „Aus dem Lesebuch für Städtebewohner“ so formuliert hat: „Wenn die Wunde / Nicht mehr schmerzt / Schmerzt die Narbe.“

VERENA ARAGHI

* Zeruya Shalev: „Späte Familie“. Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler. Berlin Verlag, Berlin; 588 Seiten; 22 Euro.

FRIEDER BLICKLE / BILDERBERG

Dörfliche Landschaft in Schwaben: *Mit dem alten Hanomag-Schlepper auf nächtlicher „Fleckenrunde“*

AUTOREN

Neue Wörter im Einflugloch

In seinem Roman „Gezeichnet: Franz Klett“ rekonstruiert der Autor Egon Gramer das Leben eines einfachen Mannes – und erzählt äußerst sprachbewusst von der tiefen Verwurzelung im Schwäbischen. *Von Martin Walser*

Auf dem Friedhof fängt es an. Helmut kommt nur an Allerheiligen auf diesen Friedhof, aber er kennt von früher jeden Namen, jedes Grab. Als ihm ein unbekannter Name begegnet, denkt er: „Schon also gab es fremde Tote.“ Und wie immer geht er in die Wirtschaft, trifft er die von früher, die im Ort geblieben sind.

Auch der junge Klett, den Helmut auf dem Friedhof getroffen hat, ist nicht im Dorf geblieben, sondern aus Berlin hergekommen. Und so wird jetzt über den alten Klett gesprochen, den toten Vater, der hier gelebt hat und hier begraben ist. „Er hat dazugehört, aber er hat nicht dazugehören wollen.“ Helmut will in der Wirtschaft keine Anekdoten beisteuern, keinen Schwank aus der Jugendzeit zum Besten geben. Wenn er etwas über Franz Klett erzählen soll, muss er die Geschichte „sich selber neu erzählen“.

Jetzt fangen die Geschichten an, aus denen die Geschichte wird, der Roman: „Gezeichnet: Franz Klett“ von Egon Gramer. Helmut erinnert sich und trägt alles zusammen, er ist kein Ich-Erzähler, doch das Alter Ego des Autors. In der zweiten Geschichte kommen Sperlinge vor, die sich in einem Starenkasten eingerichtet haben. Einer der Buben stupft den morschen Starenkasten herunter, mit der Spatzenbrut treiben sie ihr Spiel. Helmut aber nimmt den Starenkasten mit zu sich heim, legt ihn „oben auf die Holzbeige im oberen Holzschopf“.

„Beige“ (Stapel) und „Schopf“ (Schuppen): Da weiß man, ohne Ortsangabe, wo man ist. Von jetzt an wird Helmut Wörter, die ihm auffallen, durch das Einflugloch ins Innere des Starenkastens befördern. So wird daraus im Lauf des Romans ein „Briefkasten nur für sich selber, fast täglich kam ein neues Wort durchs Einflugloch“.

Helmut war schon als Kind und als heranwachsender Bub für Wörter ansprechbar. Damit sind wir im Energiezentrum dieses Romans. „Früher“ und „heute“ sind die Pole, zwischen denen sich die Wörtlichkeiten entladen. Helmuts Rundgang durch das Dorf heißt „Fleckenrunde“. Dabei weckt er die Wörter von früher. „Helmut liebte derartige kleine Wort-Anstrengungen. Selbstgespräche über für immer Verschwundenes.“

Wer überhaupt an Wörterschicksalen, am Sprachgeschick interessiert ist, den muss dieser Roman bewegen. Wer gar halbwegs aus Süddeutschland ist und dazu auch noch älter als, sagen wir, 40, den muss, glaube ich, dieser Roman begeistern.

Wer noch weiß, was „absatzreißende Schlittschuhe“ sind beziehungsweise waren, wem „ver-kommen“ das erste Wort für begegnen war, wer, wenn die Frauen „über die gelbgefrorenen Rinnsale von Samstag nacht“ gehen und „die Sauhund“ sagen, wer das nicht für einen Druckfehler hält, wer weiß, um was es

RAINER MOZER

Das späte Romandebüt

des 1936 in Stuttgart geborenen Autors Egon Gramer nimmt sein prominenter Kollege Martin Walser, 78, zum Anlass, um ein Loblied auf das Schwäbische als Mundart und Region anzustimmen sowie eigenen sprachlichen Wurzeln nachzuspüren. In dem Buch „Gezeichnet: Franz Klett“ (Piper Verlag, München; 304 Seiten; 19,90 Euro) erzählt Gramer, bisher nur als Hörspielautor bekannt, die Geschichte des dörflichen Außenseiters Klett, der – mit anderem Namen – tatsächlich gelebt hat und im Alter von 45 Jahren verarmt und vereinsamt gestorben ist. Nur ein kleines Tagebuch hat er hinterlassen. Dieses Tagebuch ist die Grundlage des Romans, in dem Gramers Alter Ego Helmut das namenlose Dorf nahe Tübingen durchstreift und anhand der Klettschen Aufzeichnungen einen kleinen regionalen Sprach- und Weltkosmos rekonstruiert. „Offenbar ist das Dorf auch ein Universum“, stellt Walser fest, der die Entstehung des Buches begleitet hat und eigene Erfahrungen und Spracherlebnisse darin wiedererkennt.

MARKUS TEDESKINO / AGENTUR FOCUS

Autor Walser
Schwelgen im Religiösen

geht, wenn's „ums Sach" geht, in dem wird dieser Roman viele Echos wecken, und er wird für jedes Echo diesem echospendenden Autor dankbar sein.

„Duad ma Holz spalta", sagte man früher zu dem, der vor seinem Haus Holz spaltete. „Duad ma gruba", zu dem, der vor dem Haus saß und ausruhte. Man sagt nur, was ist, aber dadurch, dass man nur sagt, was ist, feiert man es. Sozusagen.

Früher und heute in einem Flecken, der in einer Mulde in der Nähe von Ofterdingen, also auch in der Nähe von Tübingen liegt, ein Flecken mit Oberdorf und Unterdorf: Helmut begegnet auf der nächtlichen Fleckenrunde, was inzwischen fehlt.

Da gab es einen Wendelin, der war der „Bockhalter" des Fleckens, ein Besonderer, „aber kein Ausgeschlossener", der ist im Flecken erinnerungswürdig geworden durch einen einzigen Satz: „Wenn nur mein ganzes Sach ein Prestling wäre, ich würde ihn auf einmal fressen." Der Satz wird nicht ziviler, wenn man weiß, dass Prestling Erdbeere heißt. Der Satz verrät, welche Radikalitäten im Flecken zu Hause sind. Er weist aber auch darauf hin, dass dieser Erzähler ein Forscher ist.

Diese Fleckenrunde ist eine Expedition. „Helmut sah, was fehlte: die alte Backküche, die Kastanienbäume, der Brunnen mit dem langen Brunnentrog, die Milchsammelstelle, die Männerrunde nach der Sonntagsmesse." Wo die zwei Kastanienbäume standen, gibt es jetzt eine Bushaltestelle, „eine offene Wartehalle". Die Wände der Halle sind „vollgesprayt". Daraus schließt Helmut, dass die „jungen Leute von hier" die „Zeichen und Wörter von der Stadt kannten". Und: „Vom Land ist heutzutage wohl keiner mehr."

Solche Sätze sind nicht kritisch gestimmt, sondern eher traurig. „Namen und Dinge und Menschen" heißt ein Kapitel, in dem der konkrete Lobgesang angestimmt wird auf das, was der Flecken einmal war: „Auf die Namen war Verlass, fast immer."

Wer in jedem zweiten Satz immer dieselbe Redensart brauchte, der hieß dann eben so: „Lassmeaumit" (lass mich auch mit). Es kommen ellenlange Namenwörter zustande, die von nichts als übermütiger Benennungsfreude zeugen: Es gibt beziehungsweise gab nicht nur Namen, sondern auch Unnamen, und auf die war noch mehr Verlass als auf die Namen: „Der Unname war der Name, der traf." Aber eben: „Die Zeiten des Unnamenschreiens sind vorbei."

Was dem Helmut auf seiner Fleckenrunde und Geisterstunde begegnet, ist überall geschehen. So wenigstens kommt es mir vor. Diese Mutproben und Grausamkeitsspiele, diese wertvolle Beschränktheit, diese Gleichheit in aller scharfen Vielfalt.

Vor der Soziologie bewahrt den Erzähler die Trauer. Und vor Larmoyanz bewahrt ihn die Freude am Erwecken, Wiedererwecken, Aufsagen des Damaligen, das seine konkurrenzlose Richtigkeit bewahrt hat. Die erste Sprache, die ausschlaggebende. „Wer it will, hot ghett" (wer nicht will, hat gehabt) – das lesend, durfte ich mich doch wundern. Wie viel hundert Kilometer weit weg davon bin ich aufgewachsen mit genau diesen Erzformeln. Offenbar ist das Dorf auch ein Universum.

Und diesem einmal im Jahr auftauchenden Helmut wird dann von einer „Jahrgängerin" ein Plastiksack mitgegeben, aus dem es modrig riecht. Die Jahrgängerin meint, Helmut könne das brauchen, er habe ja „schon öfters im Blatt etwas über den Flecken geschrieben". Unser im Starenkasten Wörter hortende Helmut ist also eine Art Schriftsteller geworden. Im Plastiksack findet sich, was Franz Klett, der Schulkamerad, hinterlassen hat.

Franz Klett ist tot. In dem Erinnerungsgang der Fleckenrunde ist er uns schon begegnet. Und aufgefallen als einer, der auffiel, aber aus dem man nicht klug wurde. Auf dem Holzkreuz zwei Zahlen: 1934 und 1979. Mit 45 Jahren ist er also gestorben, beziehungsweise „verreckt". Er war einmal der beste Schüler in Helmuts Klasse. Helmut war ihm nur im Aufsatzschreiben überlegen. Obwohl Lehrer und Pfarrer rieten, obwohl auch sein Vater dafür war, diesen Begabten in die Oberschule zu schicken, gelang das nicht.

Am Samstag vor dem ersten Schultag in der Oberschule veranstaltet Franz Klett eine große Szene mit dem Fahrrad, das sein Vater für den täglichen Weg zur Arbeit braucht. Vor den zuschauenden Gleichaltrigen fährt er in vollem Schwung auf den eiser-

Special Agent Falconetti jagt in Miami „Morpheus", einen brutalen Polizistenmörder

Bestseller

Belletristik

1	(1)	**Diana Gabaldon**	Ein Hauch von Schnee und Asche – Blanvalet; 24,90 Euro
2	(2)	**Dan Brown**	Sakrileg – Lübbe; 19,90 Euro
3	(3)	**Ken Follett**	Eisfieber – Lübbe; 22,90 Euro
4	(9)	**François Lelord**	Hectors Reise – Piper; 16,90 Euro
5	(4)	**Susanne Fröhlich**	Familienpackung – W. Krüger; 16,90 Euro
6	(5)	**Dan Brown**	Diabolus – Lübbe; 19,90 Euro
7	(6)	**Rebecca Gablé**	Der Hüter der Rose – Ehrenwirth; 24,90 Euro
8	(7)	**Jan Weiler**	Antonio im Wunderland – Kindler; 16,90 Euro
9	(10)	**Nicholas Sparks**	Die Nähe des Himmels – Heyne; 19,90 Euro
10	(11)	**Joanne K. Rowling**	Harry Potter and the Half-Blood Prince – Bloomsbury; 26,30 Euro (unverbindl. Preisempfehlung)
11	(12)	**Frank Schätzing**	Der Schwarm – Kiepenheuer & Witsch; 24,90 Euro
12	(13)	**Santo Cilauro / Tom Gleisner / Rob Sitch**	Molwanîen – Heyne; 14,90 Euro
13	(–)	**Jilliane Hoffman**	Morpheus – Wunderlich; 19,90 Euro
14	(18)	**Cecelia Ahern**	Für immer vielleicht – W. Krüger; 16,90 Euro
15	(15)	**Kate Mosse**	Das verlorene Labyrinth – Droemer; 22,90 Euro
16	(8)	**Julian Barnes**	Der Zitronentisch – Kiepenheuer & Witsch; 18,90 Euro
17	(14)	**Michel Houellebecq**	Die Möglichkeit einer Insel – DuMont; 24,90 Euro
18	(–)	**François Lelord**	Hector und die Geheimnisse der Liebe – Piper; 16,90 Euro
19	(17)	**Nick Hornby**	A Long Way Down – Kiepenheuer & Witsch; 19,90 Euro
20	(16)	**Ian McEwan**	Saturday – Diogenes; 19,90 Euro

nen Brunnen zu, springt im letzten Augenblick ab, das Fahrrad ist demoliert, er ruft: Ist doch mir egal. Das wird sein Wappenspruch. Helmut hortet: „Istdochmiregal.“

Jetzt schreibt Helmut mit der Maschine ab, was Franz vom Mai 1975 bis September 1979, 17 Kalender und Hefte füllend, in rücksichtsloser Schreibweise, nur für sich selbst bestimmt, hingeschrieben hat. Fleckenrunde ist ein Wort aus diesem Tagebuch.

Franz hatte einen alten Hanomag-Schlepper, zugelassen für sechs Kilometer Geschwindigkeit, mit dem drehte er eine Zeit lang nächtliche Fleckenrunden. Er arbeitet ein paar Wochen, dann wieder nicht: „Rauche und saufe wie ein Idiot“ steht dann da. Helmut notiert: „Er wollte nicht in die Oberschule. Hier bei den andern war sein Platz.“ Aber dann heißt es bei Franz: „Mag nicht mehr unter die Leute hier.“ Dann gehört er also auch „hier“ nicht mehr dazu.

Das Tagebuch wird eine Folge „des Immergleichen“. Helmut entwickelt Methoden, „um nicht in den Sog der klar beobachteten Selbstvernichtung zu geraten“. Er spürt die Gefahr, selbst ein Klett zu werden. Einmal hat Klett sogar der eigenen Mutter eine „geputzt“. Am liebsten hätte Helmut sich geweigert, das alles abzutippen. Für eine Weigerung ist es zu spät. Helmut ist von Klett erobert. Klett imponiert ihm. Dass Klett wirklich nur für sich selbst schreibt, also wirklich ganz allein ist mit sich, das nimmt Helmut für Klett ein: „Klett schreibt sich selber.“

Bald sind das nur noch Hauptwörter, ohne Punkt und Komma: „Mofa Stadt Schnaps Zug Stuttgart Nulltarif Taxi“. Und Abkürzungen, die auch für Helmut nicht mehr zu enträtseln sind. Zuweilen übernimmt Helmut die Erzählung für Klett und zitiert dann weitreichende Klett-Sätze: „Glaube immer, ich sei nicht allein.“ Oder: „ ... bin körperlich total groggi.“ Und kommentiert: „Der Gescheiteste ist der Dümmste im Flecken.“

Allmählich erkennt Helmut, dass „die Klett-Perspektive“ zu seiner eigenen Perspektive geworden ist. Immerhin kann er noch formulieren: „Die Geschlagenen sind meist sehenswerter“ (als die Sieger nämlich).

Dann fehlen aber dem Abtippenden die letzten zwei Hefte. Sie finden sich nicht mehr. Den Schluss muss Helmut selbst schreiben, erfinden. Er lässt Franz Klett in die Kirche gehen. „Weihwasser Milch Bratwürste“: So hat Klett einmal notiert, was eine Verwandte ihm brachte. Zuerst also Weihwasser.

Helmut hat von allen Stimmungen im Flecken die religiöse am eindringlichsten und farbigsten erzählt. Als ich das Buch gelesen hatte, glaubte ich, nie ein religiöseres Buch gelesen zu haben. Ich könnte auch sagen: nie ein katholischeres. Aber keine Spur von Theologie. Alles, was überhaupt vorkommt, ist durch und durch

Sie waren Günstlinge der Nazis und Idole der Bonner Republik: Porträt eines genialen Schauspielerpaars

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Sachbücher

1 (1) **Corinne Hofmann** Wiedersehen in Barsaloi A 1; 19,80 Euro

2 (2) **Peter Hahne** Schluss mit lustig Johannis; 9,95 Euro

3 (3) **Markus Breitscheidel** Abgezockt und totgepflegt Econ; 16,95 Euro

4 (4) **Sabine Kuegler** Dschungelkind Droemer; 19,90 Euro

5 (5) **Meinhard Miegel** Epochenwende Propyläen; 22 Euro

6 (6) **Ben Schott** Schotts Sammelsurium Bloomsbury Berlin; 16 Euro

7 (7) **Eva-Maria Zurhorst** Liebe dich selbst Goldmann; 18,90 Euro

8 (9) **Inge Jens / Walter Jens** Katias Mutter Rowohlt; 19,90 Euro

9 (10) **Reinhard Mey / Bernd Schroeder** Was ich noch zu sagen hätte Kiepenheuer & Witsch; 18,90 Euro

10 (–) **Jörg Blech** Heillose Medizin S. Fischer; 17,90 Euro

11 (13) **Lothar Seiwert** Die Bären-Strategie Ariston; 14,95 Euro

12 (8) **Werner Tiki Küstenmacher / Lothar J. Seiwert** Simplify your life Campus; 19,90 Euro

13 (17) **Uwe Timm** Der Freund und der Fremde Kiepenheuer & Witsch; 16,90 Euro

14 (11) **Alexander von Schönburg** Die Kunst des stilvollen Verarmens Rowohlt Berlin; 17,90 Euro

15 (15) **Ayaan Hirsi Ali** Ich klage an Piper; 13,90 Euro

16 (–) **Simon Sebag Montefiore** Stalin S. Fischer; 24,90 Euro

17 (–) **Frank Schirrmacher** Das Methusalem-Komplott Blessing; 16 Euro

18 (18) **Werner Bartens** Lexikon der Medizin-Irrtümer Eichborn; 22,90 Euro

19 (–) **Carola Stern** Auf den Wassern des Lebens: Gustaf Gründgens und Marianne Hoppe Kiepenheuer & Witsch; 19,90 Euro

20 (–) **Claus Kleber** Amerikas Kreuzzüge C. Bertelsmann; 19,90 Euro

THEODOR BARTH / ZEITENSPIEGEL (L.); STADLER / IFA-BILDERTEAM (R.)

Friedhof bei Ofterdingen, Klosterkirche im schwäbischen Zwiefalten: *„Ein sich grenzenlos weitendes Gefühl nach Beichte und Absolution“*

katholisch. Die Zeit, der Ort, die Luft, die Tage, die Nächte, die Wörter und die Unwörter.

Ganz unerlässlich ist es aber, dazu zu sagen, dass das Wort „katholisch“ wiederum nicht ausreicht, das Katholische dieses Flecken-Romans auch nur halbwegs auszudrücken. Der Roman entsteht aus einer Fülle von Stimmungen, die das Volk aus den Angeboten einer Religion geschaffen hat. Ganz von selbst. Und im Lauf einer langen, langen Zeit. Die Leute haben die Religion brauchen können für ihren Selbstausdruck. Das hat beiden geholfen, der Religion und den Leuten.

Der Roman, könnte man sagen, schwelgt im Religiösen (wiederum ein unzureichendes Wort für diese Schönheitsleistungen). Was allein der Marienverehrung für Sprach- und Stimmungsdenkmale geschaffen werden! Vom einfach-schönen Maiandachtslied („Maria zu lieben ist allzeit mein Sinn“ oder „Dich lieb ich auf ewig, dich lieb ich allzeit“) bis zur sozusagen Prosa-Symphonie über das Thema „Kyrie eleison“ beziehungsweise „Domine miserere mei“.

Auf dem Schreibtisch des Pfarrers steht eine Figur, ein Kunstwerk, der „Erbärmdechristus“. Er ist aus Holz, sitzt auf einem Stein, die Dornenkrone neben sich, das Kreuz auf den zerschundenen Knien. „Dem Schmerzensmann ist eine Pause verschafft auf dem Kreuzweg mit den vielen Stationen.“ Gegenseitiges Erbarmen ist angesagt.

Das Miserere-Lied war in der Passionszeit immer Helmuts liebstes Lied. „Er hat es, hier passte ein Wort aus einem anderen Lied, das Helmut nur singend kannte, ‚voller Inbrunst‘ gesungen“. Und: „Schön zu singen und schwer zu verstehen und, den Reuedruck erhöhend, die Voraussetzung für das im hohen Kirchenraum sich grenzenlos weitende Gefühl nach Beichte und Absolution.“ Und dann tat der junge Helmut etwas, was über die Routinegesten des frommen Beichtkindes hinausging, er breitete, weil er glaubte, allein zu sein in der Kirche, seine Arme zur Seite aus und nach oben „und schaute zur Decke empor“.

Dieser Helmut also lässt seinen Seelengenossen Franz kurz vor dem Ende in die Kirche gehen, nachmittags, lässt ihn zum Altar gehen und dort das Gnadenbild finden: die Mutter mit dem toten Sohn auf den Knien. Dann betet Klett den schmerzhaften Rosenkranz. Halblaut, „er muss die Lippen bewegen, er muss sich hören“. Der für uns ist gegeißelt worden.

Helmut hat schon vorher geschildert, wie es zugeht beim Rosenkranzbeten: „Die Perlen des Rosenkranzes, des Paternosters, des Nusters wurden vom Daumen über das untere Glied des Zeigefingers geführt, hinab in die Handfläche, eine nach der andern im gleichen Abstand, sie kamen über die äußere Handfläche zum zählenden Daumen wieder herauf.“

Diese religiöse Praxis durchläuft jetzt am Schluss auch Franz. Dann die vorletzte Tagebucheintragung:

„Fr. 6.10.

21 Uhr sitze hier und sinniere oh ich Arschloch.“

Die letzte Eintragung schließt so: „ … Essen ok Fernsehen ist $^1/_2$ 12 Uhr lese noch Tagebücher Ofen aus, gehe bald Nest. gez. FK“

Und so lautet eben jetzt auch der Titel dieses so schönheitssüchtigen wie mitleidlosen Romans „Gezeichnet: Franz Klett“.

Wenn ich während des Lesens einmal eine Sekunde aus dem Buch hinausdachte, spürte ich, dass ich sofort ärgerlich und traurig werden musste, weil es außer der Welt in diesem Buch noch etwas gab, eine ganz andere Welt, die so viel gelungener daherkam als alles, was in diesem Buch passierte. So viel gelungener und so viel unvollkommener. Also las ich schnell wieder weiter im misslungenen Leben, das so anziehend ist.

Und dass es so anziehend ist, verdankt es allein seiner Geschriebenheit. Seiner Nichts-als-Geschriebenheit. Es wird nur geschrieben, was ist, und weil das gelingt, kommt Poesie zustande, ich könnte, den Klett-Ton nachmachend, auch sagen: eine Poesie der Saumäßigkeit. Feinere Leute beziehungsweise Geister haben sich mit Thomas Manns „Wonnen der Gewöhnlichkeit“ einen Kitzel verschafft, jetzt hat Egon Gramer die Würde des Gewöhnlichen entdeckt und beschrieben.

Das Schwäbische darf sich freuen. Es ist als Mundart literarisch nicht verwöhnt worden. Dem Bairischen, Berlinischen, Sächsischen, Niederdeutschen und dem Ruhrpott-Deutsch sind sichtbarere Sprachdenkmäler gewidmet. Und jetzt, kurz vor dem Erlöschen, dieses Prachtdenkmal. Und das liegt nicht nur an den Wörtern und Lauten, sondern an allen Inhalten, an der ganzen Vielfalt dieser Flecken-Mentalität.

Mich freut besonders, dass ein Roman dieses Denkmal baut. Ich weiß, wie viel wunderbare Forscherarbeit aufgewendet wird, um einer untergehenden Denk- und Sageweise eine wissenschaftlich fundierte Bleibe zu verschaffen. Aber dieser Roman ist eben ein atmendes, sprechendes, fühlendes, ein jubelndes und weinendes Zeugnis. Dieser Roman lebt.

Ich habe lesend immer wieder erlebt, dass Literatur einen weißen Schatten wirft. Den gibt es sonst nirgends. Franz Klett, als wirklicher Vorgang – trostlos. Im Roman eine Figur, eine unerklärt bleibende Größe, eine Attraktion. Man wird in Zukunft versucht sein, jedem Franz Klett, dem man ver-kommt, Entschuldigung, begegnet, die Hand zu geben. Na ja, mal sehen, nicht wahr. ◆

GEHEIMBÜNDE

Post von „Spartacus“

1776 gründeten Aufklärer den Geheimbund der Illuminaten. Nun klären Historiker das Schicksal des mysteriösen Ordens, in dem auch der Weltverbesserer Adolph von Knigge mitmischte.

Sie nannten sich Ajax, Tiberius, Mahomet oder Tasso. Ihre Wohnorte tarnten sie mit antik klingenden Namen wie Eleusis oder Numantia. Und Briefe datierten die Verschworenen gar nach altpersischem Vorbild, etwa auf „den 30. Chardad 1148. Jezdedgerd“.

Spielerisch klang das, doch den Geheimnistuern war es ernst. Immerhin grenzte, was die selbsternannten „Illuminaten“ anstrebten, in den Augen der Obrigkeit an Ketzerei und Hochverrat: Freiheit, Gleichheit und ein Ende der geistigen Bevormundung von oben – wer um 1776 für solche Visionen eintrat, tat das besser nicht unter eigenem Namen. Schon der Besitz verräterischer Dokumente hätte nervösen Kirchenoberen, Amtmännern oder Duodezfürsten Grund zum Einschreiten geliefert. Kein Wunder also, dass die misstrauischen Ordensbrüder den Historikern eine Aufgabe hinterlassen haben, die in der Zunft heute beinahe selbst wie ein Geheimkult wirkt.

„Von etlichen Mitgliedern kennen wir die Klarnamen noch immer nicht“, sagt Reinhard Markner, 38. Dabei hat noch niemand so präzise wie Markner und seine Kollegen Monika Neugebauer-Wölk und Hermann Schüttler die Stimmungen und Richtungskämpfe innerhalb des legendären Geheimbunds durchleuchtet. Im ersten Band ihrer neuen Briefedition blättern die Historiker aus Halle jetzt eine faszinierende, aber auch sehr deutsche Geschichte auf: eine Tragikomödie, zusammengesetzt aus hohen Zielen, Machtphantasien und Realitätsverlust**.

Vieles davon war schon im Charakter des Gründers angelegt. Adam Weishaupt (1748 bis 1830), ein junger Kirchenrechtsprofessor an der jesuitisch geprägten Universität Ingolstadt, entwarf aus Wut über die klerikale Fremdbestimmung von Staat und Wissenschaft ein strikt weltliches, männerbündlerisches „System des Idealismus“. Anfang Mai 1776 versammelte er einige seiner Studenten, um nach dem Vorbild der Freimaurer eine Art dissidentischen Tugendverein ins Leben zu rufen.

BRIDGEMAN ARCHIVE

Initiationsritus einer Freimaurer-Loge*: *Anarchisten, Gottesleugner, Giftmischer?*

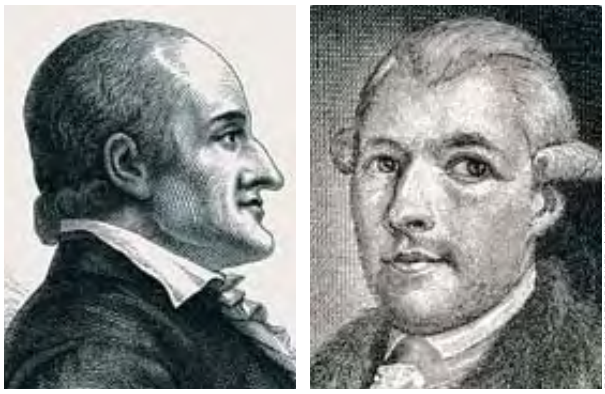
„Es war im Grunde ein Stammtisch seiner besten Schüler“, sagt Markner. Durch die Lektüre von Montaigne, Rousseau und anderen „erwärmenden Schriften“, aber auch durch eigene Aufsätze über philosophische Themen und konsequente Selbstbeobachtung sollte ein „Novize“ sein „rohes Wesen“ zügeln, bis er „einnehmend“, „unternehmend“ und „biegsam“ war.

„Wir sind Streiter gegen Finsterniß“, schärfte Weishaupt seinen Eleven ein. Vor allem auf die „Recrutierung“ junger Leute bis hin zu „Knaben“ kam es ihm an; von Aristokraten wollte er sich möglichst fern halten. Programmatisch nannte er sich nach dem altrömischen Sklaven-Rebellen „Spartacus“.

Doch schon bald, nach der ersten Beitrittswelle, stagnierte die Ausbreitung des Geheimvereins. Kaum hatte Weishaupt auch in München („Athen“) erste Anhänger gewonnen, da fing er an, die untergebenen „Minervalen“ zu schurigeln. Wo blieben die zugesagten monatlichen Berichte und Protokolle? Weshalb gehe es nicht schneller mit dem Anwerben? Die jungen Mitglieder wiederum wollten vom Lenker wissen, was er eigentlich vorhabe.

Das aber wusste Bruder „Spartacus“ selbst nicht so genau. Mal träumte der Jesuitenzögling Weishaupt von „einer Art gelehrter Academie“, die wie eine politische Denkfabrik das gesamte Wissen der Epoche bündeln sollte, dann wieder lockte er mit verborgenen Mysterien oder wollte im Orden „jeden zum Spion des andern“ machen, bis „einerley Sprache, Meynungen, Gedanken, und so weiter“ die Truppe beseelten. Fest stand nur, dass die Illuminaten „den Feinden der Vernunft und Menschlichkeit nach und nach auf den Leib gehen“ würden.

Aber wann? Als vier Jahre um waren, hatte Weishaupts Unschlüssigkeit den Radikalenclub in eine schwere Krise gestürzt. Glück für ihn, dass einer der Münchner Brüder gerade einen Wahrheitssucher und literarischen Tausendsassa aus dem fernen Frankfurt angeworben hatte: Adolph Frei-



FOTOS: KARGER-DECKER / INTERFOTO

Illuminaten Knigge, Weishaupt: *„Streiter gegen Finsterniß“*

* In Wien; Gemälde von Ignaz Unterberger, 1784.

** „Die Korrespondenz des Illuminatenordens“. Band I: 1776–1781. Hg. von Reinhard Markner, Monika Neugebauer-Wölk und Hermann Schüttler. Max Niemeyer Verlag, Tübingen; 528 Seiten; 126 Euro.

herr von Knigge (1752 bis 1796), der später als Autor des pädagogischen Klassikers „Über den Umgang mit Menschen“ (1788) sprichwörtlich werden sollte.

Knigge, ein hochverschuldeter Kleinadliger, der unentwegt Pläne zur Verbesserung der Welt ausheckte, war schon verschiedenen Geheimzirkeln beigetreten. Aber weder die Freimaurer noch die konservativ-mystischen Rosenkreuzer hatten seinen Tatendrang befriedigt. Die Aufnahme in den unbekannten neuen Orden war für den ernüchterten Aufklärungs-Eiferer in Frankfurt am Main ein letzter Versuch – mit verblüffendem Ergebnis.

Seinen störenden Adel machte der Novize „Philo“ durch radikal-revolutionäre Gesinnung wett. Knigges Hoffnungen deckten sich mit denen Weishaupts: Er suchte „eine Gesellschaft in deren Schooße der Aufschluß der wichtigsten, die Menschheit interessierenden Geheimnisse zu finden ist“, vor allem aber eine, wo auch „würklich gehandelt“ werde.

Bald konnte Weishaupt über die Emsigkeit des neuen Bruders nur noch staunen. „Philo“ begann, Mitglieder an Orten zu werben, von denen der auf Bayern fixierte „Spartacus“ nie geträumt hätte: In Mainz, Hannover, Göttingen und vielen weiteren Orten sammelte der Publizist Scharen von Kandidaten, vom Fähnrich bis zum Oberhofrat. Sogar Wien rückte in den Blick.

Wie unermüdlich „Philo“ warb, zeigen vor allem seine Briefe an Weishaupt, die erst vor ein paar Jahren in Hamburg wiederentdeckt wurden. „Mit fester Zuversicht, daß ich hier den Bau eines Systems vollendet finden werde, mit welchem ich mich seit langer Zeit beschäftige“, holte Knigge immer mehr Leute heran und schwärmte über „die Sache selbst, die großen Zwecke“. Erst nach vielen Monaten wagte ihm „Spartacus“ zu gestehen, „daß der Orden eigentlich noch gar nicht, sondern nur in seinem Kopfe existierte“.

Selbst das verschreckte den Feuerkopf in Frankfurt nicht mehr. Knigge freute sich sogar, „daß noch alles daraus werden kann“. Inzwischen hatte er einen kühnen Plan entwickelt: Anstatt mühsam eine eigene Organisation aufzubauen, sollten die Illuminaten nach und nach bestehende Freimaurerlogen unterwandern.

Damit bewies Knigge sein Gespür für den Zeitgeist. Trotz ihrer Symbol-Rituale um Winkelmaß und Zirkel hatten sich viele der seit etwa 1740 entstandenen Logen zu demokratischen Männerclubs entwickelt; die Aura subversiven Erlösungswissens war verflogen.

Wie ein Parteistratege, der rivalisierende Lager zusammenführen will, skizzierte Knigge illuminatische Einweihungsstufen, deren zeremoniales Gewand „feyerlich, mystisch und religiös“ sein und dem jungen Geheimbund „einen Anstrich von Alterthum“ samt der Ahnung „verlohrner Weisheit“ geben sollte. Vom „politischen

Operations-Plan“ dürfe keine Rede sein. Um der hehren Ziele willen verwandelte sich der Erz-Aufklärer in einen Mystagogen, der, falls nötig, auch konkurrierende Logen „als unächt verketzern“ wollte.

„Philo ist wirklich der Mann, bey dem man in die Schule gehen kann“, lobte „Spartacus“ – versprach Knigge doch sogar den Dichter Lessing, einen Fachmann für Freimaurerei, anzuwerben. In München, Frankfurt und Wetzlar durchsetzten sich die ersten Logen mit Illuminaten. Anfang Dezember 1781 reiste Knigge nach Bayern, um in Ingolstadt das Gespräch mit dem machtbewussten Weishaupt zu suchen.

Doch ausgerechnet dieses Gipfeltreffen „im Herzen der Finsternis“ (Markner) dämpfte den Elan. Knigges Planungen, die schon bis zur Aufteilung Deutschlands in Ordensprovinzen gediehen waren, fanden beim misstrauischen Chef keinen Segen.

Die Historiker in Halle nehmen an, dass Weishaupt vor allem seine radikal demokratischen, antiklerikalen Ideale bedroht sah. Ohne Bedenken nahm Knigge Hof- und Kirchenräte auf; selbst den fürstlichen Freimaurer Ferdinand von Braunschweig informierte er über den neuen Orden. So etwas konnte den Kleriker-Feind und Aristokratenhasser „Spartacus“ nur entsetzen. Knigges lockere Reden vom „großen Hauptplan *Allgemeine Herrschaft*“ fand der Ingolstädter Professor übereilt.

So driftete der expandierende Geheimbund in eine Art Stillstand: Ganze Scharen neuer, einflussreicher Mitglieder hielten sich wie ein elitäres Netzwerk bereit; 1783 traten im Fürstentum Weimar selbst Goethe (Deckname: „Abaris“) und sein Herzog Carl August („Aeschylos“) den Illuminaten bei – aus begreiflicher politischer Neugier. Doch von konkreten Direktiven war keine Rede mehr.

Tausende von Briefen aus dieser Zeit lagern als Kopien in der Forschungsstelle in Halle. „Wir werden streng auswählen müssen“, meint Markner. Dabei liefert gerade die Spätphase des Ordens ein Lehrstück für die sozialen Sprengkräfte kurz vor der Französischen Revolution: Schon 1784/85 wurden die Illuminaten denunziert und von Bayerns Obrigkeit verboten, polizeilich gejagt und als Anarchisten, Gottesleugner und Giftmischer verteufelt. Unter dem Druck der Amtsgewalten zerstob der Geheimbund wie ein Spuk. Nur noch dunkle Sagen lebten fort – bis heute: Erst vor fünf Jahren hat Bestseller-Autor Dan Brown in seinem Thriller „Illuminati“ die Schauermär vom „mächtigsten satanischen Kult auf Erden“ wieder aufgewärmt.

Von solchen Verschwörungsphantasien halten sich die Forscher in Halle fern. Aber sie hoffen, dass ihre auf vier Bände angelegte Schnitzeljagd etwas ergibt, wovon letztlich auch der charismatische Aufklärer „Spartacus“ geträumt hat: „dass es Licht werde“. Johannes Saltzwedel

POP

Nur die Ruhe, Sportsfreunde

In zwei Romanen hat Sven Regener die Deutschen gelehrt, dass sich ihr angeblich so trauriges Land mit Lässigkeit und Witz bewohnen lässt. Nun setzt er seine Mission als Musiker fort.

Der eleganteste Rock'n'Roller der Nation trägt ein fliederfarbenes Polohemd mit Lacoste-Krokodil drauf und eine Brille mit breiten schwarzen Scheuklappenbügeln, wie sie einst Aristoteles Onassis populär gemacht hat und später dann Harald Schmidt. Sven Regener schlendert durch Berlin-Mitte wie ein Urlauber. Dabei ist er ganz in der Nähe, auf dem Prenzlauer Berg, zu Hause. In Ferienstimmung ist er trotzdem.

„Es gibt zu viele Künstler, die sagen: Ich arbeite hart. Das ist Quark", sagt Regener, 44. „Um Literatur zu schreiben, muss man sich was ausdenken; und wenn man singt und Trompete spielt und die ganze Zeit stehen muss, ist das zwar körperlich anstrengend – aber beides ist keine Arbeit, sondern Spiel. Ich glaube an die klare Trennung von richtiger Arbeit und Kunst."

Das ist ein schöner Satz, und weil der Schriftsteller und Musiker Sven Regener das weiß, legt er eine kleine Pause ein, nippt an seinem grünen Tee und blickt ein bisschen philosophisch drein. Draußen vorm Fenster des Restaurants in Berlins Hackeschen Höfen eilen rucksackbepackte, hip verschlampte junge Mitte-Menschen zu ihren Praktikantenschreibtischen. Regener aber preist das Privileg, ein „schon sehr angenehmes" Künstlerleben zu führen: „Wenn man zwei solche Megahits geschenkt bekommt, dann hat man richtig Glück gehabt."

Die Megahits, die Regener meint, sind die Bücher „Herr Lehmann" und „Neue Vahr Süd", deren gemeinsamer Held gleichfalls stark dem Philosophieren zuneigt. Beide Bücher haben sich in sensationellen Auflagen verkauft, das erste – von Leander Haußmann verfilmte – sogar mehr als eine Million Mal.

Beide Bücher sind moderne Schelmenromane. Und rare Leuchtsignale in einem von Sorgen-Düsternis, Verbitterung und schlechter Laune geprägten Land. Denn, so lehrte Regeners Held Frank Lehmann die deutschen Leser: „Man müsste positiver sein, irgendwie besser gelaunt" – und man kann auch absolut traurigen Zuständen mit wunderbar lässigem Witz begegnen.

„Herr Lehmann" (2001) erzählte von einem fast 30-jährigen Bewohner Berlin-Kreuzbergs, der als Thekenkraft jobbt, eine Köchin anbetet und von ihr verraten wird, der seinem besten, grässlich gebeutelten Freund mit knapper Not das Leben rettet und dann vom Mauerfall überrascht wird, während er am Tresen einer trüben Kaschemme steht. „Neue Vahr Süd" (2004) schilderte dann die ganz frühen Erwachsenenjahre des Frank Lehmann: wie er in Bremen aus der elterlichen Wohnung auszieht, in Sponti- und K-Gruppen schwindelig geredet wird, mit einer störrischen jungen Frau in Uni-Mensen herumhängt und bei der Bundeswehr sinnfreie Quälereien übersteht. In beiden Büchern aber triumphiert ein trotziger Dickschädel mit Lakonie und Herz über alle Miseren.

„Glaubt bloß nicht, dass ihr mich kleinkriegt", so beschreibt Regener nun die Lebenshaltung, die das jüngste von ihm mitverantwortete Werk prägt: die CD „Mittelpunkt der Welt" seiner Band Element of Crime. Viele begeisterte Regener-Leser haben ja oft erst nach Lektüre und mit Staunen erfahren, dass der Autor seit Jahren Sänger, Trompeter und alleiniger Texter einer deutschen Band ist – dabei haben Element of Crime durchaus einen verwegenen Ruf in der kleinen deutschen Popwelt: als Haufen genialischer Sonderlinge.

Angefangen haben Regener und sein Band-Gründungskumpan Jakob Friderichs mit drei weiteren Musikern 1985 in Berlin. „Das war ein besonderes Jahr", sagt Regener. „So tot war die deutsche Popmusik

SEMMER / FACE TO FACE (O.); BOJE BUCK PRODUKTION (U.)

Rockmusiker Regener, Szene aus „Herr Lehmann"*: *„Ich bin der Wischmop für die Tränen"*

* Mit Lehmann-Darsteller Christian Ulmen (2003).

nie wieder.“ Andreas Dorau, Nena, Markus und all die anderen Idole der sogenannten Neuen Deutschen Welle waren vergessen, und auch Rockheroen wie die Ärzte, die Toten Hosen oder Grönemeyer hatten damals keine gute Zeit. Die allererste Platte von Element of Crime verkaufte sich nur 800-mal.

Die Songs, die Regener und Konsorten zunächst in englischer Sprache und von Beginn der Neunziger an nur noch mit deutschen Texten vortrugen, klangen wehmütig und scheppernd und oft wie altmodische Jahrmarktslieder aus französischen Filmen; oder wie verschollene und plötzlich wiederentdeckte Songs von Kurt Weill. Sie enthielten sehr poetische Schilderungen männlicher Verlorenheit und Anklagen weiblicher Gefühlsarmut der Sorte „Ihr Herz ist kalt wie ein gefrornes Hühnchen“.

Es ist aber gerade nicht die Verbitterung ausgemusterter mittelalter Säcke, sondern ein bedächtig-heiterer Skeptizismus, der auch die Helden der Element-of-Crime-Lieder so behutsam herausrücken lässt mit ihrem Zorn und ihrer Traurigkeit und ihrem Glück: Sie halten nichts von großspurigen Lebensplänen und schon gar nichts vom Hadern mit den Schicksalsgöttern. Dafür kennen sie das Glück des Stillstands, das im deutschen Wohlstandselend zu finden ist.

„Wo die alten Leute immer / schimpfend an der Ecke stehen / werd ich mich dazugesellen“, singt Regener einmal; aber ihm geht’s nicht ums Mitzetern, sondern eher um amüsierte Anteilnahme, während man zusammen eine Zigarette raucht.

Überhaupt das Älterwerden: „Feige“ findet es Regener, selbst Vater einer Tochter, wenn pseudojunge Eltern ihre Kinder wie ihresgleichen behandelten und die Erziehung verweigerten. „Wir waren nie drauf angewiesen, jung zu sein“, sagt er. „Von Anfang an war klar, dass man unsere Musik auch zehn Jahre später noch machen kann, wenn der süße Vogel Jugend ausgeflogen ist.“

UWE ARENS

Element-of-Crime-Musiker 1985*: *Trotziger Kampf gegen den Irrglauben, Künstler müssten sich ändern*

Sturköpfig, wie er nun mal ist, besteht Regener bis heute darauf, dieses mit Trompete, Mundharmonika und Streichern garnierte Sehnsuchtsschrammeln zu Krächzgesang als Rock’n’Roll zu bezeichnen. Und vermutlich hat er recht damit: Es rockt aus den Tiefen der deutschen Seele, wenn Regener auf dem neuen Album knarzt: „Ich bin der Wischmop für die Tränen / und der alte Hund, der für dich beißt.“

„Das sind Liebeslieder, in denen man jetzt nicht direkt gegen die Gesellschaft rebelliert“, sagt der Songschreiber, „auch wenn man sehr zornig sein kann und sehr traurig und sehr glücklich.“

Regeners literarischen Helden Lehmann nannte die Kritikerin Iris Radisch einst im „Literarischen Quartett“ einen „geistigen Frührentner“, Marcel Reich-Ranicki fragte sich laut, „ob ich verrückt geworden bin, so was zu lesen“. Klar, dass „Herr Lehmann“ danach den Buchmarkt im Triumph nahm.

Die zehn Songs des neuen Element-of Crime-Albums hören sich an wie nett gealterte Geschwister großartiger Element-of-Crime-Lieder, die in den neunziger Jahren auf CDs wie „Damals hinterm Mond“ oder „Weißes Papier“ erschienen. „Wer verlangt denn Entwicklung in der Rockmusik?“, fragt Regener und könnte sich gleich ereifern über den Irrglauben der Kulturindustrie, ein Künstler müsse stetig an sich arbeiten oder sich gar neu erfinden. „Wenn wir plötzlich klingen wollten wie Rammstein oder Roland Kaiser – das wäre eine Entwicklung, aber wozu? Wir haben neue Lieder aufgenommen. Die sind anders genug.“

Zu hören ist da zum Beispiel, wie’s ist, wenn eine schöne frische Kneipenbekanntschaft die vorletzte U-Bahn davonfahren lässt („Ein Vollidiot bin ich gern“), während „der letzte Sportsfreund“ nach Hause schleicht. Beschworen wird die Stunde, in der alle Gläser ausgetrunken und alle Sünden vergessen sind: „Frag mich nicht, woher ich komme / sag, du freust dich, mich zu sehen“, heißt es im Titelstück des Albums. Derart viel Kneipendunst und Zigarettenqualm ziehen durch diese Lieder, dass einen beim Zuhören der Drang überkommt, die eigenen Kleider (und den von so viel Melancholie-Schwummer betörten Verstand) hinterher eine Weile an die frische Luft zu hängen.

Sven Regener aber schlürft im Hackesche-Höfe-Restaurant seinen gesunden grünen Tee, saugt genüsslich die durchs geöffnete Fenster hineinströmende frische Luft in die Lungen und streicht sein Poloshirt glatt: „Diese Hemden sind genau das Richtige für Männer ab Mitte 40“, sinniert er, „die sind so geschnitten, dass sie perfekt den Bauch verdecken.“ Rocker mit dünner werdenden langen Haaren, Lederhosen und klirrenden Sporen gebe es genug.

Der ausgeruhte Rock’n’Roller Regener verkörpert eine Art Gegenprogramm zum Lärm der aktuellen deutschen Sinnkrise. Sollen sich die Leute jeden Sonntag bei „Christiansen“ die Rüben heiß reden, wie verrottet unser Land sei und wie chancenlos und wie wehleidig; mag seit der Bundestagswahl das Gespenst einer plötzlich nach rechts gerückten Kultur-Intelligenzija durchs Gelände geistern – Regeners weltanschauliches Fundament steckt in den Liedzeilen „Alles geht immer irgendwie weiter“ und „Wo deine Füße stehen / ist der Mittelpunkt der Welt“. Mit diesem Mann lässt sich kein Aufbruch organisieren.

Zur Politik und den Politikern zieht Regener, der immer alles ganz genau wissen und auseinander halten möchte und einem das dann ganz genau erklärt (vermutlich Fluch der K-Gruppen-Schule seiner Bremer jungen Jahre), eine der klaren Trennlinien, die er so liebt. Ganz schlimm finde er Musikerkollegen und Schriftsteller, die sich, wie beispielsweise Günter Grass, Herbert Grönemeyer oder Bono, im Nebenberuf als Weltverbesserer und Politikplauderer versuchen.

„Es gibt keinen Zusammenhang zwischen dem, was ich schreibe und singe, und dem, was ich wähle“, behauptet Sven Regener. „Wir packen die Leute bei den Emotionen; Politiker, hoffe ich, packen die Leute beim Verstand.“ Folglich gebe es absolut nichts voneinander zu lernen: „Ich bin dagegen, dass im Bundestag gesungen wird.“

WOLFGANG HÖBEL

* Jakob Friderichs, Paul Lukas, Sven Regener.

INTERNET

Reales Wachstum bei virtueller Werbung

Während sich die klassischen Medien derzeit nur langsam aus der Werbekrise befreien, legt die Online-Werbung in Deutschland mit zweistelligen Wachstumsraten zu. Im ersten Halbjahr 2005 stiegen die Bruttowerbeinvestitionen nach Angaben des Marktforschers Nielsen Media Research im Internet um 28,3 Prozent auf 179 Millionen Euro. Damit wächst der Online-Werbemarkt hierzulande noch stärker als in den USA, wo die Umsätze in den ersten sechs Monaten dieses Jahres den neuen Rekordwert von 5,8 Milliarden US-Dollar (plus 26 Prozent) erreichten. In den USA profitieren davon vor allem Unternehmen wie Google, die neben den Suchergebnissen passende Werbetreffer – „sponsored links“ – platzieren. Hierzulande liegen bei der Häufigkeit der vermittelten Werbe-Sichtkontakte Auktionsseiten wie Ebay, praktische Internet-Dienste wie Autoscout24 und spezialisierte Versender wie Amazon vorn. Erotikseiten, die im vergangenen Jahr nach Sichtkontakten noch unter den Top Fünf rangierten, werden heute vom Versand, praktischen Diensten, Reiseanbietern und Unterhaltungsseiten geschlagen.

Ebay-Website

JAN ROEDER

Buchclub-Filiale (in München)

BERTELSMANN

Der Abgang des Retters

Unruhige Zeiten erlebt der internationale Medienkonzern Bertelsmann ausgerechnet auf dem heimischen deutschen Markt: Während bereits Pläne für Entlassungen bei der TV-Tochter RTL für Unruhe sorgen, wirbelt nun der plötzliche Abgang des Chefs der Buchclub-Geschäfte den Konzern durcheinander. Die Negativschlagzeilen kommen im Ringen um die Nachfolge des Bertelsmann-Chefs Gunter Thielen jedoch nicht allen Top-Managern des Konzerns ungelegen: Die aufmerksam beobachteten Probleme im prestigeträchtigen Heimatmarkt sind ein Rückschlag für die als aussichtsreiche Nachfolgekandidaten geltenden Vorstände Gerhard Zeiler (RTL) und Ewald Walgenbach (Club-Geschäfte). Pikant: Die RTL-Umstrukturierungspläne sickerten erst durch, nachdem Senderchefin Anke Schäferkordt sie vor kurzem der Konzernführung in der Gütersloher Zentrale vorgetragen hatte. Verhindern konnte Zeiler offenbar zumindest, dass der RTL-Betriebsrat über die anstehende Umstrukturierung nicht wie ursprünglich geplant an dem Tag informiert wurde, an dem er vergangene Woche in den Bertelsmann-Vorstand berufen wurde – auch die Betriebsversammlung fand erst zwei Tage später statt. Die Umstrukturierung von Deutschlands größtem Privatsender soll Dirk Rauser, der bisherige Leiter Business Affairs von N-tv koordinieren. Einen Spitznamen hat der Vertraute von Schäferkordt bei RTL bereits weg: Der „Rauserschmeißer“. Der Buchclub hat dagegen mit einem freiwilligen Abgang zu kämpfen, nachdem Club-Chef Marc Oliver Sommer diese Woche seinen Wechsel zu KarstadtQuelle verkündete. Sommer war erst Anfang des Jahres angetreten und dabei als letzte Chance und Retter des kriselnden Club-Geschäfts gepriesen worden.

RAUBKOPIERER

Flächendeckende Kontoermittlungen

Die Ermittlungen im Zusammenhang mit dem im Herbst 2004 aufgeflogenen Raubkopie-Portals ftp-welt.com nehmen gigantische Ausmaße an. Um an die genauen Personalien der über 15 000 Kunden zu gelangen, die über Monate illegal Filmhits, Musik, Software und Spiele heruntergeladen hatten, hat das Landeskriminalamt Thüringen inzwischen bundesweit 1009 Banken angeschrieben. „Derzeit liegen 1003 Antworten vor“, sagt ein LKA-Sprecher, „sechs Anfragen befinden sich noch in Bearbeitung.“ Gegen wie viele Kunden bereits ein Ermittlungsverfahren eingeleitet wurde, ist jedoch noch unklar. Darüber „entscheiden die zuständigen Staatsanwaltschaften für die ermittelten Heimatanschriften“, heißt es beim LKA.

JENS SCHLUETER / DDP

Aktion gegen Raubkopierer

TV-Vorschau

Die Nachrichten

Montag, 20.15 Uhr, ZDF

Ein Ossi (gespielt von Jan Josef Liefers) macht nach der Wende als Nachrichtensprecher Karriere – bis er in Verdacht gerät, für die Stasi gearbeitet zu haben. Regisseur Matti Geschonneck inszenierte diesen Fernsehfilm nach dem Roman von SPIEGEL-Redakteur Alexander Osang.

Venus und Apoll

Von Montag an, 20.15 Uhr, Arte

Vier Grazien und ein Cremetopf: Die erste eigens für Arte produzierte Fernsehserie (Regie: Pascal Lahmani, Olivier Guignard, Jean-Marc Vervoort) zeigt vier Kosmetikerinnen unterschiedlichen Alters und erzählt originell, amüsant und etwas frivol von deren Kunden und allerlei Liebesnöten. Die energische Ingrid (Brigitte Roüan) ist Inhaberin des Salons „Venus und Apoll“ und will unbedingt mehr männliche Kunden, die dank der schönen Mitarbeiterinnen Geneviève (Maeva Pasquali), Bijou (Mélanie Bernier) und Suzy (Maria de Medeiros) auch nicht lange auf sich warten lassen. Alle Frauen haben ein Geheimnis, das sich im Laufe der 25

ARTE

Pasquali, Bernier, de Medeiros, Roüan in „Venus und Apoll“

Folgen enthüllt, jede hat andere Wünsche an das Leben und die Männer. Statt Kitsch und penetranter Romantik präsentiert die Serie mal poetische, mal drastische Einfälle und erinnert in ihren besten Momenten an den Kinofilm „Die fabelhafte Welt der Amélie“.

Der Todestunnel

Dienstag, 20.15 Uhr, Sat.1

Was in dieser aufwendigen deutsch-österreichisch-italienischen Co-Produktion (Buch: Holger Karsten Schmidt, Regie: Dominique Othenin-Girard) geschildert wird, ist gleichsam die Summe der alpinen Tunnelkatastrophen – der Brand im Montblanc-Tunnel 1999 mit 39 Toten diente den Machern als Vorlage. Nur vordergründig tragen übermüdete Lkw-Fahrer oder defekte Fahrzeuge die Schuld an den Schreckensereignissen. In Wahrheit steckt ein System von Fehlleistungen dahinter: unzureichende Sicherheit im Tunnel, Kostendruck auf Spediteure, skrupellose Verletzung der Vorschriften für den Transport gefährlicher Güter. Der spannende Film erzählt den ganzen Wahnsinn des modernen Verkehrs am Schicksal einer jungen ehrgeizigen Staatsanwältin (Aglaia Szyszkowitz), die hinter dem kleinen Schuldigen, einem polnischen Lkw-Fahrer, die wirklich großen Schuldigen entdeckt – und nicht von

SAT 1

Szene aus „Der Todestunnel“

Amts wegen die Augen verschließt, wie vom Vorgesetzten (August Zirner) gewünscht. Großartig die spektakulären Effekte, wirkungsvoll die in Episoden zerlegte Story, angepappt leider der etwas zu phrasenselig geratene Schluss mit seinen Sentenzen über Recht und Gerechtigkeit.

Emilia

Mittwoch und Donnerstag, 20.15 Uhr, ARD

Zweimal begegnet die Sozialpädagogin Emilia Seiler (Senta Berger) der rauen Erziehungswirklichkeit von aus der Bahn geworfenen jungen Menschen. Das erste Mal kommt sie, gleichsam von oben herab, als Referentin im Bayerischen Sozialministerium in ein Heim, das straffällig gewordenen Jugendlichen den Knast ersparen soll. Im zweiten Teil tritt sie ohne ministeriellen Hintergrund den Dienst an der pädagogischen Front an. Jedes Mal sind die Probleme enorm. Erziehung, zeigt der solide Zweiteiler (Buch: Gabriela Sperl, Regie: Tim Trageser), ist das unerzogen harte Ringen von Erziehern mit Erziehern und von Erziehern mit ihren Zöglingen.

TV-Rückblick

Kulturzeit

Seit 2. Oktober 1995, 3sat

Kultur im Fernsehen, lästern Bildungsbürger, sei ein Widerspruch in sich. In der Tat: Viele Privatsender verstehen darunter „Die ultimative Chart-Show“ und ähnliche Heuler, ARD und ZDF zeigen Volksmusik, bis der Arzt kommt. Kultursendungen, die diesen Namen verdienen, dürfen meist nur noch nach 23 Uhr ins Programm: Gerade verschiebt das ZDF sein Magazin „Aspekte“ zugunsten alter Krimis Richtung Mitternacht, bis der letzte Zuschauer vergrault sein wird. Genug gejammert: Es gibt ja, jeden Werktag um 19.20 Uhr auf 3sat, „Kulturzeit“, produziert von ARD, ZDF, ORF und dem Schweizer

KLAUS WEDDIG

Scobel

DRS, moderiert von Gert Scobel und Kollegen. Das Fernsehfeuilleton, das an diesem Samstag (21.45 Uhr) mit einer Sondersendung sein zehnjähriges Bestehen feiert, recycelt Material der beteiligten Sender, produziert aber auch viele eigene Beiträge; die Themen reichen von Jim Jarmuschs Schweigekino bis zu den lautstarken Attacken Otto Schilys auf Journalisten. Manchmal jedoch stoßen die Macher an die Grenzen des Mediums. Ein Beitrag über Philosophie „Von Heraklit zur Gedankenwelt Sartres“ am vergangenen Dienstag etwa geriet zur unfreiwilligen Karikatur: Stakkato-Schnitte, Bilder von Surfern und Einblendungen von Schlagwörtern wie „Autarkie“. Am Ende blieb nur weißes Rauschen – und die Erkenntnis, dass Kultur im Fernsehen eine schwierige Angelegenheit ist.

TELENOVELAS

Seichtigkeit des Scheins

Mit ihren neuen Heile-Welt-Serien beweisen ARD und ZDF, dass sie noch weit dümmeres Fernsehen machen können, als die meisten Privatsender es je wagen würden. *Von Thomas Tuma*

Wenn ARD-Programmdirektor Günter Struve in einer Telenovela mitspielen müsste, dann wohl am ehesten in der Rolle des herzenswarmen Gutsdirektors, Abteilung schläfrige Altersmilde.

Es ist Montagnachmittag, und er drückt sich mit halb geschlossenen Lidern in die Sitzecke seines Büros über den Dächern Münchens. Neben ihm steht eine Gegensprechanlage aus dem Holozän der Technikgeschichte mit Mikrofon und Knöpfen. Wahrscheinlich könnte Struve da jetzt draufdrücken, um durch weltweit alle ARD-Büros zu schallen: „Hier spricht der Direktor. Hat eines meiner Schäfchen eine Idee?“

Im Kosmos eines Groschenromans kämen dann dienstbare Geister hereingeweht, wahlweise blondeste Töchter, alerte Demnächst-Schwiegersöhne oder wenigstens Anton, der Chauffeur. In der grauen ARD-Realität hat er das Knöpfedrücken aufgegeben. Und es kommt auch lediglich die nette Frau Maric, seine Sprecherin.

Struve ist sicher, dass Frau Maric in ihrer Freizeit nur cineastische Premiumware guckt und gute Bücher liest. Sie ist an diesem Nachmittag sein öffentlich-rechtliches ARD-Gewissen. Er schaut sie an. Dann lächelt er und sagt, dass Frau Maric das Thema Telenovela wohl eher zynisch sehe.

„Ich selbst habe diese bildungsbürgerlich-akademische Attitüde hinter mir gelassen. Das muss man auch, sonst würde man ja zynisch werden.“ Frau Maric ist jetzt schon ein einziges, chronisches Augenrollen, was angesichts des Sujets nicht weiter verwundert.

In den Entwicklungsländern Südamerikas sind Telenovelas seit Jahrzehnten ein Riesengeschäft. Nun kommen die billig und seriell produzierten TV-Kitschromane mit den immer gleichen Aschenbrödel-Geschichten auch machtvoll über Deutschland – und sogar in die ARD: Unschuldige Landmaus verliebt sich in reichen Sohn/Erben/Chef aus gutem Haus. Irrungen, Intrigen, finale Hochzeit. So läuft das da.

Der Unterschied zur Seifenoper ist, dass die Telenovela um eine klar identifizierbare Hauptdarstellerin herumgehäkelt wird, garantiert ein Ende findet, ein glückliches obendrein, und dass es eigentlich nur einen Erzählstrang gibt. Das verwirrt die vorwiegend ältere Zuschauerschaft nicht allzu sehr.

VOLKER LISTL / ARGUM

Telenovelas Durchschnittlicher Marktanteil

„Bianca – Wege zum Glück“ (ZDF) ..... 19,3 %
montags bis freitags, 16.15 Uhr

„Verliebt in Berlin“ (Sat.1) ..... 15,5 %
montags bis freitags, 19.15 Uhr

„Sturm der Liebe“ (ARD) ..... 10,9 %
montags bis freitags, 15.10 Uhr

geplant:

„Julia – Wege zum Glück“ (ZDF) ab 6. Oktober
„Sophie – Braut wider Willen“ (ARD) ab 8. November
„Tessa – Leben für die Liebe“ (ZDF) Anfang 2006

DER SPIEGEL

ARD-Programmdirektor Struve: *Sehnsucht nach einem Happy End*

Angefangen hat damit das ZDF, das Struve mit „Bianca – Wege zum Glück“ seit November monatelang das morgendliche Studium seiner eigenen Quoten versaute. Bei Sat.1 startete im Frühjahr mit großem Erfolg die Mauerblümchen/Schöner-Schwan-Mutation „Verliebt in Berlin“ rund um die Zahnspangen-Trutsche Lisa Plenske. Auch bei RTL liegen mehrere konkrete Projekte auf dem Tisch. Aber so konsequent und hemmungslos wie die Öffentlich-Rechtlichen wagt bislang kein Privatsender, die Kitschfenster sperrangelweit aufzureißen.

Das ZDF startet am 6. Oktober die „Bianca“-Nachfolgerin „Julia – Wege zum Glück“ und will Anfang nächsten Jahres mit „Tessa – Leben für die Liebe“ noch nachlegen. Struves ARD versucht es seit Anfang dieser Woche mit „Sturm der Liebe“ und ab November obendrein mit „Sophie – Braut wider Willen“, einem ins 19. Jahrhundert versetzten 30-Teiler, sehr blond besetzt mit dem Seifenopern-Ikönchen Yvonne Catterfeld.

Bis nächstes Jahr ist also mit mehr als einem halben Dutzend LisaTessaJulia-wider-Willen-verliebt-ins-Glück-Stürmen zu rechnen. Ist der Titel „Uschi – Leben wider Willen“ schon geschützt? Man muss das jedenfalls mal gesehen haben, um es nicht zu glauben.

Laura aus „Sturm der Liebe“ zum Beispiel ist eine zart-verbitterte Konditorin, die in Halle eher kleine Brötchen backte. Eigentlich wollte sie Lars heiraten, den sie aber kurz vor der Hochzeit mit Birgit erwischte, so dass Laura enttäuscht nach München flieht. Das verspricht Großstadt, Zukunft – und vor allem schönere Kulissen.

In Oberbayern plätschern prompt die Brünnlein und säfteln die Weiden, bis Laura in jedem Sinne des Wortes einem unbekannten Beau in die Hände fällt. Es folgt ein Nachmittag mit noch mehr Reh- bis Kuhaugenblicken, herzenden Spielen mit Salatköpfen auf dem Gemüsemarkt und einem finalen Kuss samt Versprechen, sich am nächsten Morgen wiederzutreffen.

Der junge Herr erscheint natürlich nicht. Laura fährt darob zerknirscht zu ihrer Freundin Tanja, die Putze im Nobelhotel „Fürstenhof“ ist, wo Laura dann ihrem Traummann erneut begegnet: Er ist Erbe des Etablissements sowie hin- und hergerissen, weil einer anderen versprochen, was zu Verwicklungen für mindestens 100 Folgen genügen dürfte.

Dazwischen fallen Sätze wie: „Ich habe das Gefühl, dass wir uns schon ewig kennen.“ Oder: „Wenn du etwas nur stark genug willst, dann geschieht es auch.“ Komischerweise geht die ARD-Schmusenummer danach trotzdem weiter.

Die ZDF-Julias und ARD-Lauras sind absolut humor- und realitätsfreie Courths-Mahler-Zone. Die schier unerträgliche Seichtigkeit des Scheins ist die logische Konsequenz aus Karl Moik (im Ersten) und Pilcher-Verfilmungen (im Zweiten). Sie vermittelt ein Weltbild, das Frauen entweder als intrigante Schlampen oder verschreckte, aber patente Vorstadt-Küken präsentiert – in einer Welt, wo Gut und Böse, Oben und Unten noch klar getrennt sind. Und am Ende wird geheiratet. Immer.

MICHAEL TRIPPEL / OSTKREUZ

„Julia – Wege zum Glück“ (ZDF)

NICOLE MANTHEY / ARD

„Sophie – Braut wider Willen“ (ARD)

JO BISCHOFF / ARD

„Sturm der Liebe“ (ARD)

Spätestens hier wird klar, dass sich die um den eigenen Rest-Ruf besorgten ARD-Redakteure lange und heftig dagegen gewehrt haben. Struve findet das „sehr ehrenhaft“. Ihm wäre es ja auch lieber, wenn er sein Nachmittagsprogramm mit einer dreistündigen Bildungsbürger-Service-Show bestücken könnte. Warum tut er es also nicht?

Weil beide, ARD wie ZDF, schon alles probiert haben an den Nachmittagen und dennoch am Ende ihre wenigen noch nicht weggestorbenen Zuschauer (Altersschnitt: 59) beinahe persönlich begrüßen konnten. Das mag jetzt übertrieben klingen, aber sie hatten nicht viel zu verlieren. Weil nichts funktionierte, bis die Mainzer ihre „Bianca“ auffuhren, die einschlug wie eine Handgranate beim Senioren-Tanztee.

„Wir haben damit unser großes Nachmittagsproblem gelöst“, sagt ZDF-Programmdirektor Thomas Bellut und grinst: „Jeder Erfolg zieht eben Nachahmer hinter sich her.“

Die ARD muss schon sehr verzweifelt gewesen sein, dass sie deshalb im Juli sogar der eigenen, schleichwerbeumwitterten Skandaltochter Bavaria („Marienhof“) den Auftrag erteilte, den großen Sehnsuchtskonter zu entwickeln. Und wenn eines überrascht, dann die Geschwindigkeit, mit der sich das sonst eher träge Erste plötzlich ins Zeug legte. „Die ARD kommt eben spät, aber wenn sie erst mal anfängt zu laufen, gibt’s kein Halten mehr“, sagt Struve.

In kaum zwei Monaten standen „Sturm der Liebe“-Besetzungsliste, Kulissen und Drehbücher. Für einen Etat von geschätzten zehn Millionen Euro liefert die Bavaria nun maschinell gefertigte Romantik von der Stange: pro Werktag eine rund 50-minütige Folge, die den charmanten Begleiteffekt hatte, dass man damit den in seiner medialen Missionarsstellung unerträglich und vor allem erfolglos gewordenen Pastor Jürgen Fliege aus dem Programm kegeln konnte.

Okay, man sieht die Atemlosigkeit der Produktionsbedingungen bedauerlicherweise jeder Folge an. Aber zum Vergleich: Das RTL-Effizienzwunder „Gute Zeiten, schlechte Zeiten“ („GZSZ“) schafft nur einen Output von etwa 25 Sendeminuten pro Tag. Die „Sturm der Liebe“-Minute kostet zudem weit weniger als die Hälfte der Reality-Tristesse „Lindenstraße“.

Es geht ohnehin nicht mehr um Inhalte, sonst müssten alle Beteiligten ja zynisch werden. Es geht um Logistik, um Preise und um Schnelligkeit, die auch dafür sorgte, dass die ARD mit ihrer Rekordtempo-Telenovela gut eine Woche vor der „Bianca“-Nachfolgerin „Julia“ auf den Schirm tapsen konnte. Die ZDF-Konkurrenz wird derweil

in gleicher Rasanz in Potsdam-Babelsberg produziert.

Wo Fritz Lang einst „Metropolis“ drehte und Propagandaminister Joseph Goebbels später ein Büro hatte, sitzt heute die Produktionsfirma Grundy Ufa, die sich mit Konfektionsware einen Namen gemacht hat: „Unter uns“ und „GZSZ“ für RTL, „Verbotene Liebe“ und demnächst „Braut wider Willen“ für die ARD. Dazu „Verliebt in Berlin“ für Sat.1, „Bianca“, „Tessa“ und gerade „Julia“ fürs ZDF. Allein bei Letzterer werkelt pro Woche ein Medienproletariat von rund 150 Leuten an 70 Teilen gleichzeitig. Stückkosten pro Folge: unter 100 000 Euro.

MONIKA SCHÜRLE / SAT.1

Sat.1-Telenovela „Verliebt in Berlin“: *Erfolgreiches Zahnspangen-TV*

Im Studio liegen zwischen Julias Hartz-IV-Butze und dem Hightech-Schlafzimmer ihres angebeteten Daniel (hier Juniorchef einer Porzellan-Manufaktur) nur zehn Meter. Im ZDF-Programm sind bis zur sehnsuchtsvollen Vereinigung größere Distanzen zu überbrücken. Und während vorn die Autorenteams noch die Gerüste hölzerner Dialoge zurechtzimmern, plumpsen hinten schon die nächsten Folgen sendefertig vom Band. Gut Ding will Eile haben.

Grundy Ufa ist ein Monolith des Instant-Fernsehens, eine gefühlsechte Erzählmaschine. Belegt deren Erfolg also den Hang der Deutschen zu Eskapismus und schlichten Geschichten in Zeiten immer neuer Unübersichtlichkeiten? Ach, Gott, na ja.

Oder beweist der Telenovela-Boom, dass im Fernsehen nun eine konservative Revolution stattfindet, die im politischen Berlin gerade danebenging? Vielleicht geht’s auch mal wieder eine Weltuntergangskategorie tiefer, zumal Grundy-Ufa-Geschäftsführer Rainer Wemcken nüchtern meint: „Die Deutschen sind vielleicht ein bisschen verunsichert. Da liefern wir einer gewissen Klientel eben ein bisschen wohlige Wärme.“ Und die Klientel mag den Quark ja offenkundig.

So zeigt das neue Heile-Welt-Geschäft wohl vor allem das brutale Effizienzdiktat deutscher TV-Unterhaltung. Und es decouvriert, dass die öffentlich-rechtlichen Gebühren-Milliardäre inzwischen durchaus willens und in der Lage sind, dümmeres Fernsehen zu liefern als die meisten Privatsender. Wenn es denn Quote verspricht.

ARD-Märchenonkel Struve ist jetzt 65. Das ist ein Alter, wo man es auch gern mal übersichtlich und schlicht hat. Wo man auch mal auf ein Happy End hofft, nachdem die eigene Anstalt jahrelang die meisten TV-Trends verschlafen oder wenigstens ignoriert hat. Vier Jahre gibt er dem Telenovela-Phänomen. Und die deutsche TV-Branche sei ja erst im Jahr eins, auch wenn es bald die ersten Formate geben könne, die nicht nur qualitativ, sondern vor allem quotenmäßig womöglich floppten.

Man will jetzt wirklich nicht zynisch werden, aber vielleicht schafft er mit seinem „Sturm der Liebe“ beides: Zumindest die Marktanteile der ersten Folgen lagen fast auf Fliege-Niveau. ◆

PRESSEFREIHEIT

Gefährliche Kommentare

Der Anschlag auf eine beliebte Fernsehmoderatorin in Beirut reißt alte Gräben in der Bevölkerung wieder auf. Meinungsmacher geraten zwischen die Fronten.

Groß, blond und üppig, zählte Mai Schidiak, 43, zu den attraktivsten TV-Stars der Medienszene der Levante. Zudem war die beliebte Moderatorin auch politisch engagiert. Für ihre Courage zahlte sie am vergangenen Sonntag einen bitteren Preis.

Kaum hatte sich die Journalistin im Beiruter Vorort Ghadir ans Steuer ihres schweren Geländewagens gesetzt, explodierte das Gefährt. Noch weit entfernt splitterten die Fensterscheiben. Wohl nur, weil ihr Fahrzeug stabiler war als gewöhnliche Personenwagen, überlebte Schidiak den Anschlag. Im nahe gelegenen Hospital Hôtel-Dieu aber mussten Chirurgen ihr den linken Arm und das linke Bein amputieren.

Die brutale Attacke löste eine Welle der Anteilnahme aus, auch weit über den Libanon hinaus. In New York zeigte sich Uno-Generalsekretär Kofi Annan über die „abscheuliche Tat“ tief betroffen: Das Attentat richte sich nicht nur gegen die Bürger des Libanon, sondern auch „gegen die fundamentalen Prinzipien einer demokratischen Gesellschaft, allen voran gegen die Freiheit der Presse“.

Tatsächlich zählte Schidiak zu den vehementen Kritikern der syrischen Vorherrschaft über ihr Land. Die mächtige Garde alter Hardliner beim Nachbarn Damaskus, die Präsident Baschar al-Assad den Abzug aus dem Libanon verübelt, betrachtet den kleinen Levante-Staat noch immer als Protektorat.

Erst Stunden vor dem Attentat hatte die Moderatorin in ihrer Fernsehsendung erneut die kriminellen Aktivitäten des syrischen Geheimdienstes angeprangert. Unerschrocken beschuldigte sie die Syrer, hinter der Ermordung des libanesischen Ex-Premiers und Assad-Kritikers Rafik al-Hariri im vergangenen Februar zu stehen.

Beiruts Minister für Telekommunikation, Marwan Hamada, der im Oktober 2004 selbst nur knapp einem Bombenanschlag entging, machte denn auch prompt Syrien und seine Handlanger für den Anschlag verantwortlich.

Gut ein halbes Jahr nach dem Tod des ehemaligen Regierungschefs hat die Welle der Gewalt mit der Autobombe gegen die unerschrockene Fernsehfrau nicht nur einen neuen Höhepunkt erreicht. Galt der Terror bisher meist schwerbewachten Politikern, geraten nun offensichtlich verstärkt ungeschützte Meinungsmacher ins Visier. „Wir leben in ständiger Angst“, klagt Georges Baschir, der in Beirut sehr bekannte Korrespondent von Radio Monte Carlo.

Tatsächlich treffen die Anschläge auf die Medienleute eine Stadt, die einst für die gesamte arabische Welt das Zentrum der Pressefreiheit war. Auch wenn Dubai und Katar mit ihren international operierenden TV-Stationen die Lufthoheit bei den elektronischen Medien übernommen haben – das „Paris der Levante“ gilt weiter als Heimat scharfzüngiger Kommentatoren. Schließlich war in Beirut vor 150 Jahren die erste arabische Zeitung gegründet worden.

Auch im Flügelkampf zwischen prosyrischen Kräften und der auf Unabhängigkeit drängenden Opposition, der seit Hariris Ermordung tobt, haben Beiruts Leitartikler beachtlichen Mut gezeigt. Einer der bekanntesten, Samir Kassir von der größten Tageszeitung des Landes, „al-Nahar“ (Der Tag), bezahlte seine Offenheit bereits am 2. Juni mit dem Leben. Eine Bombe riss ihn in den Tod.

Standen die meisten Blätter von Anfang an auf Seiten der Opposition, hielten es TV-Stationen wie Schidiaks Sender LBC, an dem auch der saudi-arabische Prinz und Milliardär Walid Ibn Talal beteiligt ist, länger mit der Syrien-hörigen Regierung – die wurde erst im Juni durch Wahlen abgelöst. Das zum Hariri-Konzern gehörige „Future TV“ und der amerikanische Satellitenkanal „al-Hurra“ (Die Freie) waren sofort im anderen Lager.

Inzwischen liegt eigentlich nur noch der Fernsehsender der schiitischen Hisbollah, der „Partei Gottes“, weiter auf Damaskus-Linie – der Kanal jener Partei, die einst im Süden des Landes gegen die israelische Besatzung gekämpft und nun gegen den Abzug der Syrer mobilgemacht hat.

Das Lager-Denken ist auch eine Folge des Bürgerkriegs zwischen Christen und Muslimen, der den Libanon bis 1990 erschütterte und nun wieder aufzuflackern droht. Der erstaunliche Wiederaufbau Beiruts, Rückkehr von Glamour und Savoir-vivre inklusive, täuscht darüber hinweg, dass die konfessionell geprägten Eliten der rivalisierenden Parteien nach wie vor um ihre Pfründen kämpfen.

Die von den USA und der Uno erzwungene Beendigung der syrischen Präsenz verstärkte noch die Spaltung: Christen und Sunniten begrüßten das Ende der Besatzung euphorisch als Auftakt für einen Neubeginn. Die Schiiten hingegen trauern den Syrern nach, weil Damaskus die Hisbollah unterstützt und ihre Bevölkerungsgruppe, die ein Drittel der Libanesen stellt, aufgewertet hatte.

Gegen den schwindenden Einfluss Syriens kämpft aber nicht nur die Hisbollah, sondern auch ein undurchsichtiges Geflecht von rücksichtslosen Politikern, Geschäftsleuten und Geheimdienstlern, die mit Rückendeckung aus Damaskus ihre Macht und Millionenprofite sicherten. Ihnen käme ein neuer christlich-islamischer Bürgerkrieg durchaus gelegen.

Tatsächlich waren alle 13 Opfer der Terrorwelle nach dem Hariri-Mord Christen. Auch die Moderatorin Mai Schidiak.

DIETER BEDNARZ, VOLKHARD WINDFUHR

JOSEPH BARRAK / AFP

LBC / AFP

TV-Moderatorin Schidiak, Tatort: *„Leben in ständiger Angst“*

SERVICE

Leserbriefe
SPIEGEL-Verlag, Brandstwiete 19, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche
Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:
Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxes sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

Deutschland, Österreich, Schweiz:
Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:
New York Times Syndication Sales, Paris
Telefon: (00331) 53057650 Fax: (00331) 47421711

für Fotos:
Telefon: (040) 3007-2869
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

DER SPIEGEL auf CD-Rom und DVD
Telefon: (040) 3007-3016 Fax: (040) 3007-3180
E-Mail: service@spiegel.de
www.spiegel.de/shop

Bestellung von Einzelheften / älteren Ausgaben
Telefon: (040) 3007-2948 Fax: (040) 3007-857050
E-Mail: nachbestellung@spiegel.de

Abonnenten-Service
Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,
20637 Hamburg

Umzug/Urlaub: 01801 / 22 11 33 zum Ortstarif
Fax: (040) 3007-857003

Zustellung: 01801 / 66 11 66 zum Ortstarif
Fax: (040) 3007-857006

Service allgemein: (040) 3007-2700
Fax: (040) 3007-3070
E-Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnenten-Service Schweiz
DER SPIEGEL, Postfach, 6002 Luzern
Telefon: (0041) 41-329 22 55 Fax: (0041) 41-329 22 04
E-Mail: spiegel@leserservice.ch

Abonnement für Blinde
Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V.
Telefon: (06421) 606265 Fax: (06421) 606259
E-Mail: info@blista.de

Elektronische Version, Stiftung Blindenanstalt
Frankfurt am Main
Telefon: (069) 955124-15 Fax: (069) 5976296
E-Mail: m-kirchner@t-online.de

Abonnementspreise
Inland: zwölf Monate € 166,40
Sonntagszustellung per Eilboten Inland: € 494,00
Studenten Inland: zwölf Monate € 114,40 inkl.
6-mal UniSPIEGEL
Schweiz: zwölf Monate sfr 291,20
Europa: zwölf Monate € 221,00
Außerhalb Europas: zwölf Monate € 299,00
DER SPIEGEL als E-Paper: zwölf Monate € 166,40
Halbjahresaufträge und befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Abonnementsbestellung
bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,
20637 Hamburg – oder per Fax: (040) 3007-3070.

Ich bestelle den SPIEGEL
❑ für € 3,20 pro Ausgabe (Normallieferung)
❑ für € 9,50 pro Ausgabe (Eilbotenzustellung am Sonntag) mit dem Recht, jederzeit zu kündigen. Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte bekomme ich zurück.
Zusätzlich erhalte ich den KulturSPIEGEL, das monatliche Programm-Magazin.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Ich zahle
❑ bequem und bargeldlos per Bankeinzug ($^1/_4$-jährl.)

Bankleitzahl Konto-Nr.

Geldinstitut

❑ nach Erhalt der Jahresrechnung. Ein Widerrufsrecht besteht nicht.

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten SD/SP05-004

DER SPIEGEL

Brandstwiete 19, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion)

E-Mail spiegel@spiegel.de · **SPIEGEL ONLINE** www.spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTEUR Stefan Aust (V. i. S. d. P.)

STELLV. CHEFREDAKTEURE Dr. Martin Doerry, Joachim Preuß

DEUTSCHE POLITIK *Leitung:* Hans-Joachim Noack, Dietmar Pieper, Hans-Ulrich Stoldt (stellv.). *Redaktion:* Georg Bönisch, Annette Bruhns, Per Hinrichs, Carsten Holm, Dr. Hans Michael Kloth, Bernd Kühnl, Merlind Theile. *Autoren*, *Reporter*: Henryk M. Broder, Dr. Thomas Darnstädt, Hartmut Palmer, Dr. Klaus Wiegrefe

HAUPTSTADTBÜRO *Leitung:* Gabor Steingart, Jan Fleischhauer (stellv.), Konstantin von Hammerstein (stellv.). *Redaktion Politik:* Ralf Beste, Petra Bornhöft, Markus Feldenkirchen, Horand Knaup, Roland Nelles, Ralf Neukirch, René Pfister, Christoph Schmitz, Christoph Schult, Alexander Szandar. *Reporter:* Matthias Geyer, Marc Hujer. *Redaktion Wirtschaft:* Sven Afhüppe, Markus Dettmer, Alexander Neubacher, Wolfgang Johannes Reuter, Marcel Rosenbach, Michael Sauga

Autoren: Dirk Kurbjuweit, Jürgen Leinemann

DEUTSCHLAND *Leitung:* Clemens Höges, Michaela Schießl (stellv.). *Redaktion:* Dominik Cziesche, Michael Fröhlingsdorf, Ulrich Jaeger, Sebastian Knauer, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Cordula Meyer, Andreas Ulrich, Dr. Markus Verbeet. *Autoren*, *Reporter*: Jochen Bölsche, Jürgen Dahlkamp, Markus Deggerich, Gisela Friedrichsen, Bruno Schrep

BERLINER BÜRO *Leitung:* Heiner Schimmöller, Stefan Berg (stellv.). *Redaktion:* Wolfgang Bayer, Irina Repke, Sven Röbel, Caroline Schmidt, Michael Sontheimer, Holger Stark, Peter Wensierski

WIRTSCHAFT *Leitung:* Armin Mahler, Thomas Tuma. *Redaktion:* Beat Balzli, Julia Bonstein, Dietmar Hawranek, Alexander Jung, Klaus-Peter Kerbusk, Nils Klawitter, Jörg Schmitt, Thomas Schulz, Janko Tietz

AUSLAND *Leitung:* Hans Hoyng, Dr. Gerhard Spörl, Dr. Christian Neef (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Dr. Carolin Emcke, Manfred Ertel, Rüdiger Falksohn, Joachim Hoelzgen, Siegesmund von Ilsemann, Marion Kraske, Jan Puhl, Dr. Stefan Simons. *Autoren*, *Reporter:* Klaus Brinkbäumer, Dr. Erich Follath, Dr. Olaf Ihlau, Susanne Koelbl, Erich Wiedemann

WISSENSCHAFT UND TECHNIK *Leitung:* Johann Grolle, Olaf Stampf. *Redaktion:* Dr. Philip Bethge, Rafaela von Bredow, Manfred Dworschak, Marco Evers, Dr. Veronika Hackenbroch, Julia Koch, Beate Lakotta, Dr. Renate Nimtz-Köster, Hilmar Schmundt, Matthias Schulz, Katja Thimm, Christian Wüst

KULTUR *Leitung:* Dr. Romain Leick, Matthias Matussek. *Redaktion:* Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Nikolaus von Festenberg, Angela Gatterburg, Doja Hacker, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Dr. Joachim Kronsbein, Dr. Johannes Saltzwedel, Elke Schmitter, Klaus Umbach, Claudia Voigt, Marianne Wellershoff, Martin Wolf. *Autoren*: Wolfgang Höbel, Urs Jenny, Dr. Mathias Schreiber

GESELLSCHAFT *Leitung:* Lothar Gorris, Cordt Schnibben. *Redaktion:* Anke Dürr, Fiona Ehlers, Hauke Goos, Ralf Hoppe, Ansbert Kneip. *Reporter*: Uwe Buse, Ullrich Fichtner, Barbara Supp

SPORT *Leitung:* Alfred Weinzierl. *Redaktion:* Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer, Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger

SONDERTHEMEN *Leitung:* Stephan Burgdorff, Norbert F. Pötzl (stellv.). *Redaktion:* Karen Andresen, Horst Beckmann, Wolfram Bickerich, Joachim Mohr, Manfred Schniedenharn, Peter Stolle, Dr. Rainer Traub, Kirsten Wiedner

PERSONALIEN Dr. Manfred Weber; Petra Kleinau, Katharina Stegelmann

HAUSMITTEILUNG, INFORMATION Hans-Ulrich Stoldt

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Karl-Heinz Körner (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Regine Brandt, Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs, Dieter Gellrich, Bianca Hunekuhl, Anke Jensen, Maika Kunze, Katharina Lüken, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Manfred Petersen, Gero Richter-Rethwisch, Hans-Eckhard Segner, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

BILDREDAKTION Michael Rabanus (verantwortlich für Innere Heftgestaltung), Claudia Jeczawitz, Claus-Dieter Schmidt, Anke Wellnitz; Josef Csallos, Sabine Döttling, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Peer Peters, Dilia Regnier, Sabine Sauer, Karin Weinberg. *E-Mail*: bildred@spiegel.de
SPIEGEL Foto USA: Matthias Krug, Tel. (001310) 234 1916

GRAFIK Martin Brinker, Gernot Matzke; Cornelia Baumermann, Renata Biendarra, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Tiina Hurme, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Ralf Geilhufe, Reinhilde Wurst; Michael Abke, Christel Basilon, Katrin Bollmann, Regine Braun, Volker Fensky, Claudia Franke, Grit Frenzel, Petra Gronau, Jens Kuppi, Sebastian Raulf, Barbara Rödiger, Till Schlünz, Martina Treumann, Doris Wilhelm

Sonderhefte: Rainer Sennewald

PRODUKTION Christiane Stauder, Petra Thormann

TITELBILD Stefan Kiefer; Iris Kuhlmann, Gershom Schwalfenberg, Arne Vogt, Monika Zucht

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

BERLIN Friedrichstraße 79, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 203875-00, Fax 203875-23; Deutschland, Kultur und Gesellschaft Tel. (030) 203874-00, Fax 203874-12

BONN Combahnstraße 24, 53225 Bonn, Tel. (0228) 26703-0, Fax 26703-20

DRESDEN Steffen Winter, Königsbrücker Straße 17, 01099 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Andrea Brandt, Barbara Schmid-Schalenbach, Carlsplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Andreas Wassermann; Christoph Pauly, Oberlindau 80, 60323 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Heiko Martens, Bettina Musall, Conny Neumann, Lerchenfeldstraße 11, 80538 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Felix Kurz, Alexanderstraße 18, 70184 Stuttgart, Tel. (0711) 3509343, Fax 3509341

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

AMSTERDAM Gerald Traufetter, Keizersgracht 431s, 1017 DJ Amsterdam, Tel. (0031) 203306773, Fax 203306774

BELGRAD Renate Flottau, Teodora Drajzera 36, 11000 Belgrad, Tel. (0038111) 2669987, Fax 3670356

BOSTON Jörg Blech, 278 Elm Street, Somerville, MA 02144 Tel. (001617) 6281596, Fax 6283137

BRÜSSEL Frank Dohmen, Hans-Jürgen Schlamp. *Autor*: Dirk Koch, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

JERUSALEM Annette Großbongardt, P.O. Box 4615, Jerusalem 91046, Tel. (009722) 561192-6 oder -7, Fax 5611928

KAIRO Volkhard Windfuhr, Bernhard Zand, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 7604944, Fax 7607655

LONDON Thomas Hüetlin, Studio 5B, 9-15 Neal Street, London WC2H 9PU, Tel. (0044207) 2401 324, Fax 2400 246

MADRID Helene Zuber, Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (003491) 391 05 75, Fax 319 29 68

MOSKAU Walter Mayr, Uwe Klußmann. *Autor*: Jörg R. Mettke, Ul. Bol. Dmitrowka 7/5, Haus 2, 125009 Moskau, Tel. (007095) 96020-95, Fax 96020-97

NAIROBI Thilo Thielke, P.O. Box 1361, 00606 Nairobi, Fax 00254-204181559

NEW DELHI Padma Rao, 101, Golf Links, New Delhi 110003, Tel. (009111) 24652118, Fax 24652739

NEW YORK Frank Hornig, Alexander Osang, 516 Fifth Avenue, Penthouse, New York, N Y 10036, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

PEKING Andreas Lorenz, Sanlitun Dongsanjie Gongyu 2-1-31, Peking 100 600, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

PRAG Jilská 8, 11000 Prag, Tel. + Fax (00420) 2-24220138, 2-24221524

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, Rio de Janeiro-RJ, CEP 22290-970, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

ROM Alexander Smoltczyk, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SHANGHAI Dr. Wieland Wagner, No. 50, Lane 1517, Huqingping Rd. Shanghai 201702, Tel. (008621) 5988 9292, Fax 5988 9393

SINGAPUR Jürgen Kremb, The Ascott, No 6, Scotts Road, 228209 Singapur, Tel. (0065) 81271040

WARSCHAU P.O.Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warschau, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

WASHINGTON Georg Mascolo, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20 045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

WIEN Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Axel Pult (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Heinz Egleder, Johannes Eltzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Cordelia Freiwald, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Christa von Holtzapfel, Bertolt Hunger, Joachim Immisch, Marie-Odile Jonot-Langheim, Michael Jürgens, Renate Kemper-Gussek, Jan Kerbusk, Ulrich Klötzer, Angela Köllisch, Anna Kovac, Sonny Krauspe, Peter Kühn, Peter Lakemeier, Hannes Lamp, Dr. Walter Lehmann, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Werner Nielsen, Margret Nitsche, Sandra Öfner, Thorsten Oltmer, Andreas M. Peets, Anna Petersen, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Rolf G. Schierhorn, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Margret Spohn, Rainer Staudhammer, Anja Stehmann, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szimm, Dr. Wilhelm Tappe, Dr. Eckart Teichert, Hans-Jürgen Vogt, Carsten Voigt, Ursula Wamser, Peter Wetter, Andrea Wilkens, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Jörg Keimer

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 59 vom 1. Januar 2005
Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2475

Postbank AG Hamburg Nr. 7137-200 BLZ 200 100 20

Verantwortlich für Vertrieb: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Itzehoe
Prinovis, Dresden

MARKETINGLEITUNG Christian Schlottau

VERLAGSLEITUNG Fried von Bismarck, Matthias Schmolz

GESCHÄFTSFÜHRUNG Karl Dietrich Seikel

DER SPIEGEL (USPS No. 0154-520) is published weekly. The subscription price for the USA is $310 per annum.
K.O.P.: German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631. Telephone: 1-800-457-4443. E-mail: info@glpnews.com. Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and at additional mailing offices. Postmaster:
Send address changes to: DER SPIEGEL, German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631.

FAYOLLE / DPA

Eine Flug-Ente segelt durch den Himmel beim Coupe Icare – einer Show im französischen Saint Hilaire du Touvet, bei der sich alle möglichen und unmöglichen Luftfahrzeuge präsentieren.

SAMSTAG, 24. 9.

WIRBELSTURM Mit einer Windgeschwindigkeit von 200 Stundenkilometern trifft Hurrikan „Rita“ auf die Küsten der US-Staaten Texas und Louisiana und drückt eine fünf Meter hohe Flutwelle an Land.

KIRCHE Papst Benedikt XVI. empfängt den Tübinger Vatikankritiker Hans Küng.

ENTWICKLUNGSHILFE Die Mitglieder des Internationalen Währungsfonds beschließen, den 18 ärmsten Entwicklungsländern 40 Milliarden Dollar Schulden zu erlassen.

SONNTAG, 25. 9.

NAHOST Die israelische Armee beantwortet Raketenanschläge der Palästinenser mit der Offensive „Erster Regen“ im Gazastreifen und im Westjordanland.

AUTOINDUSTRIE I Der Stuttgarter Sportwagenbauer Porsche kündigt an, 20 Prozent der Volkswagen-Aktien übernehmen zu wollen.

FORMEL 1 Der Spanier Fernando Alonso wird durch seinen dritten Platz beim Großen Preis von Brasilien erstmals Weltmeister.

MONTAG, 26. 9.

URTEIL I Die US-Soldatin Lynndie England wird in sechs von sieben Anklagepunkten der Misshandlung von Gefangenen im irakischen Gefängnis Abu Ghureib von einem Militärgericht in Texas schuldig gesprochen.

FINANZEN Die europäische Statistikbehörde Eurostat erkennt Forderungsverkäufe zur deutschen Haushaltssanierung in Milliardenhöhe nicht als defizitmindernd an – die Neuverschuldung Deutschlands steigt daher auf etwa vier Prozent.

TERRORISMUS Im größten Prozess Europas gegen Mitglieder des Terrornetzes al-Qaida verurteilt der Nationale Gerichtshof in Madrid den Hauptangeklagten zu 27 Jahren Haft.

DIENSTAG, 27. 9.

AUTOINDUSTRIE II Das VW-Management und Arbeitnehmervertreter einigen sich darauf, den neuen Geländewagen in Wolfsburg außerhalb des Haustarifvertrags zu produzieren.

WAHL Renate Künast und Fritz Kuhn werden zu den neuen Fraktionsvorsitzenden der Grünen im Bundestag erkoren und treten die Nachfolge von Krista Sager und Katrin Göring-Eckardt an.

URTEIL II Das Bundesverfassungsgericht entscheidet, dass die Kürzung der Beamtenpensionen nicht gegen das Grundgesetz verstößt.

MITTWOCH, 28. 9.

AUTOINDUSTRIE III DaimlerChrysler will bei der Mercedes Car Group innerhalb von einem Jahr 8500 Arbeitsplätze abbauen.

BUNDESWEHR Der Bundestag verlängert den Bundeswehreinsatz in Afghanistan um ein Jahr und erhöht die Zahl der Soldaten von 2250 auf 3000.

DONNERSTAG, 29. 9.

AUSZEICHNUNG Den Alternativen Nobelpreis 2005 erhalten die Kanadier Maude Barlow und Tony Clarke für ihren Einsatz für fairen Handel, Malaysias Bürgerrechtlerin Irene Fernandez und die Organisation First People of the Kalahari.

SPIEGEL TV

MONTAG, 3. 10.

SPIEGEL TV REPORTAGE

Die Sendung entfällt wegen des Sonderprogramms zum Tag der Deutschen Einheit auf Sat.1.

DONNERSTAG, 6. 10.
22.35 – 23.30 UHR VOX

SPIEGEL TV EXTRA

Der Himmelsstürmer – Die Einführung des Eurofighters bei der Luftwaffe
Ein SPIEGEL TV-Team begleitet Kampfpiloten des Jagdgeschwaders 73 „Steinhoff“ im mecklenburgischen Laage bei der Umschulung auf den Hightech-Jet und zeigt die Eurofighter-Endmontage bei EADS in Manching.

FREITAG, 7. 10.
22.30 – 0.35 UHR VOX

SPIEGEL TV THEMA

Die Geschäftsidee – Vom Geistesblitz zum großen Geld
Eine gute Idee – und schon klingelt es in der Kasse, glauben viele Jungunternehmer. Doch hinter erfolgreichen Erfindungen und genialen Geschäftsmodellen liegt oft ein harter Weg. SPIEGEL TV Thema über Erfinder, erfolgreiche Geschäftsleute und solche, die es werden wollen.

SAMSTAG, 8. 10.
22.05 – 0.10 UHR VOX

SPIEGEL TV SPECIAL

Wenn aus Kindern Täter werden – Jugendkriminalität in Deutschland
Mehr als 140 000 Kinder in Deutschland haben nach den Ermittlungen der Polizei im vergangenen Jahr eine Straftat begangen. SPIEGEL TV Special über kriminelle Kinder, familiäre Hintergründe und pädagogische Perspektiven.

SONNTAG, 9. 10.
22.45 – 23.35 UHR RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

Scheiden tut weh – das Ende von Vater-Mutter-Kind; **1, 2, 3 meins –** Betrug im Internet; **Vom Regenwald in die Savanne –** der Umzug der Elefanten.

MARC ENGELHARDT / EPD

Elefantentransport (in Kenia)

Register

AP

Don Adams, 82. In den sechziger Jahren gehörte er zu den größten Fernsehstars Amerikas. Seine Berühmtheit verdankte er allein der James-Bond-Parodie „Get Smart“, mit der er drei Emmys gewonnen hat. In der Spionageserie spielte er den tollpatschigen, völlig ungeeigneten, aber stets zufriedenen „Maxwell Smart“, der gegen die bösen Agenten von KAOS kämpft, während er auf eine Romanze mit der sexy Agentin 99 (Barbara Feldon) hofft. Ganz Amerika liebte ihn, wenn er sich mit nasaler Stimme für seine Tölpeleien mit dem berühmt gewordenen Satz entschuldigte: „Sorry about that, chief.“ Don Adams starb am 25. September in Los Angeles.

Steve Marcus, 66. Der Saxophonist war einer der wenigen Jazzmusiker, die eine Trendwende Ende der sechziger Jahre leicht verkrafteten: Als das Publikum in Massen zum Rock abwanderte, spielte Marcus nicht mehr die gängigen Jazz-Standards, sondern nutzte die neuen Rock-Songs als Material für seine Improvisationen. Statt in herkömmlichen Big Bands trat er nun in der Gruppe des Rock- und Country-orientierten Gitarristen Larry Corryel auf. Unter eigenem Namen brachte er die Platte „The Count’s Rock Band“ heraus. Der studierte Musiker spielte in den Jazzorchestern von Stan Kenton, Woody Herman und Buddy Rich. Seine von John Coltrane beeinflusste Saxophon-Spielweise mochten auch die Anhänger von Rockmusik und poppigen Folksongs. Steve Marcus starb am 25. September in New Hope, Pennsylvania.

UPPA

John Brabourne, 80. Anstatt in Oxford Vorlesungen zu besuchen, ging er zwei- bis dreimal am Tag ins Kino. Da ihn am Film neben der Story vor allem interessierte, wie man das Ganze zum Laufen bringt, wurde er Produzent: So klangvolle Filmtitel wie „Pranke des Tigers“ (1958), „Othello“ (1965) mit Laurence Olivier, „Romeo und Julia“ (1968), „Mord im Orient-Express“ (1974), „Tod auf dem Nil“ (1977) oder „Reise nach Indien“ (1984) gelangten durch den britischen Adligen zu Marktreife und Ruhm. Er war einer der Gründungsmitglieder der British Academy of Film and Television Arts, leitete den Privatfernsehkanal Thames Television und gehörte zur Geschäftsführung von Thorn Emi. John Brabourne starb am 22. September in seinem Haus in der südenglischen Grafschaft Kent.

Brett Kebble, 41. Mit riskanten Investitionen hatte es der charismatische Bergbau-Magnat in Südafrika schnell zu Geld und Ansehen gebracht. Vor kurzem war der gelernte Anwalt allerdings wegen finanzieller Unregelmäßigkeiten von seinen Chefposten bei JCI, Western Areas und Randgold & Exploration zurückgetreten. Dabei ging es auch um verschwundene Aktienpakete im Wert von 225 Millionen US-Dollar. Der politisch dem regierenden African National Congress (ANC) und Nelson Mandela nahestehende Kebble verdankte seinen Aufstieg auch der Kooperation mit schwarzen Start-up-Unternehmen, die die Regierung in Pretoria im Rahmen des Black-Economic-Empowerment-Programms förderte. Brett Kebble ist am 27. September auf einer Brücke über Johannesburgs Stadtautobahn in seinem Auto erschossen aufgefunden worden.

MELODY WELSFORD / AFP

EHRUNG

Tamara Tschikunowa, 57, Gründerin und Leiterin der Nichtregierungsorganisation „Mütter gegen Todesstrafe und Folter“ in Usbekistan, erhielt vergangenen Sonntag den mit 15 000 Euro dotierten Internationalen Menschenrechtspreis der Stadt Nürnberg. Tschikunowa, deren 28-jähriger Sohn Dmitrij vor fünf Jahren hingerichtet wurde, setzt sich seither für die Abschaffung der Todesstrafe in ihrem Land ein. Sie wird wegen dieses Engagements von den usbekischen Behörden verfolgt und unter Druck gesetzt.

URTEIL

Hans-Joachim Jentsch, 68, wirkte an einem Urteil mit, das auch für ihn künftig Wirkung entfaltet: Am vergangenen Dienstag befanden er und seine Richterkollegen vom X. Senat des Bundesverfassungsgerichts es für verfassungskonform, dass der Staat derzeit die Beamtenpensionen um rund fünf Prozent absenkt. Tags darauf trat Jentsch in den Ruhestand. Zwar liest sich das Urteil stellenweise so, als sei dem angehenden Pensionär, der das Verfahren als Berichterstatter betreute, dieses Ergebnis nicht ganz leicht gefallen. Die Grenze dessen, was angesichts entsprechender Kürzungen im Rentensystem auch den Beamten zumutbar ist, habe der Gesetzgeber indes „noch nicht überschritten“ – zumal die Zahl der Pensionsempfänger stark zunehmen werde, so dass die Einschnitte nötig seien, um das „System der Beamtenversorgung langfristig zu sichern“.

Patel, Meera in „Nazar“

Meera, 29, pakistanischer Filmstar, schafft sich mit seiner neuesten Karriereentscheidung erbitterte Feinde in der Heimat. Schon nach ihrem ersten Film „Nazar“ im benachbarten – und stets argwöhnisch beobachteten – Indien geriet die Schauspielerin zu Hause in Schwierigkeiten. Zum einen, weil sie überhaupt mit dem Erzfeind zusammenarbeitete, vor allem aber wegen einer Kuss-Szene mit dem indischen Darsteller **Ashmit Patel,** 27. Konservative Islamisten verdammten die Freizügigkeit des Films im Ganzen, der Kuss geriet zum nationalen Skandal: Küssen in der Öffentlichkeit ist in Pakistan absolut verpönt. Die Schauspielerin erhielt Todesdrohungen und verlangte Polizeischutz. „Nazar“ ist in Pakistan nie offiziell gezeigt worden. Indische Filme sind seit 1965 verboten, der DVD-Schwarzmarkt floriert allerdings. Nun hat Meera bekannt gegeben, dass sie nach Indien übersiedeln will, denn Bollywood biete größere Chancen für ihre berufliche Entwicklung.

Haila Faisal, 47, New Yorker Künstlerin und Friedensaktivistin, bleibt dank der Genauigkeit eines Richters auf freiem Fuß. Faisal hatte sich im August am Washington Square Park ihrer Kleidung entledigt und war als lebende Leinwand mit den Slogans „Stop the War“ und „Stop War“ auf der Haut in den Brunnen am Platz gestiegen. Wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses wurde sie daraufhin festgenommen. Richter Stanley Katz wies die Klage nun ab. Er meinte, in dem ihm vorliegenden Text würde nicht deutlich, worin genau das Ärgernis eigentlich bestand. Faisals Anwalt musste bedauernd auf seinen bestens präparierten Vortrag über verfassungskonforme Nacktheit in der Öffentlichkeit verzichten. Die Malerin hätte mit bis zu 15 Tagen Gefängnis bestraft werden können. Dennoch ist eine Wiederholung nicht auszuschließen, weil „ich mich schlecht fühle, wenn ich nicht ausspreche, woran ich glaube“.

JEFFERSON SIEGEL

Faisal

JOEL ROBINE / AFP

Royal

Ségolène Royal, 52, sozialistische Abgeordnete in Frankreich, provozierte mit der Ankündigung ihrer möglichen Kandidatur für die Präsidentschaftswahlen 2007 verräterische Reaktionen in den eigenen Reihen. „Und wer bleibt dann bei den Kindern?“, lästerte Laurent Fabius, ehemaliger Premierminister und selbst seit langem deklarierter Kandidat. Ein anderer fortschrittlicher Parteifreund fügte hinzu, der Präsidentschaftswahlkampf sei ja kein Schönheitswettbewerb. „Madame Royal“, wie der Titel einer eben erschienenen Biografie lautet, hat sich in eine Männerdomäne vorgewagt. In Frankreich kandidierte bisher noch nie eine Frau für eine der beiden großen Parteien bei Präsidentschaftswahlen. Der Frauenanteil in der französischen Nationalversammlung liegt bei 12 Prozent (gegenüber 32 Prozent im neuen Deutschen Bundestag). „Die Bemerkungen entsprechen nicht der Mehrheitsmeinung“, kommentierte die vierfache Mutter das Macho-Gehabe und bekam Recht: Laut einer aktuellen Umfrage nach den besten sozialistischen Kandidaten liegt Royal auf Platz zwei hinter Jack Lang; Laurent Fabius konnte nur Rang vier erreichen.

Edmund Stoiber, 64, bayerischer Ministerpräsident, hat öffentlich Indizien dafür geliefert, wie er von seinen Beratern gesteuert wird. Bei einem Redaktionsbesuch des „Münchner Merkur“ wurden Stoiber bei kritischen Fragen der Journalisten kleine Zettel zugeschoben. „Nicht vertiefen“ stand etwa darauf oder: „Jetzt Thema wechseln“. Gesprächsteilnehmer erinnern sich, dass der Ministerpräsident folgsam der unliebsamen Frage auswich und begann, von etwas anderem zu sprechen. Peinlich für den Bayern-Regenten und seine Entourage: Die Zettelchen wurden später im Gästebuch der Redaktion vergessen.

Jane Fonda, 67, Schauspielerin und Autobiografin, hat einen neuen Rekord aufgestellt: Sie ist der älteste Cover-Star, der je auf einem britischen Mainstream-Magazin abgebildet wurde. Fonda hat für die Oktober-Ausgabe der Zeitschrift „Good Housekeeping“ ein 44 Jahre jüngeres Model ausgestochen – allerdings musste die Chefredakteurin des Blatts, Lindsay Nicholson, hart kämpfen, um den Herausgeber zu überzeugen. Fonda bestand darauf, die Bilder völlig unbearbeitet zu drucken. Nicholson: „Manche Models sind so neurotisch, dass sie Retusche verlangen, wenn durch eine Drehung des Halses Falten entstehen.“ Die Ex-Frau des US-Medienmoguls Ted Turner, die sich ihre Brustimplantate wieder entfernen ließ („Ted meinte, es sehe aus, als wären Tennisbälle auf ein Brett geklebt, und er hatte recht“), steht zu ihren Lachfalten – sie will nicht „wie alle anderen“ aussehen. Ein entscheidender Faktor für gelungene Fotos ist ihrer Ansicht nach sowieso die Beleuchtung: „Ich kann wie 100 oder wie 50 wirken.“

„Good Housekeeping“-Cover

Jürgen Trittin, 51, Bundesumweltminister, erlebt zum Ende der rot-grünen Dienstzeit ungeahnte bürokratische Hürden. Eigentlich soll er nach der Wahl von Verbraucherministerin Renate Künast zur Grünen-Fraktionschefin deren Ressort mit übernehmen. Vergangenen Mittwoch fragte er in einem Fahrstuhl des Bundestags den Leiter des Bundespräsidialamts, Michael Jansen, wann denn mit seiner Ernennung zu

rechnen sei. Jansen erklärte, das werde wohl noch bis Dienstag dauern, da das Kanzleramt so lange für die Abwicklung von Künasts Rücktritt brauche. „Ich wusste nicht, dass ein Ministerrücktritt so schwierig ist“, wunderte sich Trittin. Den neuen Posten sieht der Grüne mit gemischten Gefühlen, müsste er doch womöglich als Agrarminister Krisen wie Schweinepest, BSE oder Vogelgrippe managen. Noch dazu sieht er sich dem Spott der Kabinettskollegen ausgesetzt. Gesundheitsministerin Ulla Schmidt flachste Trittin in der Bundestagskantine an: „Na, Jürgen, freust du dich schon auf die Schweine?“

Leung Kwok-hung, 49, Abgeordneter des Hongkonger Parlaments, bleibt seinem Ruf als Enfant terrible der ehemaligen britischen Kronkolonie treu. Beim ersten Besuch oppositioneller Politiker in Festland-China seit 16 Jahren trug „Langhaar“-Leung, wie er wegen seiner Frisur allgemein genannt wird, vergangene Woche T-Shirts mit politischen Botschaften. Etwa: „Die Menschen werden nicht vergessen“ – ein Protest gegen das Tiananmen-Massaker am 4. Juni 1989, das Pekings Führung bis heute als notwendig rechtfertigt. Ein anderer Text forderte: „Gebt dem Volk die Macht zurück.“ Chinas Funktionäre verlangten vor einem Treffen der Hongkonger mit dem KP-Chef der Provinz Kanton von Leung einen Kleiderwechsel. „Ich hatte keine andere Wahl, als etwas überzustreifen“, erklärte Leung, dessen Oberbekleidung meist mit Ché Guevaras Konterfei geschmückt ist, später. Peking hatte bislang Oppositionellen aus der Sonderverwaltungsregion den Grenzübertritt verboten.

KIN CHEUNG / AP

Leung

Norbert Lammert, 56, Unionsbundestagsabgeordneter und Anwärter auf das Amt des Kulturstaatsministers, hat sich unglücklich in die Berliner Kulturszene eingeführt. Vergangenen Sonntag saß er mit Amtsinhaberin Christina Weiss, Berlins Regierendem Bürgermeister Klaus Wowereit und Kultursenator Thomas Flierl in der Promi-Loge der Komischen Oper und wohnte samt Ehefrau der Premiere von Giacomo Puccinis „Madame Butterfly“ bei. Doch Lammert soll laut Augenzeugen der Vorstellung nicht ganz gefolgt sein. Er war wohl noch etwas geschafft vom Berlin-Marathon, bei dem er es mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 9,45 Kilometern pro Stunde auf Platz 17 741 gebracht hatte. Am Ende reichte es nur für einen müden Beifall. Hellwach hingegen war offenbar seine Frau. Kaum war der Vorhang gefallen und Regisseur Calixto Bieito auf der Bühne erschienen, stieß sie zum Entsetzen der anderen Gäste in der Loge energisch einen Buhruf nach dem anderen aus. Ungehörig, lautete das Urteil der Nachbarn.

Muhammad Afzal Abdul, 46, afghanischer Golfprofi, hat sich einen Herzenswunsch erfüllt und den einzigen Golfplatz Afghanistans wieder in Betrieb genommen. Abdul trieb sich schon als Zehnjähriger auf dem Platz herum und lernte das Spiel von amerikanischen Diplomaten. Als die Sowjetunion Afghanistan 1979 besetzte, geriet er in Verdacht, für den Westen zu spionieren, sechs Monate lang wurde er eingesperrt, verhört und gefoltert. Fast 20 Jahre später kamen die Taliban, erklärten Golf für antiislamisch, konfiszierten seine gesamte Ausrüstung inklusive Pokale und misshandelten ihn. Abdul floh nach Pakistan. Vor zwei Jahren kehrte er in seine Heimat zurück und begann den völlig zerstörten Golfplatz wieder instand zu setzen. Vergangene Woche fand – nachdem sich ein Sandsturm gelegt hatte – das erste Wohltätigkeitsturnier nach dem letzten Krieg statt. Der „Kabul Golf Club“, sorgfältig auf Minen untersucht, hat seinen ganz eigenen Charme, so findet sich am siebten Loch ein halbvergrabener Sowjetpanzer, das Grün ist eher braun, und manche Spieler werden von bewaffneten Caddys flankiert. Doch den Vollblutgolfer Abdul kann das nicht schrecken. Er gibt mehrmals wöchentlich kostenlosen Unterricht für Jugendliche: „Das ist mein Leben.“

STAFFAN LÖWSTEDT / SCANPIX / DANA PRESS

Abdul (r.)

Aus dem „Handelsjournal“: „Die Kündigung Schwerbehinderter ist eine Herausforderung: Mit dem richtigen Know-how klappt es.“

Beim Käse geht es um die Wurst

Aus dem „Kölner Stadt-Anzeiger“

Bildunterschrift in der „Dülmener Zeitung“: „Als rein weibliches Frauenquartett sind die Bouncin’ Bamboos ein echtes Unikat und passen damit gut zum Konzept der Gründerinnen- und Unternehmerinnenmesse ‚go up‘ …“

Joachim Poß (SPD), Friedrich Merz (CDU), Oskar Lafontaine (SPD), Christine Scheel (Grüne), von links oben im

Bildunterschrift in der „Süddeutschen Zeitung“

Aus der „Frankfurter Allgemeinen“: „Die politische Karriere der früheren Bundesgesundheitsministerin Andrea Fischer endete in Folge des Rinderwahnsinns.“

Längst Schnee drüber gewachsen

Aus der „Saarbrücker Zeitung“

Aus der „Tessiner Zeitung“: „In den vergangenen Tagen ging die Polizei in Locarno gegen die illegale Prostitution vor. Beamte drangen in die Wohnung einer Dame des senkrechten Gewerbes und erwischten sie bei der Ausübung ihrer illegalen Tätigkeit.“

Stumme Hilfeschreie mit Nachhall

Aus den „Nürnberger Nachrichten“

Aus der „Welt“: „Der Kalte Krieg um Energie hat begonnen. Wann er heiß wird, ist nicht Frage des Ob, sondern des Wann.“

Zitate

Die „Frankfurter Allgemeine“ zum SPIEGEL-Bericht „Autoindustrie – Der weiße Ritter“ über die Beteiligung von Porsche am VW-Konzern (Nr. 39/2005):

Allein in der vergangenen Woche sind nach Händler-Angaben 18 Prozent des Aktienvolumens von Volkswagen gehandelt worden. Diese Kursbewegungen sind nun auch Gegenstand einer routinemäßigen Untersuchung der Finanzaufsicht Bafin. Eine formelle Insideruntersuchung gebe es nicht, heißt es. Ihr Augenmerk richten die Bafin-Mitarbeiter zudem auf die Pflichtmitteilung von Porsche. Während der SPIEGEL schon am Samstag vorab über die Porsche-Pläne berichtet habe, sei der Sportwagenhersteller erst am Sonntag mit einer Mitteilung an die Öffentlichkeit gegangen. Porsche hat nach eigener Einschätzung der Informationspflicht nach dem Wertpapierhandelsgesetz Genüge getan. Nachdem der Volkswagen-Vorstand über den Beteiligungsplan in Kenntnis gesetzt worden sei, habe man die Märkte nicht sofort informieren müssen, betonte ein Porsche-Sprecher. Dieser Aufschub gelte, wenn für das Unternehmen durch die Information ein wirtschaftlicher Schaden entstünde – und das wäre durch einen sofortigen Kursanstieg der Fall. Erst ein „qualifiziertes Gerücht“, und dies sei der SPIEGEL-Bericht gewesen, habe Porsche in Sachen Pflichtmitteilung in Zugzwang gesetzt.

Die „Süddeutsche Zeitung“ zum SPIEGEL-Bericht „Affären – Wohltätige Zwecke“ über VW-Manager, die Arbeitnehmervertretern von Škoda Geld zukommen ließen (Nr. 39/2005):

Unterdessen gibt es in der Korruptionsaffäre bei VW neue Vorwürfe gegen den Ex-Škoda-Personalchef Helmuth Schuster. Schuster habe am 8. Dezember 2004 die Überweisung von 100 000 Euro auf ein Gewerkschaftskonto des Škoda-Betriebsrats veranlasst, heißt es übereinstimmend in Medienberichten. Kurz darauf sei Schusters Vertrag verlängert worden. Die Summe war von einer deutschen Bank auf das Konto überwiesen worden … Es habe sich um eine Spende Schusters für den Bau eines Gewerkschafts-Kulturhauses gehandelt. Dem SPIEGEL zufolge wurde die Summe aber erst auf das Konto eines Unbeteiligten transferiert, von dem es ohne dessen Wissen an die Gewerkschaft weitergeleitet wurde. Weil die Arbeitnehmervertretung nicht wusste, wie sie die Einnahme verbuchen soll, habe sie eine Schenkungsurkunde an Schuster geschickt, in die dieser seinen Namen einsetzen sollte. Ein VW-Sprecher sagte, alle Vorwürfe würden von der Staatsanwaltschaft und der Revisionsabteilung des Unternehmens geprüft.